





Klopstock und Meta

von

Ludwig Brunier.



Hamburg.

Perthes-Besser & Mauke.

1860.

Druck von H. G. Voigt.

Vorrede.

Vorreden leiden in den Augen der Leser meist unter der Voraussetzung der Langweiligkeit, werden mithin fast regelmäßig überschlagen. Es ist folglich ein Gebot der Klugheit für den Verfasser, wenn eine Vorrede sich eben als unerläßlich herausstellt, sie so kurz als möglich einzurichten. Wir sagen demnach nur, daß ein Lebensbild zweier ächt deutschen und tief christlichen Charaktere, wie Klopstock und Meta es waren, uns, wenn auch immer erquickend und erhebend, doch in jetzigem Zeitmomente ganz besonders am Platze erscheint. Der eroberungslustige Gallier streckt wieder seine gierige Hand nach dem linken Rheinufer aus und Deutschland hat deshalb den dringendsten Beruf, sich auf sein eigenstes Wesen zu besinnen und sich in entschiedenem und wahr-

lich nicht unvortheilhaften Gegensatze zu dem Franzmanne zu erkennen. Möge das deutsche Volk in diesem Gegensatze beharren, ihn wo möglich noch entschiedener ausbilden! Wo der deutsche Charakter aber trauriger Weise verwischt ward, möge man sich eifrig bemühen, ihn in eigenster Gestalt wiederherzustellen! — Weil Klopstock und Meta nun alle Tugenden, die den Deutschen kennzeichnen, so schön und reich in sich vereinigen, glauben wir, daß das Hinblicken auf diese reinen und edlen Charaktere von großem Nutzen sein werde. Ueberdies lastet es auf dem Herzen der meisten Deutschen wie ein Vorwurf, von Klopstock verhältnißmäßig so wenig zu wissen. Wir schmeicheln uns, ein treues Lebensbild von dem Verfasser der Messiade gegeben zu haben, und verhehlen nicht, daß bei den im Ganzen so spärlich fliessenden Quellen unsere Arbeit keine leichte war. Aber die Liebe zu unserem Volke und der Wunsch, in einer schweren und verhängnißvollen Zeit auch eine kleine Gabe auf dem Altare des Vaterlandes niederlegen zu können, stählte unsere Kraft. Wir wünschen, daß an dem Patriotismus Klopstock's sich unzählige deutsche Herzen entzünden mögen und daß die Liebe zu Deutschland in

der Brust jedes Germanen ganz so feurig und opferdurstig sei, wie die des Sängers war, der die Ruhmesthaten des Cheruskerfürsten feierte, und der schon als Jüngling sich mit dem Gedanken umhertrug, Heinrich den Städtegründer, den Besieger der Ungarn, in einem Epos zu verherrlichen.

Also deutsches Lob und deutscher Preis durchglühte schon die Brust des Jünglings.

Seien wir vor Allem, wie Klopstock, von dem hohen Werthe unserer Sprache durchdrungen! Wahrlich, sie verdient nicht die Schmach, daß Deutsche bei der verhältnißmäßig so armen französischen Sprache sich Mundvorrath suchen. Halten wir sie ganz so hoch, wie unser Odendichter sie hielt!

Er singt von ihr:

„Daß keine, welche lebt, mit Deutschlands Sprache sich
In den zu kühnen Weltstreit wage!
Sie ist, damit ich's kurz, mit ihrer Kraft es sage,
An mannigfalter Uranlage
Zu immer neuer und doch deutscher Wendung reich;
Ist, was wir selbst in jenen grauen Jahren,
Da Tacitus uns forschte, waren,
Gesondert, ungemischt und nur sich selber gleich!“

Je mehr Klopstock nun von dem hohen Werthe der deutschen Sprache überzeugt war, desto empörter fühlte er sich, wenn Deutsche französisch plapperten, statt deutsch zu reden. Als ein junger Herr in einer deutschen Lesegesellschaft zu Hamburg, die Klopstock errichtet hatte, fortwährend mit den Damen französisch sprach, so trat unser in seinem Patriotismus beleidigte Dichter mit sehr ernster Miene auf ihn zu und bemerkte bedeutungsvoll:

„Mein Herr, Sie haben die Ehre, ein Deutscher zu sein.“

Als man später in einem kleineren Kreise sich über diesen jungen Mann unterhielt und Einige gegen Klopstock äußerten, der eitle Narr möge wol noch nicht geheilt sein, so sprach unser patriotische Dichter mit großem Eifer:

„Wenn ich ihn demungeachtet wieder einmal hier sich dieser Junge bedienen höre, so werde ich ihm sagen: „M e i n H e r r, S i e v e r d i e n e n d i e E h r e n i c h t, e i n D e u t s c h e r z u s e i n!“

Niemand erglühte so, wie Klopstock, von dem Wunsche, Deutschland groß und geachtet in Europa dastehen zu sehen. Daß die Uneinigkeit der deutschen

Fürsten die größte Schuld an Deutschlands Schwäche trage, erkannte er klar und deutlich. In seinem Bardiete „Hermann und die Fürsten“ stellte er auf's Anschaulichste die Gefahren dar, die aus dem heimischen Zwiste für Deutschland erwachsen, und wie dadurch dem gierigen Eroberer Thor und Thür geöffnet werde. Wahrlich, Deutschland hat Grund, bei so bedenklichen Zeitläuften auf die warnende Stimme seines treuesten Sohnes zu hören!

Seien wir, wie Klopstock seine Zeitgenossen und das nachkommende Geschlecht wünschte: ähnlich den Germanen des Tacitus, tapfer, keusch und großmüthig! Seien wir des Christenthums treueste Anhänger, aber so, wie Luther und Klopstock es auffaßten und in ihrem Leben ausprägten! Das Christenthum giebt Freiheitsmuth, nicht Knechtsinn; es lehrt Demuth vor Gott, aber Selbstgefühl vor den Menschen. Sind wir doch alle die gleichgeliebten Kinder eines gleichliebenden Vaters.

Erquicken wir uns jetzt an dem friedlichen Bilde eines ächt deutschen Mannes und einer ächt deutschen Frau! Sollte der Gallier aber uns aus unserm Frieden aufschrecken und in seiner Raublust sich deutschen Grund

und Boden auf's Neue zueignen wollen, dann seien wir jenem Ideale ähnlich, was Klopstock sich in seinen stolzen und glücklichen Stunden von seinen Landsleuten gebildet hatte:

„Eichen, die dem Orcane stehen!"

Hamburg, im Mai 1860.

Der Verfasser.

Inhalt:



Ein Dichterfürst in Hamburg.

Ein ungewöhnlich milder und heiterer Apriltag erfreute die Bewohner der alten Reichs- und Hansestadt Hamburg, die sich in drängendster, kaufmännischer Eile durch die Straßen bewegten, mit hellem erquickendem Scheine. Der geschäftige Gott Merkur ließ den Hamburgern keine Ruhe, sondern spornte sie zu unablässigem Ringen nach Mehrung ihrer Güter. Einer der größten Sänger Deutschlands erfreute seit Kurzem die alte Hansestadt durch seine Gegenwart. Klopstock, von der Schweiz kommend und im Begriff, sich nach Kopenhagen zu begeben, wohin ihn ein fürstlicher Mäcen rief, war in Hamburg eingetroffen und gedachte daselbst einige Tage zu verweilen.

Fürwahr, es gab damals in Deutschland keinen Namen von hellerem Klange, als Friedrich Gottlieb Klopstock, den gefeierten Sänger der Messiade. Erst fünf Lustra hatte er hinter sich liegen, und schon tönte sein Name von einem Ende Deutschlands bis zum andern, ja weit außerhalb der Gränzen des heiligen römischen Reiches deutscher Nation. Das deutsche Volk fühlte sich stolz und beglückt, endlich einmal wieder einen Dichterfürsten sein nennen zu dürfen. Verstanden auch so Viele, ja die



Meisten das Ueberschwängliche, das in die höchsten Empfindungen hinein sich Versteigende der Klopstock'schen Muse nicht, so ahnte doch ein Jeder, daß mit dem Sänger der Messiade und so vieler herrlicher Oden patriotischen Inhalts ein großer und vor allem ein nationaler Dichter in die literarische Arena hinabgestiegen sei. Hatte sich doch in der literarischen Arena seit dem 17ten Jahrhundert die gelehrte Poesie breit gemacht. Das deutsche Volk wandte sich diesem Sänger von Gottes Gnaden eben deshalb mit solcher Liebe, mit solcher Inbrunst zu, weil es an der neuen, so reinen und edlen Dichtererscheinung nichts gewahrte von der leidigen gelehrten Verknöcherung, von dem ellenlangen Zopfe im Nacken, von jener unverständlichen griechisch-lateinischen Phraseologie, die sich das Bürgerrecht erworben hatte auf dem deutschen Parnasse und die schönen nationalen Klänge kaum im Volksliede fortbestehen ließ. Denn, ach! auch dem Volksliede ließ man nicht seinen frischen, freien, fröhlichen und oft so frommen Klang, sondern, wie einer unserer geschätzten Literarhistoriker sich sehr richtig ausdrückt, man „verbrämte es mit gelehrtem Kräuselwerk.“ Ja, deshalb war gleich das erste Auftreten Klopstock's ein so gewaltiges und zugleich so wohlthätiges, weil er das Volk im Großen und Ganzen, das, da es sich vorher mit Verachtung von den gelehrten Herren angeschaut wußte, eine Abneigung und ein Mißtrauen gegen alle literarische Production gefaßt hatte, wieder mit Vertrauen erfüllte, mit Vertrauen zunächst allerdings nur zu ihm, dem nationalen und christlichen Sänger, aber dann auch zur deutschen Poesie überhaupt. Das Volk, stets mit der liebenswürdigsten Gutmüthigkeit entgegenkommend, wo man ihm nur ein wenig Freundlichkeit und Herzlichkeit zeigt, sagte sich, daß mit Klopstock eine dichterische Epoche angebrochen sei, wo auch für ungelehrte Gemüther Worte und Töne erschallen würden, die, aus nationaler Gesinnung geboren,

auch der Nation in ihrer Ganzheit zum Verständnisse gelangen und auf den Geringen, wie auf den Vornehmen erhebend und veredelnd wirken müßten. Ja, sagen wir es noch einmal, das deutsche Volk ehrte und liebte Klopstock sogleich bei seinem ersten Auftreten, weil es mit jenem wunderbaren Instinkte, der allen Völkern eigenthümlich ist, und der sie sicherer führt, als die Diplomaten ihre feine Spürnase, weil es sogleich instinctiv begriff, daß hier ein Dichter erstanden sei, der einmal wage, ganz Deutscher zu sein. Eben weil Klopstock keine Ehre darin suchte, lateinisch mit der gelehrten Welt, französisch mit den vornehmen Kreisen zu sprechen, sondern deutsch zu seinen deutschen Landsleuten zu reden, deshalb hob ihn das Volk sofort auf den Schild, und sein Name strahlt seit länger den hundert Jahren als der eines wahrhaften Patrioten und ächten Christen in der Ruhmeshalle vaterländischer Dichter.

Bevor wir Klopstock auf seinen Ausgängen in Hamburg begleiten und uns mit ihm vor jener edlen Meta neigen, die als das Ideal einer deutschen und christlichen Jungfrau wohl würdig war, seine Gattin zu heißen, und durch ihn in den Tempel der Unsterblichkeit eingeführt zu werden, treibt es uns mächtig, dem hohen Gerechtigkeitsgefühle des deutschen Volkes unsere ganze Anerkennung und Bewunderung darzubringen, jenem Gerechtigkeitsgefühle, das Klopstock wegen seiner nationalen Gesinnung einen so erhabenen Platz anwies, mochte auch die Art und Weise, wie der Dichter diese Gesinnung zum Ausdruck brachte, eine oft verfehlte und dem Volke so wenig zu Gute kommende sein. Wenn demnach Lessing das Verhältniß des deutschen Volkes zu den Klopstock'schen Werken sehr richtig in jenem Epigramm ausdrückt, wo er wünscht, weniger bewundert und mehr gelesen zu werden, als der Messiasdichter, so gereicht es diesem von jeher so entsagungsvollen Volke zu um so größerer Ehre, daß es die

reichsten Kränze des Ruhmes für nationales Wollen und Streben austheilte, obgleich dithyrambische Ueberschwänglichkeit und häufige sprachliche Verrenkungen es schwer, meist unmöglich machten, zu vollständigem Verständnisse zu gelangen. Aber in einer Periode, wo französische Nachtreterei zum guten Ton gehörte, ein ganzer Deutscher zu sein, und wo encyclopädische Freigeisterei den meisten Intelligenzen als einziger Stempel des auf der Höhe der Zeit stehenden Mannes galt, sich offen und entschieden als einen gläubigen Christen zu bekennen, in einer solchen Periode den falschen herrschenden Ansichten kühn entgegen zu treten und an das Herz des Volkes zu appelliren, das einem edlen Aufrufe sich niemals verschloß, dies sicherte ihm damals und sichert ihm für immerdar jenen großen und reinen Ruf, den er sich gleich bei seinem ersten Auftreten erwarb, und der ihm für alle Folgezeit erhalten bleiben wird.

Es war also in den ersten Tagen des April 1751, wo Klopstock zum ersten Mal innerhalb der Mauern Hamburgs verweilte. Er beschloß, einige Tage in der alten Hansestadt zu rasten, um zu seiner Weiterreise nach Kopenhagen, die ihm wegen der ungewohnten Meerfahrt etwas Bedenkliches hatte, neue Kräfte zu sammeln. Wie eine Reise nach Kopenhagen in den Augen der damaligen binnenstädtischen Bevölkerung etwas Außerordentliches war und viel Unbehagliches in der bloßen Vorstellung hatte, ersieht man aus einem Briefe Fanny's an Klopstock, wo sie bemerkt:

„Es wird mir angst und bange, wenn ich daran denke, daß man so viele Länder mit seinen Gedanken durchreisen muß, ehe man Sie ganz nahe unter dem Nordpole ertappen kann. Wahrhaftig, eine weite Entfernung für ein Mädchen, das es schon für ein sehr großes Unternehmen gehalten hat, sich zu einer Reise nach Leipzig zu entschließen!“

Doch nicht bloß das Bedürfniß, Kräfte zur Weiterreise nach Kopenhagen zu sammeln, hielt Klopstock in Hamburg zurück. Zu dem physischen Grunde gesellte sich noch ein moralischer und intellectueller. Er sehnte sich nämlich, da bei seinem freisinnigen Gemüth eine würdige Republik und würdige Republikaner ihm als das Höchste und Begehrenswertheste erschienen, was auf staatlichem Gebiete hervorgebracht werden könne, sein Ideal endlich einmal verwirklicht zu sehen. In der Schweiz hatte er gehofft, wahrhafte Republikaner zu Gesicht zu bekommen, aber wie arg sah er sich in seiner Voraussetzung getäuscht! Und wie sehr war diese Voraussetzung eine berechtigte! Denn wo durfte er mit größerer Wahrscheinlichkeit Republikaner zu sehen erwarten, als in dem Vaterlande Tell's und Arnold's von Winkelried? Doch daß die schweizer Republikaner den Erwartungen Klopstock's keineswegs entsprachen, ersieht man aus folgender Stelle eines an Gleim gerichteten Schreibens:

„Beneiden Sie überhaupt die hiesigen Herren Republikaner nicht, es sind durchgehends Leute, die sich schrecklich tief bücken; denn fast alle, die ein Bißchen von Familie sind, wollen in's Regiment."

Wäre Klopstock bei seinem ersten Besuche in Hamburg nicht so kurze Zeit geblieben, und hätte die aufkeimende Liebe zu Meta ihn nicht für alle sonstigen Beobachtungen weniger scharfsichtig gemacht, ihn würde wahrscheinlich die zweite Enttäuschung getroffen haben, einen Freistaat zu sehen, ohne wahrhaft freistaatliche Gesinnungen.

Die Sonne schien so freundlich und lockend in Klopstock's Zimmer, daß es ihn hinaustrieb auf die Straße, unter Menschen. Er hatte in Hamburg außer Hagedorn eigentlich Niemanden, den er aufsuchen konnte. Aber dieser genügte ihm nicht ganz. Allerdings schätzte er diesen Hamburger Dichter, der einen so

frischen, natürlichen Ton inmitten so vieler Steifheit und Künstelei angeschlagen hatte, ganz ungemein, indeß dem zarten, elegischen Naturell des Messiasdichters war von jeher Männerumgang allein nicht ausreichend zu seiner inneren Befriedigung. Um sich ganz wohl zu fühlen, mußten edle, liebliche Frauengestalten in ein Verhältniß genauerer Bekanntschaft, wo möglich warmer Freundschaft zu ihm getreten sein. Diese Frauen-Bedürftigkeit Klopstock's, wie ich das Verlangen des Messiassängers nach stetem Damenumgang einmal sehr glücklich ausgedrückt fand, diese Frauen-Bedürftigkeit Klopstock's ließ ihn in dem großen fremden Hamburg an dem muntern Hagedorn, dem Sänger des Weins und des frohen Lebensgenusses, dessen heitere, sinnliche Natur jeder Sentimentalität widerstrebte, nicht genug haben. Zum Glück besann er sich, daß sein Freund Giseke ihm bei seiner Durchreise durch Braunschweig von einer anmuthigen und geistreichen Hamburger Jungfrau, Meta Moller mit Namen, gesprochen und ihn aufgefordert hatte, dies anziehende Mädchen doch ja aufzusuchen. Schnell entschlossen, entsandte er einen Diener nach dem Moller'schen Hause, um fragen zu lassen, ob er seine Aufwartnng machen dürfe.

Bis zur Zurückkunft des Dieners, der Klopstock's ahnungsvolles Herz mit großer Ungeduld entgegenharrte, legte er sich in das geöffnete Fenster und labte sich an der frischen, erquickenden Luft, die ihm um Stirn und Wange schmeichelte.

Klopstock's erster Besuch bei Meta Moller.

Meta, oder richtiger gesagt, Margaretha Moller, war ein reines und holdes Abbild der deutschen Jungfrau, wie sie uns in „Goldschmieds Töchterlein" entgegentritt, wie sie uns vor allem in Goethe's Gretchen zur Anschauung gebracht wird. Von jener süßen Verschämtheit, von jenem traumhaften, unbewußten Verlangen nach ergänzender Gegenliebe, von jener sittigen Beschränktheit auf das Haus, wo die ganze Oeffentlichkeit der Mädchenwelt im Kirchenbesuch bestand, von jenen holden Jungfrauenblumen des Mittelalters finden wir, daß uns das Unglück zu Theil ward, den Damen in herausforderndster Crinoline und im kequettesten Hütchen tagtäglich begegnen zu müssen, nur noch seltene, sehr vereinzelte Beispiele. Solche Jungfrauen, die uns an die sittige Einfalt ihrer mittelalterlichen Schwestern erinnern, gedeihen nicht in dem Gewühl und Gelärm unserer großen Städte, sondern erblühen auf einsamem Landgute, oder im stillen Gebirgsthale.

Meta Moller war nun in dem freigeistigen, alle Bande des Staates, der Kirche und des Hauses zersprengenden achtzehnten Jahrhunderte eine solche keusche und liebliche Blume des Mittelalters.

Am 4. April 1751, wo Klopstock der anmuthigen Meta seine erste Aufwartung machte, ging es im Moller'schen Hause gerade ganz besonders geschäftig zu. Wenn Fleiß und ununterbrochene Arbeitsamkeit noch jetzt mit wenigen Ausnahmen ein Schmuck der Hamburger Frauen und Jungfrauen sind, so besaßen sie diese Zierde vor einem Jahrhunderte in noch viel höherem Grade. Es war nun im Anfange des Monats eine große Wäsche im Moller'schen Hause abgehalten worden - bei der holländischen Reinlichkeit, die Hamburg eigenthümlich ist, wäscht man dort sehr häufig — und am 4. April regten sich alle weiblichen Hände der ganzen Familie, so wie des Gesindes, um das im schönsten Weiß strahlende Leinenzeug zusammenzunehmen und später zu plätten. Auch Meta mit ihrer Schwester „Schmidtin" (als solche kommt sie häufig in dem Klopstock'schen Briefwechsel vor, und wir bezeichnen sie demnach am Besten und Kenntlichsten mit diesem Namen) waren sehr fleißig dabei, Wäsche zusammenzulegen und für das Plätten vorzubereiten. Gerade in diesem Augenblicke ließ nun Klopstock um die Erlaubniß bitten, seine Aufwartung machen zu dürfen.

Gewiß wird es Vielen bei'm ersten Lesen sehr prosaisch vorkommen, daß, gerade in dem Augenblicke, wo Klopstock seiner künftigen so sehr geliebten und im Gesange von ihm so hochgefeierten Gattin seinen Besuch ankündigen ließ, diese mit dem Zusammennehmen von Wäsche beschäftigt sein mußte. Bei'm ersten flüchtigen Blicke will es bedünken, als wäre es viel poetischer und schöner gewesen, wenn Meta gerade in der Messiade gelesen, oder träumerisch zum Himmel emporgeblickt hätte. Wenn man aber der Sache tiefer nachdenkt, so kommt man von diesem ersten befangenen Eindrucke sogleich zurück. Würde man nämlich Klopstock haben fragen können, in welcher Situation ihm Meta lieber sei, ob träumerisch dem Zuge der Wolken folgend, oder

mit ihren Gedanken auf der Erde haftend und Zeug zusammennehmend, er würde sich ohne Zweifel für die zweite Anschauung entschieden haben. Denn wie Klopstock in Allem das Urdeutsche erstrebte und französische Leichtfertigkeit und Unhäuslichkeit, die damals als Mode-Artikel herrschten, im tiefsten Herzen verabscheute, so wünschte er auch, daß das deutsche Weib seiner Zeit in der alten schönen Sinnigkeit und Sittigkeit, in regem Fleiße und züchtigem Walten ihren eigentlichen Ruhm erblicken möge. Daß keine Wirthschaft eine gesegnete sein könne, wo die Frau nur nach außen, nach vielen Gesellschaften und anderen Vergnügungen strebt, während sie das Innere dem oft gewissenlosen Schalten von Miethlingen überläßt, war Klopstock aus einem zwiefachen Grunde ganz besonders fähig zu beurtheilen; einmal hatte er im Allgemeinen viel darüber nachgedacht, welches die eigentlichen und wesentlichen Vorzüge des so häufig gepriesenen, aber nur noch in seltenen Exemplaren vorhandenen „germanischen Weibes“ seien, und zweitens hatte er im Engern, da er in beschränkter, bürgerlicher Atmosphäre groß geworden, das Wohlthätige und Heilsame eines verständigen, unabläßigen Schaffens im Hause an seiner eigenen, von ihm hochverehrten Mutter erkennen gelernt. Es hätte den Sänger der Messiade deshalb durchaus nicht unangenehm, sondern wohlthuend berührt, wenn er unangemeldet eingetreten und Zeuge dieses geschäftigen Waltens geworden wäre. Freilich dachten Meta und ihre Schwester, als angefragt ward, ob Klopstock seine Aufwartung machen dürfe, ganz so, wie wahrscheinlich die Mehrzahl der verehrten Leser denkt, daß es doch schrecklich sein würde, wenn man die Blicke eines so hochpoetischen Sängers durch einen so urprosaischen Anblick beleidigen wolle. Bei'm ersten Vernehmen der Ankunft Klopstocks und bei der Gewißheit, daß sie den Verfasser der Messiade bald von Ansicht zu Angesicht sehen sollte, ließ aller-

dings die Freude bei Meta keine andere Reflexion aufkommen, sondern erfüllte ihr Denken und Fühlen ganz allein. Der einzige Gedanke, daß sie mit Klopstock bald dieselbe Luft athmen und den Ton seiner Stimme vernehmen solle, durchwogte ihre Brust mit schwellender Begeisterung. „Klopstock! Klopstock!" rief sie entzückt aus und hüpfte dabei im Zimmer umher, wie ein Kind, wenn es den strahlenden Weihnachtsbaum umkreis't. Die ruhigere Schwester kam aber mit Anstandsrücksichten in Meta's Begeisterung hineingefahren und erklärte, daß durch das Zusammennehmen der Wäsche und durch die Vorbereitungen zum Plätten die ganze Wohnung einen so ungeselligen und unordentlichen Anblick darböte, daß man unmöglich einen so berühmten Dichter darin aufnehmen könne. Doch Meta, die bei aller Weichheit des Gemüths eine schon früh entwickelte Willenskraft hatte, war nicht geneigt, sich durch leidige Anstandsrücksichten ein Glück, was sie kaum zu ahnen gewagt hatte, in weite Ferne rücken zu lassen. „Ei was!" antwortete sie ihrer Schwester, „Klopstock soll den Augenblick kommen." Dem Bedienten ward demnach, da Meta's Standhaftigkeit über die Bedenken ihrer Schwester siegte, die Antwort gegeben, daß man seinen Herrn je eher, je lieber empfangen werde. Aber jetzt ging es auch mit vereinten Kräften an ein Ordnen der Wohnung und an ein Wegschaffen der zusammengenommenen und noch zu plättenden Wäsche. Der eifrigen Anstrengung des gesammten Hauspersonals gelang es bald, der Wohnung alles Unlustige zu benehmen und sie wieder traulich und gastlich zu machen.

Meta hatte Klopstock's geistige Bekanntschaft, der sich jetzt die körperliche hinzugesellen sollte, auf eine eigenthümliche Weise gemacht. Sie befand sich eines Vormittags bei einer Freundin zum Besuche und sah auf dem Tische eine Menge Haarwickel umherliegen. Mechanisch nahm sie einige derselben in die Hand,

entrollte sie und las den Inhalt der bedruckten Octavblätter, die sich zu diesem niedrigen Dienste hatten bequemen müssen. Ihre Aufmerksamkeit ward gefesselt und sie rief aus: „Ei! was ist das?“ „Dummes Zeug,“ antwortete gähnend ihre Freundin, „das kann kein vernünftiger Mensch verstehen.“ Allein Meta ward von dem Gelesenen dermaßen gefesselt, daß sie sich an dem Ganzen zu erbauen wünschte und nicht rastete, bis sie sich das Buch, wozu jene Octavblätter gehörten, von einer andern Bekannten verschafft hatte. Als sie einige Seiten darin gelesen, entzückte sie der Inhalt in dem Grade, daß sie ihrer Freundin grollte und nur mit Unwillen daran zu denken vermochte, wie Jemand im Stande sein konnte, so schnöde mit der Messiade umzugehen und sie zu Haarwickeln zu mißbrauchen.

Es ist heutigen Tages Mode geworden, zu erklären, daß es unmöglich sei, die Messiade durchzulesen, oder sie überhaupt nur zu lesen. Wir entsinnen uns, daß ein, wegen tüchtiger historischer und literar-historischer Leistungen wohl angesehener Professor Bonn's, der nach einer norddeutschen Residenz berufen ward, um einem durch den jähen Tod seines Vaters dem heiteren Universitätsleben entrissenen und zum Throne berufenen Fürsten geschichtliche und literarische Vorträge zu halten, und der sich auf dringendes Ansuchen auch entschloß, einem größeren Publicum die deutsche Literatur des achtzehnten Jahrhunderts zu entrollen, wir entsinnen uns, daß ein Professor Bonn's, als er bei Klopstock angelangt war und sich zur Besprechung der Messiade anschickte, nicht anstand, die Erklärung abzugeben, daß jeder Mensch, der ehrlich sei, bekennen müsse, wie es ihm unmöglich gewesen, mit dem heiligen Epos zu Ende zu kommen. Heine ferner, der um einen verwegenen und herabziehenden Ausdruck nie in Verlegenheit ist, erklärt in seinem Romanzero die Messiade als das Non plus ultra der Langweiligkeit. Er behauptet nämlich, daß

die interessant-geistreichste Frau Momente habe, wo sie langweilig sein könne, wie Voltaire's Henriade, ja schlimmer noch, als Klopstock's Messiade. Es ist dies eine jener vielen Behauptungen Heine's, die man ihm weiter nicht übel nimmt, weil man bei ihm die ruhige objective Beurtheilung einer Person oder einer Sache durchaus nicht erwartet. Schlimm ist es aber, daß die Mehrzahl der heutigen Generation sich durchaus in ähnlich absprechender Weise, wie Heine, über die Messiade zu äußern liebt, und daß dabei die Meisten, wenn sie ehrlich sein wollen, einräumen müssen, sie niemals in die Hand genommen zu haben. Daß die Messiade aber im achtzehnten Jahrhundert von vielen Tausenden, ja Hunderttausenden voller Erquickung und Erhebung gelesen ward, ist ein durch unzählige Beispiele zu belegendes Factum. Wie tief die Messiade in das Volk eingedrungen war, und wie sie Vielen fast zur gleichen Erbauung gereichte, wie die Bibel, beweist die Erzählung von einer alten Bergmannsfrau in Freiberg. Diese hatte alle Gesänge der Messiade gelesen, bis auf zwei, die sich noch unter der Presse befanden. Sie war schon hochbejahrt und sehr kränklich. Als sie nun hörte, daß die beiden letzten Gesänge des von ihr so geliebten Epos nach langer Zögerung endlich ausgegeben werden sollten, so flehte sie zu Gott, er möge ihr nur noch so lange zu leben vergönnen, bis sie sich den Schluß der Messiade habe vorlesen lassen. Dieser Wunsch ward ihr gewährt. Sie überlebte die Veröffentlichung der Messiade noch um mehrere Monate. Nachdem sie sich die erhebenden Verse des von ihr so hochverehrten Dichters hatte vorlesen lassen, bestimmte sie, daß die Messiade während der ganzen Zeit ihrer Krankheit stets geöffnet auf ihrem Bette liegen sollte. So fand eine schlichte Bergmannsfrau in der Messiade Erquickung im Leben und Trost und religiöse Stärkung im Sterben. Demnach muß es doch nicht so schwer und unmöglich

sein, die Messiade zu verstehen. Freilich wird sie mit einem frommen, gläubigen Gemüthe gelesen werden müssen. Wie die Maler der Jetztzeit keine Madonnen zu malen verstehen, weil ihnen die Glaubensinbrust des Mittelalters fehlt, so versteht auch die heutige Generation nicht die Messiade zu lesen, weil sie in ihrer Selbstüberschätzung auch das Unerforschliche ergründen will, jedes Wunder läugnet und die gottumstrahlte Erscheinung des Welten-Heilandes herabzudrücken bemüht ist, zu dem besten und edelsten Menschen. Glaubt sie doch gegen den Messias noch sehr gnädig zu verfahren, wenn sie ihn mit Sokrates und Schiller auf eine Linie stellt. Es giebt fürwahr keinen auffallenderen Gegensatz, als die unbeschreibliche, zündende Wirkung, welche die Messiade bei ihrem ersten Erscheinen hervorrief, und die gänzliche Gleichgültigkeit, ja Kälte, die ihr im neunzehnten Jahrhunderte begegnet. Daß wir dies beklagen und sehr unrecht finden, geht deutlich aus unserer Auseinandersetzung hervor. Aber die historische Wahrheit nöthigt uns, dieses Factum ganz und uneingeschränkt zuzugeben. Von einer Million Deutschen haben nicht Hundert die Messiade gelesen. Es bleibt demnach nur zu wahr, was ein Kritiker von anerkanntem Namen einst zu äußern sich gedrungen fühlte: „So wie man die Messiade auf Klopstock's Sarg gelegt hat, möchte man sie nur in wenigen Studirzimmern finden, nämlich — aufgeschlagen." Für das achtzehnte Jahrhundert hatte dieser Ausspruch allerdings keine Richtigkeit. Denn damals lag die Messiade in jeder gebildeten Familie aufgeschlagen und übte auf Unzählige die wohlthätigste Einwirkung aus. Was die edle Gemahlin des Grafen Leopold Friedrich von Stolberg an Klopstock schrieb, daß er ihr eine unaussprechliche Sehnsucht, gut zu werden, ins Herz gesenkt habe, das dachten und danach handelten viele tausend fromme Christenherzen.

Meta nun hatte, nachdem sie mit Klopstock's Messiade in so wenig geziemender Weise bekannt geworden war, nicht geruht und gerastet, bis sie sich alles verschafft, was bis dahin von diesem herrlichen Epos in die Oeffentlichkeit getreten. Bekanntlich erschien ja die Messiade in großen Zwischenräumen. Meta hielt die geweihte, von heiligem Schweigen erfüllte Nacht für die würdigste Zeit, um die hohen und ernsten Schönheiten der Messiade in sich aufzunehmen. „Einst in einer glücklichen Nacht las ich meines Mannes Gedicht, der Messias," schreibt sie an Richardson. „Ich war sehr gerührt; den folgenden Tag fragte ich einen Freund nach dem Autor dieses Gedichtes, und dies war das erste Mal, daß ich Klopstock's Namen hörte. Ich glaube, ich liebte ihn gleich; meine Gedanken waren immer erfüllt von ihm, weil sein Freund mir so viel Gutes von seinem Charakter sagte. Doch hatte ich keine Hoffnung, ihn zu sehen, bis ich unerwartet erfuhr, daß er durch Hamburg kommen würde. Gleich schrieb ich demselben Freunde, er möchte mir Gelegenheit verschaffen, den Verfasser des Messias zu sehen, wenn er nach Hamburg käme. Dieser erzählte ihm, daß ein junges Mädchen ihn zu sehen wünschte, und zur Empfehlung zeigte er ihm einige Briefe, worin ich kühne Kritiken über Klopstock's Verse gemacht hatte."

Man ersieht aus diesen letzten Worten, daß, so sehr Meta die Messiade bewunderte, sie keineswegs ihr Urtheil gefangen gab, sondern sich gestattete, dort zu tadeln und Ausstellungen zu machen, wo sie fand, daß ein Wort, oder eine ganze Stelle zu dem Schwunge und dem geweihten Fluge des Ganzen nicht in vollkommenem Einklange stehe. Der erste Tadel demnach, der in Klopstock's Ohr im Gegensatz zu den unaufhörlichen und sich stets steigernden Lobeserhebungen über seine Messiade wie ein Mißlaut zu bringen sich erkühnte, war der in Meta's Briefen ausgesprochene.

Als ihm nun sein Freund Gisete, an den sie gerichtet waren, bei seiner Durchreise durch Braunschweig diese zu lesen gab und ihn aufforderte, ja doch die Briefstellerin in Hamburg aufzusuchen, so sagte Klopstock in einem Tone, bei dem man nicht ganz gewiß war, ob er scherzhaft, oder verdrießlich sei: „So? Meine Tadlerin?"

Doch wenn wirklich etwas wie Verdruß in Klopstocks Seele aufgestiegen war, so hatte diese Empfindung jedenfalls keine Dauer. War doch neben dem Tadel ein solch' liebevolles und eingehendes Verständniß der einzelnen Schönheiten seines Werkes, und mußte ihn in dem ewigen Einerlei des Lobes und der Bewunderung ein anders klingender Ton, sei es auch nur der Abwechselung wegen, welche der Mensch ja einmal nicht entbehren kann, wenn ihn nicht Monotonie anekeln soll, gar nicht so unangenehm berühren. Uebrigens dachte Klopstock vielleicht nur allein so. Denn die Mehrzahl der damaligen Deutschen war sicher geneigt, es als ein Majestätsverbrechen anzusehen, wenn Jemand sich erkühnte, Klopstock's Messiade auch noch so leise tadeln zu wollen. Da die Messiade, wie wir schon vorhin bemerkten, in großen Zwischenräumen erschien, so nahmen die Meisten einen fast leidenschaftlichen Antheil an der Durchführung der einzelnen Charaktere, und namentlich zitterten die Orthodoxen davor, daß Klopstock den Abbadona schließlich doch noch selig werden lassen könne. Klopstock nun vermochte trotz seiner großen Gutmüthigkeit sich nicht zu entschließen, die streng frommen Gemüther, die dem armen Abbadona die Seligkeit durchaus nicht gönnen wollten (noch immer glauben die Orthodoxen, daß für sie allein die Himmelspforten aufgethan werden), über diesen Punkt zu beruhigen. Zur Steuer der Wahrheit darf indeß nicht zu erwähnen vergessen werden, daß dem Messiasdichter auch viele Briefe zugingen, welche die Seligwerdung des Abbadona dringend

befürworteten. Und Klopstock in seinem milden Geist hörte mehr auf die zur Verzeihung, als die zur Strafe drängenden Stimmen, und am Tage des Weltgerichts ertönte es: „Komm, Abbadona, zu Deinem Erbarmer."

Hatte Meta's Schwester, wie wir vorher gesehen haben, in ihrer Ansicht, daß es unpassend sei, Klopstock am heutigen Tage zu empfangen, gleich nachgegeben, so war sie doch keineswegs davon überzeugt, daß ihre Meinung nicht die richtige gewesen. Obgleich sie nun ihre Schwester auf's Emsigste unterstützte, in den Zimmern alle Spuren von Unordnung zu vertilgen, so unterließ sie es doch während dieser Beschäftigung nicht, mit einigen unangenehmen Redensarten um sich zu werfen. Fürwahr, ein Jeder, der einen tieferen Blick in das Familienleben hineingeworfen, wird Gelegenheit gehabt haben, zu beobachten, wie Schwestern, auch wenn sie noch so wohlerzogen und hochgebildet sind, dennoch von Zeit zu Zeit ihr Temperament über die Regeln des Anstandes siegen lassen und sich gründlich schelten und auszanken. Zu einem gründlichen Zanke kam es glücklicher Weise zwischen den Geschwistern Moller nicht, wohl aber mußte Meta einige bittere Pillen hinunterschlucken, was sie übrigens in aller Geduld und Sanftmuth that, da der Gedanke, Klopstock bald sehen zu sollen, sie mit solcher Seligkeit erfüllte, daß alles Uebrige ihr im Vergleich dazu nichtig erschien und unwerth, überhaupt beachtet zu werden.

„Aber Meta," sagte die Schwester, indem sie die zusammengelegte Wäsche ziemlich unwirsch in einen großen Korb hineinwarf, „aber Meta, es reimt sich sehr wenig mit Deiner übertriebenen Verehrung für Klopstock, ihn nach wenigen Minuten empfangen zu wollen, wo doch die prosaischen Eindrücke von unserer jetzigen Beschäftigung unmöglich schon verwischt sein können, Du mithin nicht im Stande bist, ihm eine solche ge-

weihte Stimmung entgegenzutragen, wie sie der Dichter der Messiade zu beanspruchen ein Recht hat."

„Wie Du mich doch schlecht kennst!" antwortete Meta mit Milde im Blick, aber mit etwas Schärfe im Ton. „Ich sollte, wenn Klopstock mit mir in demselben Zimmer weilt, auch nur noch einen Augenblick an Wäsche und sonstige Prosa des Lebens denken! Wohl klingen die begeisterten Verse eines Gedichts, die geweihten Worte eines Priesters, die erhabenen Klänge eines Chorals, das Rauschen des Waldes, das Brausen des Meeres, das Lispeln des Schilfes noch lange im Gemüthe nach, aber diesen Vorzug des Nachbebens und Nachzitterns im Innern hat nur das Schöne, Hohe und Göttliche. Das, was wir im Alltagsleben mechanisch wirkten und schufen, liegt hinter uns und beeinflußt uns nicht mehr, sobald wir es vollendet haben."

Meta hatte diese Worte in erregter und erhöhter Stimmung gesprochen, so daß sie das sie zunächst Angehende ganz und gar darüber vergaß. Daher war es nicht zu verwundern, daß sie einem Haufen Wäsche, den sie in den Korb werfen wollte, eine fasche Richtung gab, und Handtücher, Taschentücher, Tischtücher in bunter Unordnung auf den Fußboden zu liegen kamen.

„Vorläufig," bemerkte Meta's Schwester, „thätest Du doch klüger, Deinen Geist dem Sänger der Messiade nicht schon entgegenfliegen zu lassen, sondern ihn alleweile noch hier zu behalten, damit er über das Werk Deiner Hände zu wachen im Stande sei."

Meta antwortete nichts, sondern beugte sich zum Erdboden nieder, um die auf demselben zestreut umherliegende Wäsche wieder aufzulesen. Sie ward von ihrer Schwester auf's Emsigste bei dieser wenig anziehenden Beschäftigung unterstützt, da Letztere

bei ihrer großen Gutmüthigkeit und innigen Liebe zu Meta das tadelnde Wort schon zu bereuen anfing, das soeben ihren Lippen entflohen war.

Kaum hatten beide Schwestern sämmtliche Wäsche wieder aufgelesen und den schweren Korb mit vereinten Kräften in die angränzende Kammer getragen, als es an die Thür klopfte und auf ihr mit befangener Stimme gesprochenes „Herein!“ Klopstock in's Zimmer trat.

Klopstock's Frauenbedürftigkeit und sonstiges Charakteristische.

Als die Geschwister Moller Klopstock's zuerst ansichtig wurden, und er auf ihre Einladung Platz genommen hatte, so war die Unterhaltung Anfangs keine sehr belebte, da die jungen Damen dem berühmten Manne gegenüber ihre große Befangenheit nicht sogleich zu bemeistern vermochten. Doch die leichte, anspruchslose Art und Weise, mit der sich Klopstock benahm, sowie seine weit mehr muntere als ernsthafte Unterhaltung minderte die Befangenheit bald um ein Beträchtliches. War Meta gleich durch ihre genauen Erkundigungen nach Klopstock's Charaktereigenthümlichkeiten, die sie bei einem seiner Freunde eingezogen hatte, bereits von dem Irrthum zurückgeführt worden, in ihm einen orthodoxen Candidaten der Theologie zu vermuthen, der entweder auf die Erde, oder in den Himmel blickt, aber niemals in die, Sonnenwärme verbreitenden, Augen einer schönen Frau, so war sie doch nicht darauf gefaßt, in dem Messiassänger einen so muntern, fast ausgelassenen Gesellschafter zu finden, im Vergleich zu Dem, die meist ernsten Kaufleute Hamburgs wie Fastenprediger erschienen. Wenn Meta, weil vorbereitet auf

die Klopstock'sche Munterkeit, demnach nicht in so hohem Grade erstaunt war, wie sie es ohne die voraufgegangenen Erkundigungen zweifelsohne gewesen sein würde, so konnte sich ihre Schwester in diesen gleichsam profanen, ganz gegen ihre Vorstellungen anlaufenden Charakter des Sängers der Messiade zuerst gar nicht hineinfinden. Ihr Erstaunen war kein geringeres, wie das der Schweizerischen Freunde Klopstock's, die sich Anfangs versucht gefühlt hatten dem Dichter der Messiade, mit Palmenzweigen in den Händen, Hosiannah singend, entgegen zu wallen, und die sich vor Verwunderung gar nicht zu lassen wußten, als ihnen in Klopstock ein so lebensfroher, scherzender und Mädchen küssender junger Mann entgegentrat. Denn — weil dies ein wichtiger Charakterzug in Klopstock's Persönlichkeit ist — vergessen wir nicht, darauf aufmerksam zu machen, daß der Sänger der Messiade es sehr liebte, junge Mädchen zu küssen, und daß diese wiederum es gar nicht übel nahmen, von einem so berühmten, fast wie ein Heiliger angesehenen Manne geküßt zu werden. Die deutschen Damen des achtzehnten Jahrhunderts hatten in Bezug auf das Unbedenkliche der Küsse von Seiten berühmter Männer demnach ganz dieselbe Ansicht, wie heutigen Tages die Misses Nordamerika's. Wer hätte es nicht mit Erstaunen gelesen, daß Henry Clay (freilich hatte er damals schon graue Haare, während Klopstock bei seiner Kußmanie noch „mit der Jugend Nervenmarke pochte und mit der Flamme, die im Auge zückt"), wenn er bei seinem ersten Erscheinen in einer großen Metropole Nordamerika's von der gesammten Bevölkerung mit ächt transatlantischer Ueberschwänglichkeit gefeiert ward, sämmtliche Damen, die nur irgendwie Ansprüche zu erheben berechtigt waren, bongré malgré mit einem Kusse beglücken mußte? Am Abend beim Bankett nämlich, das die Stadt zu Ehren des berühmten Congreßredners veranstaltet hatte, mußte er den Haupt-

saal, der dicht mit Damen angefüllt war, die bei seinem Nahen eine Gasse bildeten, langsam durchschreiten. Während er nun mühsam vordrang, erhoben sich bald rechts, bald links die Damen auf ihren Fußspitzen, machten ein niedliches Mündchen, lächelten gar holdselig mit dem ganzen Antlitze und riefen ihm in sehr determinirtem Tone zu: „Kiss me! Kiss me!“ Der glückliche oder unglückliche Henry Clay (je nachdem die zum Küssen auffordernde Dame beschaffen war) wandte sich also bald rechts, bald links und preßte seinen Mund auf die entweder in Purpurgluth prangenden Lippen einer reizenden Miß, oder auf die welke, blut- und zahnlose Mundhöhle einer noch Küsse begehrenden, aber nicht mehr Küsse verdienenden Mistreß im vorgeschrittensten Mittelalter — das einzige Mittelalter, das man in Nordamerika kennt. Wir haben es mit Absicht unentschieden gelassen, ob diese Kußgier der amerikanischen Damen den berühmten Henry Clay beglücken oder verstimmen mußte. Uns will es bedünken, als ob diese Frage auch nicht so leicht gelöst werden könne. Es kommt alles auf den sehr schwer zu entscheidenden Punkt an, ob der Kuß von den Rubinlippen einer reizenden Miß beglückender oder die Umhalsung einer welken, runzeligen und zahnlosen Mistreß schrecklicher sei. Vielleicht hebt sich Beides gegenseitig auf, so daß Henry Clay auf dem Punkte der Indifferenz anlangte und seiner gesellschaftlichen Verpflichtung ganz mechanisch nachkam.

Uebrigens verdiente es Henry Clay ganz unbedingt, von den frischesten und rosigsten Lippen geküßt zu werden. Erinnerte man sich auch nur des einen großen Moments in seinem Leben, als er in der Halle der Repräsentanten am 10. December 1821 Lafayette, „lhomme des deux mondes“, den vereinigten Mitgliedern der beiden Congreßhäuser vorstellte. Lafayette gestand später ein, daß, so vielen großartigen geschichtlichen Auftritten er

auch in Frankreich während der Revolution beigewohnt habe, er doch niemals so bis in das innerste Herz getroffen worden sei, als während jenes Zeitmoments, wo Henry Clay mit einer Beredtsamkeit, die Mirabeau's gewaltige oratorische Kraft weit hinter sich ließ, ihn den vereinigten Vertretern der mächtigsten Republik vorstellte, und diese ihn in ehrerbietigem Schweigen umstanden, ihm mit bewegter Miene dankend für die Großthaten seiner Jugend in ihrem Befreiungskriege.

Daß Klopstock nicht bloß sehr gern mit liebenswürdigen jungen Damen verkehrte, sondern sie auch, wenn sie von anziehendem Aeußern waren, mit großer Bereitwilligkeit umarmte, davon zeugen vielfache Beispiele aus seinem im Ganzen wenig gekannten Leben.

Als er im Sommer des Jahres 1750 in Magdeburg mit dem damaligen Hofprediger Sack aus Berlin zusammentraf und mit ihm und in einem größeren Kreise von Damen häufig verkehrte, so zeigte er sich zum Küssen gerade ganz besonders aufgelegt. Es wird diese Lust zum Küssen junger Damen ganz schrecklich in das Ohr der Orthodoxen klingen, die Klopstock nicht anders dargestellt wissen, als heilige Verse dichtend oder ernsten Betrachtungen nachhängend; aber wir dürfen mit ihren Beängstigungen kein Mitleid haben, sondern müssen der Wahrheit die Ehre geben. Als der Hofprediger Sack nämlich, der Klopstock wegen seiner Messiade überaus schätzte, sich den berühmten Dichter hatte malen lassen, so ward dessen Bild einem zahlreichen Kreise von Damen gezeigt, damit sie ihr Urtheil über die Aehnlichkeit oder Unähnlichkeit abgeben möchten. Sie fanden es nun alle, bis auf Fräulein Sack, sehr ähnlich. „Da die Frauenzimmer das sagten", erzählt Klopstock, „belohnte ich sie alle mit einem Kusse". Gleich darauf berichtet er, daß Fräulein Sack sich in ihrer Ansicht auch bekehrt habe. Es scheint dem-

nach, daß die Damen diese Küsse sehr gut aufgenommen hatten, und daß die Einzige, die bis dahin keine Aehnlichkeit zu finden vermochte, sich noch schnell bekehrte, sei es aus Ueberzeugung, sei es aus kluger Berechnung, um ebenfalls von Klopstock's Lippen berührt zu werden.

Die heutigen Dichter haben es in Bezug auf das Küssen junger Damen lange nicht so gut, wie der fromme Messiassänger. Wir geben zu bedenken, ob die Ansichten der Damen des achtzehnten oder des neunzehnten Jahrhunderts die richtigeren seien.

Die große Leichtigkeit Klopstock's, mit Damen zu verkehren, floß aus seiner Frauen-Bedürftigkeit, von der wir bereits bei einer andern Gelegenheit gesprochen haben. Ueberall steckte er seine Fühlhörner aus, ob er nicht auf anmuthige und liebenswürdige Gestalten des oft nur aus Artigkeit sogenannten schönen Geschlechts stoßen möchte. Wir geben hier einige Beispiele seines steten Beflissenseins, mit Damen zusammenzukommen.

Als es sich darum handelte, Bodmer in der Schweiz zu besuchen, so schrieb er an diesen:

„Und noch eine Frage, die auch einigermaßen bei mir mit zur Gegend gehört: denn

Mein Leben ist nun zum Punkt der Jünglingsjahre gestiegen — wie weit wohnen Mädchen Ihrer Bekanntschaft von Ihnen, von denen Sie glaubten, daß ich einen Umgang mit ihnen haben könnte? Das Herz der Mädchen ist eine große, weite Aussicht der Natur, in deren Labyrinth ein Dichter oft gegangen sein muß, wenn er ein tiefsinniger Wisser sein will."

Eben weil Klopstock die Frauen so hoch stellte und sich so gern ihres Verkehrs erfreute, unterließ er es auch nie, es rühmend hervorzuheben, wo sie geistig ebenbürtig an die Seite des Mannes traten. Auf seiner Reise nach der Schweiz, wo er von

Schuldheiß und Sulzer begleitet war, rastete er mit seinen Freunden in Nürnberg. Diese waren ausgegangen und hatten ihn gebeten, verweilen zu wollen, da sie bald zurückkehren würden, um ihn zu der besten Blumenmalerin Deutschlands abzuholen. Er bemerkt in Betreff dieser mit sichtlicher Genugthuung:

„Es gefällt mir unvergleichlich, daß ein Mädchen und nicht ein Jüngling diese schönen Sachen am Besten malt, die schöner sind, als Salomo in seiner Herrlichkeit."

Als Klopstock die Demoiselle Dietsch, die geschickte Blumenmalerin, aufsuchen wollte, so fand er diese zwar nicht zu Hause, wohl aber ihre Schwester. Die Nürnberger Jungfrau gefiel dem Messiasdichter ganz ungemein. „Das Mädchen hatte", wie er schreibt, „ziemlich schlaue Augen, ob es gleich ein stilles Mädchen war". Herr Dietsch, der Vater, zeigte auch von dieser Tochter den beiden Freunden, nämlich Klopstock und Sulzer, Gemälde vor. Nach der Behauptung unsers Dichters näherten sie sich den Meisterstücken der Schwester. Später führte der Vater dieser hochbegabten Töchter Klopstock und Sulzer noch in ein Naturalienkabinet seines Hauses. Während Sulzer mit großer Genauigkeit die einzelnen merkwürdigen Muscheln betrachtete, stahl Klopstock sich hinaus, um zu sehen, „ob die Augen des Mädchens, wenn es mit ihm redete, noch ein wenig schlauer werden würden". „Aber nein!" ruft er verstimmt aus, „es machte ein Mal über das andere einen Nürnberg'schen Knicks, und die Augen wurden nicht schlauer".

Da nun die Augen der Demoiselle Dietsch durchaus nicht so schlau hatten werden wollen, wie Klopstock es gewünscht, so suchte er sich auf der Straße zu entschädigen, und spähte allenthalben umher, ob er nicht schelmischer Mädchen ansichtig werden könne.

Sulzer berichtet über diese Sehnsucht des Messiasdichters nach Repräsentantinnen des schönen Geschlechts Folgendes:

„Klopstock allein sah sich nach etwas um; er wollte mit Gewalt schöne Mädchen sehen, aber das Schicksal hatte es anders beschlossen. Weil er nicht Augen genug hatte zum Spähen, so nahm er die unsrigen zu Hülfe. Wir gaben ihm ein Zeichen, sobald wir ein Kopfzeug erblickten; Alles umsonst; er sah nichts, als gemeine Menschengesichter, nicht einen einzigen Engel. Da betrübte sich der Menschenfreund, denn nun glaubte er, daß in Nürnberg keine Freude wohnen könne."

Wenn Klopstock während seiner ganzen Reise mit ungeschwächter Aufmerksamkeit nach schönen Mädchen spähte, so war es unausbleiblich, daß die eigenthümlichen und oft sehr wenig geschmackvollen Anzüge der Dörflerinnen in den verschiedenen Provinzen, die er auf seinem Wege nach der Schweiz berührte, ihm auffallen mußten, und zwar nicht immer in wohlthuender Weise. Besonders wollte ihm der Anzug der Schwäbinnen gar nicht gefallen. Nachdem er erzählt, wie ihn die Mienen einiger Mädchen in Ulm zu manchem Argwohn gebracht (also wiederum ein Beweis, wie genau er sich die jungen Damen angesehen), äußert er sich über den Anzug der Schwäbinnen folgendermaßen:

„Die Kleidung der Frauenzimmer kam mir hier unbeschreiblich neu vor. Drei Enden von ihrem Kopfputze gehen ihnen tief und zugespitzt in's Gesicht. Doch, bei den Pudeln und bei der Trille der Sachsinnen! ich will nichts weiter von dem labyrinthischen Anzuge sagen. Nur Das muß ich noch anmerken: denjenigen, welche sich recht artig geputzt haben wollten, gingen die spitzen Enden der Kopfzeuge ganz unter die Augen, daß sie einer halben Unteraugenbraune ähnlich schienen. In dieser Gegend war auch etwas wie Ohrgehänge angebracht. Ich habe ein rundes blaues Auge eines artigen Mädchens recht sehr bedauert, daß es so fürchterlich hervorblicken mußte!"

Da die Schwäbinnen, vielleicht wegen ihres Anzugs, viel-

leicht auch wegen ihrer plumpen Körperbeschaffenheit, auf Klopstock einen sehr wenig guten Eindruck gemacht hatten, so begann dem wackern Sulzer bei seinem Patriotismus bange zu werden, daß seine Landsmänninnen, nämlich die Schweizerinnen, dem berühmten Dichter eben so wenig gefallen möchten. Sulzer verfehlte deshalb nicht, Klopstock auf das Unvortheilhafte in dem Anzuge der Schweizerinnen vorzubereiten. Vor allem war er bemüht, zu verhindern, daß Klopstock die Schweizerinnen nicht zuerst im Kirchenhabit sehen sollte. Sulzer erwähnte gegen Klopstock, wie der Anzug der Schweizer Landmädchen noch viel Gothisches an sich habe, und wie von ihrem Kopfputze ein breites Band von dem Nacken um die Wangen und das Kinn liefe. Sogleich äußerte Klopstock die Besorgniß, daß die Mädchen dies breite Band als Schutzwaffe gebrauchen und dasselbe sofort auf den Mund rücken würden, wenn man ihnen einen Kuß geben wolle. Klopstock schloß wahrscheinlich, und gewiß mit sicherster Logik, daß die Landmädchen der Schweiz, weil sie seine Messiade nicht gelesen hatten, lange nicht so bereit sein würden, ihm einen Kuß zu gestatten, wie die jungen Damen in Magdeburg. Je gebildeter die Frauen sind, desto begeisterter umfassen sie ja die Poesie und Diejenigen, „auf deren Brauen einst süßer Thau des Himmels fiel.“ Als Lenau bei einer Reise durch Schwaben neben einer Dame im Postwagen saß, die eine große Bewunderin seiner Gedichte war, so konnte diese sein Schmauchen aus einer großen Tabackspfeife sehr wenig gut vertragen. Da sie aber durch den Conducteur auf Lenau aufmerksam gemacht worden, mithin über die Identität ihres Reisegefährten nicht in Zweifel war, so erklärte sie mit Ueberwindung ihres Widerwillens, um ihrem Lieblingsdichter etwas Angenehmes zu sagen, wie sie den Tabacksdampf überaus gemüthlich finde. Lenau erwähnte im Laufe des Gesprächs, ganz ohne

Absicht, da er sich den Anzug der mit ihm reisenden Dame gar nicht so genau betrachtet hatte, daß ihm seine Pfeife noch viel besser schmecken würde, wenn er leider nicht ein Stückchen Flor mitzunehmen vergessen hätte, das er immer oben auf den Tabak zu legen pflege, wodurch der Genuß sehr gesteigert werde. Sogleich zerriß die ihn bewundernde Dame ihren Florschleier, um ihm die einzelnen Stücke desselben zum Gebrauche anzubieten.

Man sieht aus diesem Beispiele, welche Artigkeiten ausgezeichneten Dichtern von begeisterten Damen erwiesen werden.

Es hat demnach gar nichts Auffallendes, daß die Magdeburger Damen, die mit Klopstock in den Gesellschaften des Hofpredigers Sack zusammen getroffen und die ohne Ausnahme von seiner Messiade entzückt waren, sich so ruhig und ohne alle sittlichen Bedenken von ihm küssen ließen. Sie glaubten, nicht von den Lippen eines Mannes, sondern eines Seraphs berührt zu werden. Uebrigens war Klopstock lebenserfahren genug, um bei derben Schweizer Landmädchen, die nie etwas von seiner Messiade gehört hatten, nicht ebenso einen Kuß zu wagen, wie bei jenen Damen Magdeburgs. Während diese den Liebeshauch des Seraphs mit Andacht einschlürften, hätten die Schweizer Landmädchen ihm wahrscheinlich eine tüchtige Ohrfeige applicirt.

In keinem Frauenkreise aber ist Klopstock wohl vergnügter und ausgelassener gewesen, als in demjenigen, von dem er sich während einer Fahrt auf dem Zürcher See umgeben sah. Klopstock war wahrscheinlich deshalb (wenn bei einem so berühmten Dichter ein so vulgärer Ausdruck am Platze ist) „aus Rand und Band", weil er endlich einmal nach langer Pause ganz ungezwungen und vertraulich mit einer größeren Anzahl holder Evastöchter verkehren konnte. In der Schweiz nämlich war es Mode, daß, um mit Klopstock zu reden, „die Mädchen die Mannes-

personen ausschweifend selten sprachen und sich nur untereinander Visiten gaben.“ Daß diese Sitte durchaus nicht nach Klopstock's Geschmack war, geht aus der Schilderung seiner Charakter-Eigenthümlichkeiten sattsam hervor. Deshalb jubelte er förmlich auf, als er hörte, daß während dieser Seefahrt sehr angenehme Damen sich mit ihm im Schiffe befinden würden. Unter den Damen mußte die Frau des Doctors Hirzel als die Herrin der Gesellschaft angesehen werden. Sie war die Tochter eines Zürcher Rathsherrn und eine geborene Anna Maria Ziegler. Weil sie ein liebenswürdiges Wesen und angenehmes Aeußere hatte, auch die angesehenste oder, um mich des obigen Klopstock'schen Ausdrucks zu bedienen, die Herrin der Gesellschaft war, so hatte man ihn zu ihrem Cavalier bestimmt. Die Schweizer verfehlten überhaupt nie, den Sänger der Messiade bei jeder sich darbietenden Gelegenheit auszuzeichnen. Obgleich nun die Doctorin Hirzel, wie Klopstock selbst eingesteht, jung war und vielsagende blaue Augen hatte, auch ein Lied von Haller unvergleichlich wehmüthig sang, mithin der Verdienste genug aufzuweisen vermochte, so war Klopstock doch ungalant genug, „ihr bei Zeiten untreu zu werden.“ Die Veranlassung zu dieser Untreue gab eine Demoiselle Schinz. Sie war das jüngste Mädchen der Gesellschaft und zugleich das schönste unter allen; überdies hatte sie, wie Klopstock bemerkt, „die schwärzesten Augen.“ Kaum hatte der Messiasdichter dies jugendfrische Antlitz, aus dem zwei nachtschwarze Augen hervorleuchteten, angeblickt, so fing ihm schon das Herz zu pochen an. Diese junge Schweizerin rief nämlich Gedanken an eine Liebe seiner Kindheit wach. Hatte er doch in seinem Knabenalter ein holdes zwölfjähriges Mädchen angebetet, von der seine Liebe erwiedert und ihm versichert worden, daß sie ganz sein wäre. Kaum bot sich eine günstige Gelegenheit dar, so entwischte Klopstock der Doctorin Hirzel und

erzählte der Demoiselle Schinz, welche liebe und süße Erinnerungen sie in ihm wach gerufen habe.

Man ersieht aus dieser frühzeitigen Liebe Klopstock's, daß nicht bloß die Phantasie bei den Dichtern glühender ist, als bei den gewöhnlichen Menschenkindern, sondern auch das Herz. Auch Dante, der in Dunkelheit und Erhabenheit seiner Ausdrücke manches Aehnliche mit Klopstock hat, wurde schon im neunten Lebensjahre auf's Mächtigste von dem Anblick eines reizenden Mädchens, Beatrice Portinari, getroffen, die durch ihn nicht minder berühmt ward, wie Heloise durch Abälard, Laura durch Petrarca, Meta durch Klopstock.

Wir haben gesehen, daß der Messiassänger ungalant genug war, die Doctorin Hirzel zu verlassen und mit der Demoiselle Schinz schön zu thun. Doch das vertrauliche Benehmen Klopstock's gegen die junge, schwarzäugige Schweizerin wird so pikant, daß wir es mit seinen eigenen Worten schildern müssen, da man uns leicht der Ausschmückung beschuldigen könnte. Klopstock nun berichtet:

„Das Mädchen in seiner siebzehnjährigen Unschuld, da es so unvermuthet so viel und ihm so neue Sachen hörte, und zwar von mir hörte, vor dem es sein schwarzes schönes Auge mit einer so sanften und liebenswürdigen Ehrerbietung niederschlug, öfters große und unerwartete Gedanken sagte und einmal in einer entzückenden Stellung und Hitze erklärte, ich sollte selbst bedenken, wie hoch Derjenige von ihm geschätzt werden müßte, der es zuerst gelehrt hatte, sich würdigere Vorstellungen von Gott zu machen, — — — —"

Jetzt kommt das eigentliche Pikante, indem Klopstock in einer Note hinzufügte:

„Ich muß hier noch die Anmerkung machen, daß ich dem guten Kinde auch sehr viele Küsse gegeben habe; die Erzählung möchte Ihnen sonst zu ernsthaft scheinen."

Klopstock ward durch die dunklen Augen der Demoiselle Schinz so gefesselt, daß er sich nicht scheute, die angesehenste Dame der Gesellschaft, die Doctorin Hirzel, die man, wie wir oben erzählten, um ihn zu ehren, unter seinen Schutz gestellt hatte, gänzlich zu verlassen und sich immer an der Seite Derjenigen zu halten, durch die das Andenken an seine erste Jugendliebe in ihm war wach gerufen worden.

Man ersieht aus diesen Einzelnheiten der Zürcher Seefahrt, daß dem Messiassänger manches gestattet war, was prosaischen Naturen nun und nimmermehr ungestraft und ungerügt hingegangen sein würde.

Bevor wir von der Zürcher Seefahrt gänzlich Abschied nehmen, möge Klopstock bei allem Respect vor seiner großer Dichterbegabung uns noch die Bemerkung gestatten, daß er trotz seines vielfachen Verkehrs mit Damen ihre Natur, wenigstens damals, noch durchaus nicht vollständig ergründet hatte. Wenn Demoiselle Schinz, während Klopstock von seiner ersten Liebe und wahrscheinlich seinen gegenwärtigen sehr glühenden Empfindungen für seine Nachbarin auf's Schwungvollste redete, ihre Augen verlegen niederschlug und wiederholt erröthete, so war dies eins jener Manöver, welches die Frauenzimmer jedweden Ranges und jedweden Altes so meisterhaft verstehen. Der „siebzehnjährigen Unschuld" war das Kapitel von Liebe sicher kein neues und bisher unbesprochenes. Die jungen Mädchen in den Schulen wissen das Zeitwort „j'aime, tu aimes, il aime", schon vortrefflich zu conjugiren, während die Knaben bei „amo" wegen mangelhaften Memorirens noch tüchtige Hiebe bekommen. Wie das Wort „Liebe" der Demoiselle Schinz gar nicht so fremd und unangenehm klang, geht daraus hervor, daß sie sich mit so großer Bereitwilligkeit von Klopstock küssen ließ.

Daß übrigens die Dichter des achtzehnten Jahrhunderts es

in Bezug auf das Küssen junger Mädchen sehr gut gehabt haben müssen, und daß nicht bloß der Messiassänger sich diese Erlaubniß nehmen durfte, ersehen wir aus einem Briefe Schmidt's an Klopstock, wo er gegen das Ende seines Schreibens folgende Frage stellt:

„Haben Sie vor Gleim bei den Magdeburger Mädchen ankommen können, oder rauschten die Küsse nur neben Ihnen hin? Wenn ich da gewesen wäre, so hätte ich alle Küsse auffangen wollen, wie Ajax im Homer mit seinem Schilde alle trojanische Pfeile auffängt."

Die Schweizer Damen würden Klopstock den Aufenthalt in ihrer pittoresken Heimath gewiß zu einem Elysium gemacht haben, wenn er, da wir nun einmal auf Erden nie ganz glücklich sein sollen, nichtvon manchen Eigenheiten Bodmer's zu leiden gehabt hätte. Da es uns hier vorzüglich darauf ankömmt, seine bevorzugte und freie Stellung zu dem weiblichen Geschlechte der Schweiz zur Anschauung zu bringen, so lassen wir nach der bereits gegebenen Probe noch einige Stellen aus einem Briefe Schmidt's an Gleim folgen, wo Ersterer von der überaus günstigen Situation spricht, in der sich Klopstock gegenüber den Landsmänninnen des großen Haller zu befinden das Glück hatte. Schmidt schreibt hierüber:

„Klopstock freut sich wie ein Jüngling seiner Jugend und mag nicht gar oft über die Alpen an uns zurückdenken. Mädchen und Alles sieht ihn dort für einen vom Himmel gesandten Propheten an, und er hat dort so viel Ansehen, als Mahomed in Medina. Wenn er eine neue Lehre aufbringen wollte, so würde das weibliche Geschlecht nicht säumen, ihm Beifall zu geben."

Daß Klopstock, der ein so leichtes, ja muthwilliges Benehmen im Umgange mit Frauen hatte, kein Kopfhänger sein

konnte, leuchtet Jedem, der nur die oberflächlichsten psychologischen Studien machte, sofort ein. Er trug vermöge seines Naturells, das, wie wir sahen, zum Muckerthume durchaus nicht hinneigte, keinen Augenblick Bedenken, während seiner Reise nach der Schweiz auf einem Kirchhofe, dessen Gräber mit schönen Rosenstöcken bepflanzt waren, in Gemeinschaft mit seinen Freunden eine Flasche Wein zu trinken. Wir ersehen aus einem seiner Briefe, daß es eine Flasche Eremitage gewesen, die sie austranken, und daß diese ihnen von einem sehr liebenswürdigen Mädchen mit auf den Weg gegeben worden. Wahrscheinlich schmeckte ihm der Wein aus diesem Grunde so vortrefflich. Aber nicht bloß gut zu trinken, auch gut zu essen verstand Klopstock. Freilich entwickelte er nicht jenen außerordentlichen Appetit, worin der große Königsberger Philosoph, dessen Eßgier in der überaus sinnlichen Bildung seines Unterkiefers deutlich ausgeprägt ist, ebenso unerreicht dasteht, wie in seiner Kritik der reinen Vernunft. Während Sulzer'n auf der gemeinsamen Reise nach der Schweiz das wenig beneidenswerthe Loos zufiel, sich mit Posthaltern, Postillons, Schmieden und sonstigen, meist nicht allzu höflichen Leuten herumzuzanken, trank Klopstock in aller Gemüthlichkeit seinen Kaffee, worin man ihm das Gelbe vom Ei hatte rühren müssen, oder verzehrte ein gutes Mittagbrod, worauf er als angenehmstes Dessert das Umherspähen nach hübschen Mädchen folgen ließ. — Als Klopstock des Rheinfalls bei Schaffhausen ansichtig ward, so erfüllte er ein zuvor gethanes Gelübte, das übrigens keineswegs große Opfer auferlegte, wie so manches mittelalterliche, wodurch damaliger einfältiger Kinderglaube sich ein Verdienst im Himmel zu erwerben wähnte. Er trank nämlich den Nymphen des Rheinfalls zu Ehren einige Gläser des schönsten und goldigsten Weins, den Deutschland hervorbringt.

Wie Klopstock nun gut zu essen und zu trinken liebte, auch

sehr gern nach hübschen Mädchen umherspähte, so war er gleichfalls keineswegs beständig in die Bibel und die Kirchenväter vertieft, sondern las sehr gern Bücher muntern und launigen Inhalts. Als er einst in Quedlinburg an einem kalten Fieber darnieder lag, so lud er sich Gleim aus dem nur wenige Meilen entfernten Halberstadt zum Kaffee auf den Nachmittag ein und forderte in seinem Schreiben den deutschen Anakreon auf, ihm „einige neue scherzhafte Bücher" mitzubringen.

Aus unserer obigen Darstellung geht deutlich hervor, daß Klopstock kein Kopfhänger und kein Verächter der weltlichen Freuden war, wenn sie nur mit Maß genossen wurden. Daß er bei seinem fleißig gepflogenen Umgange mit Damen in jedem Lebensalter und aus jedem Lebenskreise gute Manieren und eine große Leichtigkeit des Verkehrs erlangt hatte, bedarf keines weiteren Beweises. Denn nichts formt den Jüngling und den Mann besser, als Damenumgang. Bei plumpen und rohen Gestalten, bei sogenannten Bärenhäuten, ist man sicher, daß sie nie das feine Arom weiblichen Umganges geathmet haben. Klopstock nun hatte diesen süßen Duft mit vollsten Zügen eingesogen, und deshalb schwand stets den Damen, weil ihnen in dem Sänger der Messiade eine so verwandte, zartsinnige Seele begegnete, nach wenigen Minuten, mochte ihr Herz bei seinem ersten Nahen auch noch so ängstlich geklopft haben, schnell jede Befangenheit.

Auch Meta und ihre Schwester ließen ihren Anfangs so kurzen und einsylbigen Antworten bald vollere, gedankenreichere Ergüsse folgen, und noch war keine Viertelstunde verflossen, als bereits die Rede herüber und hinüber flog, wie wenn der Messiassänger den beiden Hamburger Damen seit Jahren bekannt gewesen wäre.

Liebte Klopstock mehr als einmal?

Klopstock war natürlich auch Meta's Mutter — der Vater schlummerte schon im Grabe — vorgestellt und bei der großen Hamburger Gastfreundschaft von dieser würdigen Frau zum Mittagsessen eingeladen worden. Meta hatte das Glück, an seiner Seite zu sitzen. Auch Hagedorn war der Gast des Moller'schen Hauses. Doch richtete Klopstock nur selten das Wort an ihn. Er versenkte sich nämlich mit Meta in so anziehende, des Menschen innerste Natur angehende Gespräche, daß die übrige Tischgesellschaft bald ganz von ihnen vergessen ward. Die Stunden flogen ihnen wie Minuten dahin. Zwar trug Klopstock damals noch seine unerwiederte Liebe zu Fanny im verwundeten Busen, aber dennoch war der Eindruck, den Meta auf ihn hervorbrachte, ein sehr bedeutender. Hiernach zu schließen, muß die Liebe zu Fanny doch nicht eine so verzehrende und sein ganzes Wesen ausfüllende gewesen sein, wie Klopstock sich einzureden geneigt war. Von der mächtigen Anziehungskraft, die Meta sogleich auf Klopstock ausübte, zeugt folgende Stelle eines Briefes, den der Messiassänger bald nach seinem Hamburger Aufenthalte aus Kopenhagen an Gleim richtete:

„Bei dieser Mollerin habe ich meine meiste Zeit, die ich in Hamburg gewesen bin, zugebracht. Dieses Mädchen ist im eigentlichsten Verstande so liebenswürdig und so voller Reize, daß ich mich bisweilen kaum enthalten konnte, ihr insgeheim denjenigen Namen zu geben, der mir der theuerste auf der Welt ist. Ich bin oft und lange bei ihr allein gewesen. Ich habe ihr viel von meiner melancholischen Geschichte erzählen müssen. Wenn Sie, mein Gleim, hätten sehen sollen, wie sie mir zuhörte, wie sie mich manchmal unterbrach, wie sie weinte — — — und wie sehr sie meine Freundin geworden ist! Dieses Mädchen litt so viel, so unaussprechlich viel, und sie war doch Diejenige nicht, um derentwillen ich so viel gelitten habe. Was muß sie für ein Herz haben!"

Es ist jetzt die passendste Gelegenheit gekommen, von jener melancholischen Geschichte zu sprechen, deren Klopstock so eben Erwähnung that. Wir gestehen offen, daß wir diesen Punkt, nämlich seine unerwiederte Liebe zu Fanny, sehr gern unbesprochen gelassen und gewünscht hätten, daß in seinem Busen nie eine andere Liebesflamme wäre entzündet worden, als die zu Meta Moller. Doch da dies leider nicht der Fall ist, und Klopstock Jahre lang sich in hoffnungslosen Liebesgluthen verzehrte (Fanny vermochte ihm für die brennenden Gefühle seines Herzens nur eine treue Schwesterliebe zu schenken, wie jenes Burgfräulein dem Ritter von Toggenburg), da Klopstock also schon vor der Bekanntschaft mit Meta auf's Tiefste und Schmerzlichste durch den Pfeil Cupido's verwundet worden, so sind wir durch das Streben nach treuster und wahrster Berichterstattung gezwungen, dieser Thatsache gedenken zu müssen. Wir hätten uns sonst gern der Freiheit bedient, die auch Klopstock sich einige Male gestattet, nämlich etwas zu verschweigen, was dem Helden unserer Darstellung zum Nachtheil gereichen könnte. Klopstock

erwähnt nämlich z. B. an keiner Stelle seiner patriotischen Dramen, daß Hermann römischer Ritter gewesen, noch daß er die Tochter des Segestes entführt habe. So hätte auch ich gern unerwähnt gelassen, daß von Klopstock schon vor der Bekanntschaft mit Meta der Liebe Wonnen und Schmerzen empfunden worden. Aber dieser Umstand muß, außer der zwingenden historischen Wahrheit, auch deshalb besprochen werden, weil er dazu dient, Meta's herrliche, selbstlose Natur in ihrem schönsten, neidlosen Glanze hervorleuchten zu lassen. Meta, weit entfernt, Diejenige zu hassen, die Jahre hindurch Klopstock's ganzes Herz besessen hatte, beklagte nur auf's Tiefste in ihrem sympathetischen Busen, daß der verehrte und mit innigster Zuneigung von ihr umfaßte Messiassänger so vieles Leid und Wehe wegen seiner unerwiederten Liebe hatte dulden müssen. Und dieses gleiche Gefühl erfüllte sie stets, als sie schon längst Klopstock's Braut und Gattin geworden war. Welch' ein Ausfluß edelsten und uneigennützigsten Herzens sind nicht folgende Worte: „Ich küsse Dich auch für Alles, was Du an Fanny geschrieben hast. — Ach, Klopstock! an die Zeit muß ich nicht denken. Mir kommen sehr oft die Thränen in die Augen, wenn ich denke, was Du Alles mußt ausgestanden haben. Ich kann Das sehr gut fühlen. Könnte ich Dir doch das wieder belohnen! Jetzt kann ich es noch nicht, aber wenn ich erst Deine Frau bin, dann kann ich es und dann will ich es thun."

Wir glauben nicht zu viel zu behaupten, wenn wir den Satz aufstellen, daß Meta in dieser Neid- und Selbstlosigkeit wohl von wenigen Frauen erreicht werden möchte. Je heißer die Frauen ihre Ehegatten lieben, desto unbedenklicher halten sie jede frühere Neigung ihres Mannes für die größte ihnen zugefügte Beleidigung, für das schreiendste Unrecht. Möchten wir gleich die heftigen und leidenschaftlichen Empfindungen der Ehe-

frauen, die nicht bloß durch die Zuneigung ihres Mannes zu einer Fremden während ihrer Verheirathung, sondern sogar vor ihrer Verheirathung sich gekränkt glauben und sich bei etwaigen Entdeckungen zu den erregendsten und beide Theile angreifendsten Scenen veranlaßt finden, möchten wir gleich diese heftigen Empfindungen durch sanftes Zureden zu mildern und weniger vulkanisch zu machen suchen, so finden wir doch gegen die Sentenz, daß die wahre Liebe, die Liebe in ihrer höchsten Potenz, ausschließlich sei und sich nicht an verschiedene Individuen hintereinander verschenken lasse, wenig, eigentlich nichts, einzuwenden. Der Kaiser Franz II. von Oesterreich mit seinen drei Gemahlinnen auf einem Bilde ist uns immer eine sehr unangenehme Erscheinung gewesen. Wenn der Himmel dem Manne Diejenige nimmt, in der er die bessere Hälfte seiner Seele gefunden, so muß er während seines Wallens hienieden sein Herz in ewiger Trauer tragen und bei treuester Erfüllung der irdischen Pflichten, die ihm obliegen, stets dem Momente entgegenharren, wo er, nach Zurücklassung dieses Gewandes von Erde und Staub, in den Regionen des Jenseits die Vielgeliebte und Heißbeweinte wiederfindet. Die successive Polygamie der Jetztzeit ist uns ein Greuel.

Nach diesem, so eben von uns abgelegten, Glaubensbekenntnisse wird es Niemanden verwundern, wenn wir unsere Ansicht offen dahin aussprechen (freilich setzen wir uns der Gefahr aus, für hypersentimental gehalten zu werden), wie es auf uns durchaus keinen mißfälligen Eindruck gemacht, daß der Baron von Menneval, früher französischer Gesandter in München, nach dem Tode seiner heißgeliebten Gattin, die er im Lenze des Lebens verlor, eine solche Abneigung gegen das leere und tändelnde Treiben der großen Welt, ja der Welt überhaupt, faßte, daß er seiner diplomatischen Laufbahn ganz und gar entsagte und nach

Rom pilgerte, um, wenn er die Prüfungszeit absolvirt, Priester zu werden. Er hat seiner verstorbenen Gattin in Nancy eine prachtvolle Todtencapelle errichten lassen, und dort will er, nach empfangenen Weihen, als Priester fungiren. Fürwahr in unserer kalten, herzlosen Zeit ein schönes Beispiel einer Liebe bis über das Grab hinaus! Freilich verkennen wir nicht, daß es eines begabten, in vollster Blüthe des Lebens stehenden Mannes, wie es der Baron von Menneval ist, unwürdig sein würde, während des ganzen Tages an dem Grabmale der verstorbenen Gattin zu seufzen und zu wehklagen. Aber wird er nicht, nachdem er während einiger Stunden am Tage in der Kapelle als Priester fungirt und in wehmüthiger Erinnerung an die theure Verstorbene und in erhabenen Gedanken an Gott und Unsterblichkeit seinem innern Menschen gelebt hat, wird er dann nicht, gesammelt und gekräftigt, hinaustreten in die Stadt mit ihren Sorgen und Qualen, um am Bette der Kranken zu sitzen, sie zu pflegen und ihnen neben leiblicher auch geistige Stärkung zu spenden? Wird er nicht Diejenigen, welche, gleich ihm, theure Vorausgegangene beweinen, desto wirksamer und lindernder zu trösten im Stande sein, je tiefer noch selbst sein Herz um einen ähnlichen Verlust blutet, und je überzeugender er erkannt hat, daß es für solchen Schmerz nur einen Balsam giebt, nämlich den Glauben an einen alliebenden Vater und an ein Wiedersehen im bessern Jenseits?

Weil die meisten Ehemänner der Jetztzeit eine solche inbrünstige Liebe zu ihren Frauen nicht fühlen, wie der Baron von Menneval sie im treuen Busen hegte und pflegte, so begreifen sie auch seinen Schmerz nicht, den ihm der Tod seiner Gattin verursachte, und sie nennen seine Priesterwerdung katholisch, mittelalterlich, hyperromantisch, die weniger Gebildeten aber erklären ihn für verrückt und für das Tollhaus reif.

Solche kalte Naturen verstehen allerdings nicht die schönen Schiller'schen Verse, in denen die treueste Männerliebe besungen wird:

"Und so saß er eine Leiche
Eines Morgens da,
Nach dem Fenster noch das bleiche,
Stille Antlitz sah."

Mit der Chevalerie des Mittelalters ist auch die damalige so zarte und zugleich so inbrünstige Liebe dem Moloch des Materialismus zum Opfer gefallen.

Klopstock hatte also schon vor Meta eine heiße Liebe im Busen genährt, und wenn wir, obgleich diese Herzensneigung uns durchaus mißfällt, sie aus dem doppelten Grunde erwähnten, weil es die historische Wahrheit so erheischt, und weil dieser Umstand dazu dient, die Selbst- und Neidlosigkeit Derjenigen hervortreten zu lassen, die das Musterbild einer deutschen Gattin und einer christlichen Ehefrau zur Anschauung brachte, so benutzten wir außerdem noch diese Gelegenheit, um den Satz aufzustellen, daß die wahre, reine, idealische Liebe nur einmal liebt und nie wieder. Wir entsinnen uns, daß Friederike Bremer in ihrem Buche über Nordamerika von Washington Irving erzählt, wie er in seinen Jünglingsjahren eine der schönsten und fesselndsten männlichen Erscheinungen gewesen sei, die man nur habe sehen können. Sein Herz habe ihn im Lenze des Lebens allgewaltig zu einem jungen Mädchen hingezogen, seiner an Schönheit des Körpers und Adel des Geistes vollkommen würdig. Leider fühlte die schöne Nordamerikanerin keine Gegenliebe für ihn. Deshalb trauerte sein Herz tief und er blieb unvermählt.

Man darf diesen Tropfen Romantik in dem ungeheuren Meere des nordamerikanischen Materialismus nicht unbekannt verrinnen lassen.

Wenn dem Manne auf seinem Lebenswege Diejenige zuerst begegnet, die bestimmt ist, durch alle Aeonen seiner Seele bessere Hälfte zu sein, so muß es alsobald in seinem Busen keimen und knospen, wie wenn plötzlich nach langer Winterdauer des Frühlings belebender Odem über Hain und Anger weht. Von der Allgewalt, mit der die wahre Liebe auftritt, haben wir ein naives und rührendes Zeugniß in einem der trefflichen Grimm'schen Mährchen „Der treue Johannes". Als der durch Gegenliebe beglückte Jüngling der Königstochter vom goldenen Dache den Eindruck schildert, den sein Herz schon durch den Anblick ihres Portraits empfangen, so spricht er: „Das erste mal, daß ich Dein Bildniß gesehen habe, bin ich ohnmächtig zur Erde gefallen". Wie die Rückerinnerung an die unnennbar süßen Empfindungen der ersten Liebe selbst wenig poetische Naturen noch in späteren Jahren zu entflammen vermag und sie nach einem dichterischen Ausdrucke verlangen läßt, bewies der König Friedrich Wilhelm III. In seinen Unterredungen mit dem von ihm hochgeschätzten Bischofe Eylert gedachte er häufig seiner unvergeßlichen Gemahlin Luise. Einmal bedauerte er gegen den Bischof, daß ihm die Verse nicht wieder einfallen wollten, die er einst in jüngeren Jahren gelesen habe, und die so wunderbar treu die Seelenstimmung abspiegelten, in die er durch den ersten Anblick seiner Gemahlin versetzt worden. Der Bischof, der ein frommer Christ war, aber dabei keineswegs Schiller wegen seiner Götter Griechenland's und seiner Resignation als Heiden verdammte, sondern ihn fast auswendig wußte, citirte sogleich die Verse, die seiner Meinung nach einzig dem Könige vorschweben konnten, und die in der Braut von Messina enthalten sind. Das freudige Zunicken des Königs bewies ihm, daß er das Richtige getroffen. Diese, dem Könige vorschwebenden und vom Bischofe zum klaren Wortlaute gebrachten Verse lauten:

„Woher sie kam, und wie sie sich zu mir
Gefunden, dieses frage nicht. — Als ich
Die Augen wandte, stand sie mir zur Seite,
Und dunkel mächtig, wunderbar ergriff
Im tiefsten Innersten mich ihre Nähe.
Nicht ihres Lächelns holder Zauber war's,
Die Reize nicht, die auf der Wange schweben,
Selbst nicht der Glanz der göttlichen Gestalt —
Es war ihr tiefstes und geheimstes Leben,
Was mich ergriff mit heiliger Gewalt;
Wie Zaubers Kräfte unbegreiflich weben —
Die Seelen schienen ohne Worteslaut
Sich, ohne Mittel, geistig zu berühren,
Als sich mein Athem mischte mit dem ihren:
Fremd war sie mir und innig doch vertraut.
Und klar auf einmal fühlt' ich's in mir werden:
Die ist es, oder keine sonst auf Erden!"

Der Eindruck, den Meta auf Klopstock hervorbrachte, konnte demnach kein so zündender und allgewaltiger sein, wie der, den der König Friedrich Wilhelm III. durch den Anblick seiner Luise empfing, als sie ihm, ein holder Friedersengel, inmitten des Kriegslärms einer Lagerstadt begegnete. War doch das Herz des Messiasdichters schon einmal für Fanny erglüht gewesen oder vielmehr in dem Augenblicke noch erglüht, wo ihm die Hamburgische Jungfrau entgegentrat, die allerdings die schöne Bestimmung hatte, seine Liebesschmerzen zu stillen und ihn seine erste Zuneigung gänzlich vergessen zu lassen. Wenn es uns, wie wir schon erst sagten, unangenehm berührt, daß Klopstock vor der Bekanntschaft mit Meta bereits eine andere Liebesflamme im Busen nährte, so müssen wir uns mit dem Umstande trösten, daß selbst die ernste Gestalt des großen florentinischen Dichters dreimal geliebt hat. Hiernach läßt sich in Bezug auf die Liebe leicht eine Parallele zwischen Klopstock und Dante ziehen. Klopstock

hat — mag es uns auch noch so schwer werden, dies einzuräumen — ebenfalls dreimal geliebt. Zuerst seine Liebe zu Fanny, dann die zu Meta, und drittens die zu Done. Ja, es ist traurig, aber das Bekenntniß muß über unsere Lippen, so gern sich dieselben auch schließen und keinen Laut hervorlassen möchten, es ist traurig, daß er wenige Jahre nach Meta's Tode schon wieder in Liebesgluthen entbrannte. Was uns aber am Meisten verstimmt, ist, daß er sich nicht scheute, an die Jungfrau, für die er auf's Neue erglühte, und die ihm wahrscheinlich bei seiner Bewerbung eingewandt hatte, er werde sie nie so lieben können, wie er Meta geliebt, daß er sich nicht scheute, an diese Jungfrau folgende Verse zu richten:

„Du zweifelst, daß ich Dich wie Meta liebe? —
Wie Meta lieb' ich, Done, Dich.
Dieß saget Dir mein Herz voll Liebe,
Mein ganzes Herz."

Uebrigens hatte Klopstock in früherer Zeit — eine so zarte Seele mußte dies instinctiv begreifen — das ganz richtige Gefühl, daß die wahre, ächte Liebe nur einmal empfunden werde. Er schrieb in einem seiner Briefe an Bodmer: „Ich werde wohl in meinem Leben nur einmal geliebt haben." Hätte er diese schöne Voraussetzung doch wahr gemacht! Fanny und Done müßten in seinem Lebensbilde nicht vorkommen und einzig die keusche, treue, christliche Gestalt Meta's uns daraus entgegenleuchten. Doch trösten wir uns damit, daß, wenn Klopstock auch vor Meta's Bekanntschaft und nach ihrem Tode geliebt hat, er doch nie in den Schmutz der Leidenschaft versank, wie Abälard. Wen betrübt, erschreckt, empört es nicht, wenn er liest, daß Heloisens Herzensbräutigam, der auf die späteste Nachwelt viel mehr durch seine unglückliche Liebe, als durch seine Gelehrsamkeit, obgleich Tausende von Schülern zu seinen Füßen saßen, kommen

wird, wen empört es nicht, wenn er liest, daß Abälard nicht erröthete, mit den verworfensten Frauenspersonen tagtäglich zu verkehren und für ihre Umarmungen all' sein Geld zu verausgaben, so daß er zu Zeiten bettelarm war? In einem Schreiben, das Julco an Abälard richtet, kommt folgende, den Leser förmlich niederschmetternde Stelle vor: „Avara meretricum rapacitas cuncta tibi rapuerat“.

Dem Himmel sei Dank, so tief, wie Abälard, ist Klopstock niemals gesunken. Er hat stets nur mit dem Reinen und Edlen des weiblichen Geschlechts verkehrt. Freilich, läßt es sich nicht leugnen, daß seine Liebe zu Meta anziehender und sein Schmerz um ihren Tod rührender sein würde, wenn in seiner Brust niemals ein anderes weibliches Bild, weder vor ihr, noch nach ihr, gethront hätte. Allerdings ist dies leider nicht der Fall, aber Meta's erstes Auftreten war doch gleich von so mächtiger Einwirkung auf Klopstock, daß Fanny's Bild, das mit den lebhaftesten Farben in seinem Herzen gemalt hing, sofort etwas undeutlich zu werden begann, bis es mit der Zeit ganz verblich, um der anziehenden Hamburger Jungfrau die besser verdiente Stelle einzuräumen.

Wenn Klopstock demnach nicht, wie wir gewünscht hätten, nur einmal, sondern leider dreimal in seinem Leben liebte, also ebenso oft, wie der große Ghibelline von Florenz, so genießt er doch vor Abälard den Vorzug, daß nie der unkeusche Athem eines gefallenen Engels den klaren Spiegel seiner Seele trüben durfte.

Seine Liebe war stets rein und lauter.

Klopstock's und Meta's Briefwechsel vor ihrer Verlobung.

Bei dem überaus günstigen Eindrucke, den Meta auf Klopstock während seines Hamburger Aufenthaltes hervorgebracht hatte, ist es sehr begreiflich, daß mit seiner Abreise nach Kopenhagen das Band nicht zerrissen ward, das sich zwischen diesen beiden sympathetischen Naturen geknüpft hatte. Im Anfange des April 1751 war Klopstock in Hamburg gewesen und am 24. Mai desselben Jahres hatte er nach Friedensburg schon vier Briefe von ihr gesandt erhalten, die er wieder und immer wieder lesen mußte, wenn er auf einsamen, schönen Plätzen, an denen jene Gegend so reich ist, der Rückerinnerung lebte.

Klopstock preist die Schönheiten Friedensburgs dort, wo er sich über seine Liebe zur Natur ausspricht, in folgender, etwas dithyrambischer Weise:

„Schön war ihm, Mutter Natur, deiner Erfindung Pracht, auf die Fluren verstreut; sie stand, da sie aus reicher Hand über Hügel und Thal lebende Schönheit goß, mit verweilendem Tritte Friedensburg's Thäler zu schmücken still. Mit heiligem Schauer brach er die Blum' ab; Gott machte sie, Gott ist, wo die Blum' ist."

Ein Orthodoxer könnte hier einen Anflug von Pantheismus wittern.

Wir kommen jetzt auf den Briefwechsel zurück, den Klopstock und Meta vor ihrer Verlobung führten, und wir wollen hier das Urtheil erwähnen, das der nie leichtfertig lobende, sondern alles gewissenhaft abwägende Messiasdichter über den Styl der geistreichen Hamburger Jungfrau zu fällen sich gedrungen fühlte. Klopstock urtheilt hierüber gegen Gleim folgendermaßen:

„Sie schreibt so natürlich wie Babet. Wenn man das Mädchen sieht, und wenn man Briefe von ihr erhält, so sollte man eher Sulzer für parteiisch halten, als glauben, daß das Mädchen noch über das Französische, Italienische und Englische Lateinisch oder wohl gar Griechisch kann. Kleiner Gleim! ich wollte, daß Sie auch einen Briefwechsel mit ihr anfingen. Sie könnten nur sagen: ich hätte Sie darum gebeten, und sie wäre ja ein liebes Mädchen."

Der Briefwechsel Klopstock's und Meta's hatte die glückliche Folge, daß die Hamburger Jungfrau, deren Geist ebenso anmuthig war, wie ihr Körper, durch jedes neue Schreiben dem Herzen des Messiasdichters werther und theurer wurde, und daß Fanny's Bildniß zu immer schwächern und schwächern Umrissen verblaßte, bis es zuletzt ganz und gar auf der Tafel der Erinnerung ausgelöscht ward. Klopstock äußert sich über dies gänzliche Schwinden seiner melancholischen Stunden, die ihm die unerwiederte Liebe zu Fanny seit Jahren bereitet hatte, in einem Briefe an Gleim mit einer sehr erwünschten Ausführlichkeit. Denn was ist willkommener, als die Herzensergießungen eines berühmten Mannes, der von so zartbesaiteter Natur war, im innersten Heiligthume beobachten zu dürfen? Klopstock schreibt nun an Gleim den 9. April 1752, also nachdem seine Bekanntschaft mit Meta gerade ein Jahr alt war, folgendes:

„Aber wo soll ich nun anfangen, mit Ihnen auch ein Bißchen lange schwatzen? Wenn ich's nur wüßte, wo? Davon,

daß ich ganz und gar nicht mehr unglücklich bin? Ja, davon will ich immer anfangen. Denn ich weiß, daß es meinem Gleim sehr lieb ist, Dieses zuerst zu wissen. Wie aber Dieß alles zugegangen ist, sag' ich Ihnen jetzt noch nicht ganz. Um ab ovissimo anzufangen, muß ich Ihnen etwas von meinem Charakter sagen, das Sie vielleicht schon wissen. In so wichtigen Sachen der Glückseligkeit, als die Liebe und die Freundschaft sind, kann ich unmöglich halb glücklich oder nur halb unglücklich sein. Daher bin ich so lange traurig gewesen, und daher, da ich aufgehört habe, traurig zu sein, habe ich auch ganz und gar aufgehört. Aber ist Dieß allein, werden Sie vielleicht sagen, durch die Länge der Zeit und durch Ueberlegungen geschehn? Ich weiß es nicht, mein liebster Gleim, ob es allein dadurch geschehn ist. Genug, ich bin jetzt unter Allem, was ein ehrlicher Mann sein kann, nichts weniger als unglücklich. Grübeln Sie nur nicht weiter nach, denn ich kann Ihnen doch jetzt nichts weiter sagen. Das war Eins, mein lieber Gleim. Und Sie sind doch ein Bißchen freudig mit mir? — —"

Spricht Klopstock es hier auch gerade nicht deutlich aus, so ist es doch klarer, wie der Tag, daß seine Liebe zu Fanny nur aufhören konnte, weil Meta, die des Platzes in seinem Herzen würdiger war, jetzt all' sein Denken und Sehnen ausfüllte. Wenn die Briefe der anmuthigen und geistreichen Hamburger Jungfrau in Friedensburg anlangten, so war es immer ein Festtag für Klopstock. Er las sie zu wiederholten Malen und preßte die Schriftzüge der ihm so theuren Hand mit Inbrunst an seine Lippen. Daß ihm Schwierigkeiten in Bezug auf seine Verlobung von Meta's Verwandten gemacht werden könnten, davon hatte er in dem Jubel seines Herzens keine Ahnung. Da er der Gegenliebe Meta's sicher war, so dachte

er an keine Hindernisse. Aber er empfand eine unbeschreibliche Sehnsucht, das holde Mädchen wieder von Angesicht zu Angesicht zu sehen und ihr den süßen Namen „Braut" geben zu dürfen.

Die Reise des dänischen Königs nach Holstein im Sommer des Jahres 1752 vergönnte ihm endlich, nach dem durch Meta's Gegenwart für ihn zum Mecca gewordenen Hamburg zu wallfahrten, wo er mit Romeo zu sprechen gedachte:

„Entweihet meine Hand verwegen Dich,
O Heil'genbild, so will ich's lieblich büßen.
Zwei Pilger, neigen meine Lippen sich,
Den herben Druck im Kusse zu versüßen."

Klopstock's dänischer Mäcen und seine Pensionsbeflissenheit.

Seitdem die Beziehungen Deutschlands zu Dänemark so unfreundliche geworden sind und die große Streitfrage, die zwischen uns und unsern nordischen Vettern noch ungelöst klafft, wohl kaum anders als durch die Spitze des Schwertes entschieden werden dürfte, möchten Kopenhagens gelehrte und publicistische Kreise noch mehr wie früher geneigt sein, uns vorzuhalten, was man bei ihnen für Klopstock gethan und wie die Gunst ihres Königes es einzig ermöglicht habe, daß der Sänger der Messiade ohne herznagende Sorge an seinem erhabenen Werke arbeiten konnte. Ehre, dem Ehre gebührt! Wir fühlen uns dem edlen Friedrich V., der Klopstock in seine Nähe rief, auf's Tiefste verpflichtet, und die Ungerechtigkeit Dänemarks gegen unsere nordalbingischen Brüder trübt keinen Augenblick die Objectivität unsers Urtheils, daß wir nicht gern bekennen sollten, wie dieses kleine Land zur Beschämung so vieler großen Reiche für die Leuchten der Kunst und Wissenschaft, insofern sie aus seinem Schooße hervorgingen, seit lange auf eine nachahmungswürdige Weise gesorgt hat. Auch um Klopstock — räumen wir es dankbar ein — hat Dänemark sich große Verdienste erworben. Wenn Feodor Wehl in seinem sehr zu schätzenden Buche: „Hamburgs Literaturleben im achtzehnten Jahrhundert" bei Gelegenheit Klopstock's Erwähnung thut, Rechner hätten sich aus-

spintisirt, daß Dänemark sich den Messias über 21,000 Reichsthaler habe kosten lassen, so kommt uns bei unserm sehr schwachen Rechnungsvermögen keineswegs die Verwegenheit in den Sinn, das richtige Zahlenverhältniß dieser Summe prüfen zu wollen, sondern wir erkennen diese Liberalität dankbarst an und lassen uns auf ein Manövriren mit den vier Species, diesen für uns sehr ungehorsamen Soldaten, durchaus nicht ein. Wir sprechen nur den frommen Wunsch aus, Deutschland möchte ein Einsehen haben und sich zur Nachahmung angetrieben fühlen. Diese Liberalität dänischer Könige gegen einen fremdländischen Dichter ist um so verdienstlicher, da die Gleichgültigkeit Friedrichs des Großen gegen deutsche Literatur ihr parallel lief. Bestand doch Friedrichs ganzes Mäcenat in Bezug auf die poetischen Verdienste seines Volkes darin, daß er, wie Heine voll Spott bemerkt, dem kranken Gellert einen lendenlahmen Schimmel zum Spazierreiten schenkte (das Geschenk dieses Schimmels wird übrigens noch angezweifelt und ist wahrscheinlich eine pikante Erfindung Heine's), und daß er der dem Hungertode nahen Dichterin Karschin als Antwort auf einen überaus jämmerlichen Brief zwei Thaler zuzustellen befahl. Die beleidigte Dichterin schickte diese zwei Thaler allerdings mit Protest und mit sehr scharfen Versen zurück, was Friedrich der Große Humor genug hatte, nicht übel zunehmen.

Klopstock hätte nun — verhehlen wir es uns nicht — bei keinem deutschen Herrscher eine so zarte und ausgiebige Unterstützung gefunden, wie ihm von Seiten dänischer Könige zu Theil ward. Geben wir dies also ganz uneingeschränkt zu, so müssen wir doch deutschen Männern das Verdienst wahren, den dänischen Herrscher auf Klopstock aufmerksam gemacht und ihn zur Unterstützung aufgefordert zu haben. Das Verdienst des Hinweisens auf Klopstock gebührt nun dem edlen Grafen von Bernstorff. Klüpfel, der Cabinetsprediger des Herzogs von Gotha, der mit

Bernstorff häufiger in Paris zusammenkam, wo Letzterer damals dänischer Gesandter war, hatte ihn, entzückt von den Schönheiten der Messiade, auf das neu aufsteigende Gestirn eines großen vaterländischen Dichters aufmerksam gemacht. Bernstorff ließ sich nun die ersten Gesänge der Messiade geben und theilte ganz die Eindrücke des begeisterten Predigers. Erfüllt von dem Schönen und Hohen, das so reichlich in den ersten Gesängen der Messiade enthalten ist, kam Bernstorff in Kopenhagen an und theilte seine Eindrücke dem Oberhofmarschall von Moltke mit, der Friedrichs V. allmächtiger Günstling war. Durch Moltke nun ließ sich der dänische König leicht bereden, Klopstock nach seiner Hauptstadt einzuladen und ihm ein Jahrgehalt auszusetzen. Natürlich folgte Klopstock einer so freundlichen Einladung aufs Bereitwilligste. Hatte er doch schon lange eine Pension ersehnt. Denn bis zu der, ihm so unerwartet kommenden dänischen Einladung hatte Klopstock sich keineswegs dem Treiben des Zufalls überlassen, sondern sich schon vor seiner Reise nach der Schweiz sehr ernstlich mit seiner Zukunft beschäftigt und sich auf's Angestrengteste bemüht, eine Lebensstellung zu finden, die ihn dem gemeinen und den Geist ermattenden Kampfe um die tägliche Existenz überhebe. Gleich in seinem ersten Briefe an Bodmer sucht Klopstock den damals in großem Ansehen stehenden schweizerischen Dichter zu bestimmen, daß er ihm eine Pension beim Prinzen von Oranien erwirke. Er giebt ihm den Weg an, wie man zweifelsohne zum Ziele gelangen müsse. Der Herr van Haaren nämlich, ein geschätzter holländischer Dichter, war kurz zuvor in der Schweiz und, wie Klopstock vermuthete, sicher bei dem Patriarchen der Literatur, Bodmer, zum Besuche gewesen. Da nun Herr van Haaren in großer Gunst beim Prinzen von Oranien stehen und Letzterer sehr freigebig und dichterische Bestrebungen gern begünstigen sollte, so würde ein Jahrgehalt, meinte

Klopstock, sehr leicht zu erwirken sein. „Wie, wenn der mir eine jährliche Pension aussetzte?“ schreibt unser, bei aller lyrischen Begeisterung und himmlischen Verzückung das Irdische keineswegs aus den Augen lassende Dichter. „Wenn Sie mir hierin etwas helfen könnten, bester Bodmer, so thun Sie es doch; aber ich möchte durchaus nicht, daß bei der Bitte mein Name gebraucht würde.“

Da es sich mit dem Prinzen von Oranien nicht machte, so richtete Klopstock nach kurzem Schwanken sein Auge auf einen andern Fürsten, und zwar auf den Prinzen von Wales. Klopstock hatte die Absicht, dem englischen Thronfolger seinen Messias mit einem Privatschreiben zugehen zu lassen. Doch spricht er in einem Brief an Bodmer klar aus, daß es ihm lieb sein würde, wenn der Schweizer Dichter diese Uebersendung vermitteln wolle. „Ein vielleicht zu eigensinniger Widerwille wider die Zuschriften ist Ursache“, bemerkt er, „daß ich Ihnen noch zu überlegen gebe, ob es nicht besser sei, dem Prinzen von Wallis mit einem Privatschreiben den Messias zuzuschicken; und vielleicht wird Dieß auch ein Fremder auf eine bequemere und mehr fruchtende Art thun können, als der Verfasser. Eröffnen Sie mir hierüber Ihre Gedanken so frei, wie ich Ihnen die meinigen schreibe, und melden Sie mir, ob Sie vielleicht das Letzte übernehmen wollten?“

In einem späteren Briefe theilt er Bodmer'n mit:

„Ich habe mich beinah' entschlossen (wiewohl mir dieser Entschluß sehr schwer angegangen ist), mein Gedicht dem Prinzen von Wallis zu dediciren.“

Klopstock erwarb sich später in Hannover an dem Leibmedicus Werlhof einen großen Verehrer und aufrichtigen Freund, der gern bereit war, ihm mit allen Kräften beizustehen, um ihm eine Pension vom Prinzen von Wales zu verschaffen. Nach

seinem Plane sollte Klopstock dem englischen Thronfolger seinen Messias dediciren. Die Ueberreichung des Werkes wollte ein Herr von Schrader übernehmen, der, wie Klopstock schreibt, „die tempora fandi“ beim Prinzen kannte.

Doch auch dieser Plan scheiterte. Weder dem Prinzen von Oranien, noch dem Prinzen von Wales war die Ehre beschieden, gleichsam geistige Pathenstelle bei der Messiade zu übernehmen.

Klopstock hatte sich übrigens nicht gänzlich allein auf fürstliche Protection verlassen, sondern unterdessen sich auch nach andern Hülfsquellen umgesehen. Da man, wie er an Bodmer schreibt, ihm von fern zu verstehen gegeben hatte, daß man es nicht ungern sähe, wenn er zu Ostern seine Hofmeisterstelle aufgeben würde (er unterrichtete damals in Langensalza den Sohn eines Kaufmanns Weiß und schrieb diese Zeilen im December 1748), so war er natürlich bemüht, sich eine neue, ihm zusagende Lebensstellung zu verschaffen. Er wünschte nun, da er durch einen Buchführer in Langensalza erfahren hatte, daß man von Erlangen aus im Namen der Akademie nach ihm Erkundigungen eingezogen, dort eine außerordentliche Professur irgend einer der schönen Wissenschaften, am liebsten der Beredtsamkeit oder der Poesie, zu finden, die aber mit einem festen Gehalt verbunden sein müsse. Man sieht, daß ein festes Gehalt, mithin ein Geschütztsein gegen die Sorge um den täglichen Unterhalt, damals die Achse war, um welche sich für Klopstock alles drehte.

Wenn übrigens Klopstock stets den richtigen Gedanken hatte, daß die Gunst eines Fürsten ihn am Besten vor den kleinlichen Sorgen des Lebens bewahren könne, so unterließ er, wie wir schon erst bemerkten, doch deshalb nie, sich noch auf andere Weise nach einem gesicherten Auskommen umzusehen. Er war deshalb mit Haller in einen Briefwechsel getreten, um ihn zu ersuchen, falls seine Pläne in Betreff des Prinzen von Wales scheitern

sollten, sich in anderer Beziehung für ihn Mühe zu geben. Sein Wunsch ging dahin, falls ihm das prinzliche Mäcenat versagt bliebe, an einer Schule eine feste Anstellung zu finden. Wie er in seinem Schreiben bemerkt, wiesen ihn seine Fähigkeiten mehr dahin, einer Schule, als einer Gemeinde, vorzustehen, da die Natur ihm die Stimme eines Redners versagt habe. Haller hatte ihm in seiner Antwort gerathen, sich an Geßner zu wenden, der bei dem vielgeltenden Werlhof (daß Klopstock sich der günstigen Stimmung dieses Mannes später zu erfreuen hatte, sagten wir bereits oben) großen Einfluß habe.

Indeß ließ Klopstock, wenn er sich auch im Nothfall mit einem Posten an einer Schule begnügt hätte, den Prinzen von Wales deshalb keineswegs ganz aus dem Auge. Er meint in einem Briefe an Bodmer, daß, wenn sein Messias den Herren Glover und Mallet, die bei dem Prinzen viel vermöchten, bekannt würde, dies sein Glück machen könne. Doch wie es des Mannesalters unerbittliches Loos ist, daß eine süße jugendliche Hoffnung nach der andern ihm schwindet, und in Folge dieser steten Enttäuschungen eine christliche Seele sich zur sanften Resignation neigt, während ein sceptisches, glaubensloses Gemüth zum Zorn gegen die Ungerechtigkeiten des Geschicks aufgestachelt wird, so blieb es auch Klopstock nicht erspart, einen Plan nach dem andern, über den er in einsamen Stunden mit Liebe gebrütet hatte, durch die Kaltherzigkeit selbstischer Mitmenschen scheitern zu sehen. Aber, da er einen milden christlichen Sinn hatte, so grollte und zürnte er deshalb nicht, sondern sein Herz zuckte nur zuweilen krampfhaft zusammen, wie es den armen Menschenkindern stets geschieht, wenn sie, Neulinge im Erdenleide, in der harten Schule des Lebens noch nicht gestählt wurden gegen die nie ermattenden Hiebe des Schicksals. Später, wenn jedes verrinnende Jahr dem Herzen eine neue Wunde ge-

schlagen und der Mensch längst verlernt hat, das Glück als die Regel und das Unglück als eine Ausnahme zu betrachten, später zuckt das Herz nicht mehr krampfhaft zusammen, sondern bietet seine schon von so manchem Schwerthiebe des Mißgeschicks zerrissene Oberfläche sanft und geduldig dar, ob körperliche Pein, Sorge um das tägliche Brod oder Bosheit des Nächsten die kaum verharschten Wunden weiter und breiter aufreißen wollen. Freilich ist diese Resignation nicht so leicht und im Beginn seiner irdischen Pilgerbahn betrachtet auch der Mensch mit dem sanftesten und christlichsten Gemüthe jede ihm widerfahrene Kränkung und Enttäuschung als ein himmelschreiendes Unrecht. Deshalb konnte auch Klopstock die Laute des Unwillens nicht unterdrücken, als er seine Hoffnungen in Bezug auf den Prinzen von Wales in ein Nichts zerrinnen sah. In einem Briefe an Bodmer, wo er für die an ihn ergangene Einladung, nach der Schweiz zu kommen, seinen tiefgefühlten Dank abstattet, begegnen wir folgenden ironischen Aeußerungen:

„Zu einer Zeit, da sich der Minister im Hannover'schen nachdenkend besinnt, ob es auch den Erblanden Ihrer großbritannischen Majestät wirklich zuträglich sei, wenn man mir eine anständige, nicht so arbeitsvolle Bedienung gäbe; da der Messias vielleicht in der Antichambre, wo doch Popens Bildniß steht, und wo Glover öfters durchgeht, liegen bleibt; da er vielleicht, weil er noch nicht schön gedruckt ist, von einer Prinzessin auf die Seite gelegt wird, deren Mutter doch ein Frauenzimmer allein deßwegen glücklich machte, weil sie Milton's Tochter war: zu einer solchen Zeit sind Sie, mein theuerster Freund, so großmüthig und laden mich nach Ihrer freien Schweiz ein!"

Daß Klopstock's Herz nach solchen Kränkungen und Enttäuschungen nicht bitter ward, dazu trug die ihm so freundlich angebotene dänische Pension wesentlich bei.

Ueber den jährlichen Betrag der dänischen Pension finden wir sehr abweichende Angaben. Schmidt, der Bruder Fanny's und Klopstock's ältester Freund, schreibt über diese Pension an Gleim:

„Sie werden es unfehlbar schon wissen, daß Klopstock von dem Könige von Dänemark mit vierhundert Thaler Gehalt nach Kopenhagen berufen ist. Er hat Dieß dem Herrn von Bernstorff zu verdanken."

Dagegen schreibt Klopstock in einem Briefe an Fanny:

„Der König giebt mir einen jährlichen Gehalt von hundert Thalern, den Messias zu vollenden."

Da dieser Brief im Jahr 1750 geschrieben ist, wo Klopstock's Liebe zu Fanny noch in ihrer heftigsten Gluth loderte, und ihm daran liegen mußte, durch die Aussicht auf eine gesicherte Lebensstellung die Abneigung, mit ihm eine Ehe einzugehen, in dem spröden Mädchen zu besiegen, so darf man für gewiß annehmen, daß er die Summe, die ihm vom Könige von Dänemark alljährig zugesagt worden, nicht zu gering werde angegeben haben. Uebrigens scheint es doch, als ob die hundert Thaler ein Druckfehler seien, da Schmidt in einem zweiten Schreiben an Gleim wiederum von vierhundert Thalern spricht. Wir theilen auch diese Stelle, und zwar deshalb, mit, um daran zu zeigen, wie Schmidt die ganz richtige Ansicht hatte, daß vierhundert Thaler Pension für einen so großen Dichter, wie Klopstock, gar nichts Außerordentliches seien. Damit der heutigen Generation, die vielleicht an die ungeheuren Honorare der französischen Romanschriftsteller denkt, diese Summe nicht allzu winzig erscheine, so möge sie nicht außer Acht lassen, daß das Geld damals wenigstens einen doppelten Werth hatte, und daß Schiller für seine Geschichtsprofessur in Jena nur zweihundert Thaler Gehalt bezog. Schmidt nun äußert sich über diese dänische Pension folgendermaßen:

„Es ist meine Meinung auch gar nicht, daß Klopstock für die dänischen vierhundert Thaler in Kopenhagen bleiben soll, ob es gleich dafür verlangt zu werden scheint. Er muß hinreisen und sich die Erlaubniß, es koste, was es wolle, ausmachen, die Kleinigkeit zu verzehren, wo er will."

Aus einem Briefe, den Klopstock der Vater an Gleim schreibt, kann man nicht deutlich den Betrag der Pension entnehmen, wohl aber, daß der König von Dänemark überaus huldreich gegen den Sänger der Messiade war. Klopstock's Vater schreibt nun:

„Seine Pension ist den ersten Juli in Bancogelde, d. i. der Ducaten zu 2 Rthlr. 8 Gr., ausgezahlt und, was sein großer Gutthäter bei Ueberreichung seines Buches erklärt hat, Solches will er dem Briefe nicht anvertrauen, welches ich sehr billige."

Wir sagten oben, daß, so dankbar wir auch das Andenken des edlen dänischen Königs verehrten, der Klopstock gegen die nagenden Sorgen des Lebens sicher stellte, wir doch den deutschen Männern, die Friedrich V. zuerst auf den Sänger der Messiade aufmerksam machten, ihr großes Verdienst ungeschmälert wahren müßten. Es ist dies keine nationale Eitelkeit, sondern nur eine nationale Gerechtigkeit, an der wir Deutschen es leider allzu oft fehlen lassen. Wir nannten bereits den edlen Namen „von Bernstorff" als den ersten Veranlasser zu der dänischen Pension und erwähnten auch, wie Klüpfel, der Kabinetsprediger des Herzogs von Gotha, den Anstoß zu dieser von Klopstock so lange ersehnten Unterstützung gegeben habe. Die staatsmännischen Verdienste Bernstorff's sind zu bekannt, als daß wir uns weitläuftiger darüber aussprechen sollten. Wenn Klopstock an Gleim schreibt: „Sie müssen wissen, daß Bernstorff ein allerliebster Mann ist!" so muß Jeder, der sich mit dieser anziehenden staatsmännischen Erscheinung bekannt gemacht hat, in diesen lobenden Spruch mit einstimmen und zwar das Wort „allerliebst" nicht

in der gewöhnlichen Bedeutung nehmen, sondern vielmehr so: „ein Mensch, der Allen der Liebste ist". In einem zweiten Schreiben an Gleim sind Klopstock's Aeußerungen über Bernstorff noch viel wärmer. Er hatte, als er diesen Brief schrieb, durch einen einjährigen genauen Umgang Gelegenheit gehabt, die innerste Natur dieses edlen Mannes zu ergründen, und äußert sich über ihn folgendermaßen: „Lieben Sie diesen großen Mann, er verdient es sehr. Welche Rechtschaffenheit in allen seinen Handlungen! welch' ein Verstand! und welche angeborene Bescheidenheit bei Diesem Allen!"

Wir dürfen, indem wir dem edlen Bernstorff das Verdienst vindiciren, dem Sänger der Messiade die Pension erwirkt zu haben, nicht vergessen, auf den Umstand hinzuweisen, daß dieser große Staatsmann kein geborner dänischer Unterthan, wir meinen, kein Mitglied der schleswig-holsteinischen Ritterschaft war, sondern in Hannover das Licht der Welt erblickte. Er ist also nicht bloß rein deutschen Blutes, sondern auch in einem rein deutschen Lande geboren. Wenn wir es uns auch bereits oben versagten, auf seine vielfachen Verdienste um die dänische Monarchie hinzuweisen, weil wir dieselben als allbekannt voraussetzen durften, so wollen wir doch in kurzer dankbarer Erinnerung erwähnen, was er für die Bauern Dänemarks that und wie er ihnen eine der Menschheit würdigere Lage verschaffte. Mit einem Worte, er entließ die dänischen Bauern dem erniedrigenden Zustande der Hörigkeit. Diese einzige That eines deutschen Mannes für die dänische Landbevölkerung wiegt reichlich die Schuld auf, die Deutschland wegen der Pension Klopstock's Dänemark gegenüber contrahirt haben könnte. Wenn überhaupt Deutschland sich mit fremden Reichen in eine Berechnung einlassen wollte, was es von ihnen empfing, und was es ihnen gewährte, so möchte sich das gesammte Ausland als uns tief verschuldet herausstellen.

Doch es ist nicht des Deutschen Art, sich mit Dem zu brüsten, was er gethan und geleistet hat. Das Spreizen und Wichtigmachen ist das Kennzeichen kleiner Menschen und kleiner Völker.

Es ist sehr möglich, daß Manche, die von Freiheit und Deutschheit ganz falsche Vorstellungen haben, es Klopstock gar sehr verdenken, daß er überhaupt eine Pension annahm, und daß er zuerst eine solche beim Prinzen von Oranien, dann beim Prinzen von Wales zu erlangen suchte, bis er endlich durch den vom Könige von Dänemark ihm ausgesetzten Jahrgehalt der Mühe überhoben ward, nicht ganz angenehme und oft vergebliche Schritte in dieser Angelegenheit thun zu müssen.

Gewiß ist es ein Zeichen großer Befangenheit, wenn man den Dichtern einen Vorwurf daraus macht, daß sie sich einen Mäcen suchen. Erhärten es doch zu viele und zu traurige Beispiele, daß die Völker ihre literarischen Berühmtheiten verhungern lassen. Durchirrte nicht der unsterbliche Sänger der Lusiade als Bettler die Straßen von Lissabon? Sah sich Cervantes nicht einer fast ähnlichen Armuth ausgesetzt? Doch erleichtern wir uns den Vorwurf, der auf dem Herzen Deutschlands lastet, für seine dichterischen Größen so wenig gethan zu haben, nicht dadurch, daß wir zu unserer Entschuldigung das Martyrologium fremdländischer Poeten herzählen. Es ist auch anderwärts des traurigstens Stoffes genug, aber darum werden die Unterlassungssünden gegen vaterländische Berühmtheiten nicht ausgestrichen aus dem Schuldbuche deutscher Fürsten und deutscher Völker.

Nein, nichts wäre ungerechter, als den Dichtern zu verdenken, wenn sie sich eine sorgenfreie Muße zu Hervorbringung von Meisterwerken zu verschaffen suchen. Denn ach! die nagende tägliche Sorge hemmt den Aufschwung des Geistes und läßt die glänzenden Bilder einer farbenreichen Phantasie zu trübem Grau verbleichen.

Der Ausspruch Schiller's:

„Es soll der Sänger mit dem König gehen,
Sie Beide wohnen auf der Menschheit Höhen,"

ist ganz und unbedingt wahr. Der Dichter soll kleinlichen und engen Verhältnissen entrückt sein und auf heiterer Höhe neben den Regierern der Völker stehen, der vornehmere Fürst des Geistes neben dem oft bloß vornehmen Fürsten durch die Geburt. Er wird die großen Weltbegebenheiten dann in seiner Nähe abspielen sehen und durch die Geschichte der Gegenwart den Ariadnefaden finden lernen, der ihn durch das Labyrinth der Vergangenheit sicher hindurchleitet. Für das Befreitsein von den nagenden Sorgen des täglichen Lebens, für die gewonnene Menschenkenntniß und den sichern Umblick in dem verschlungenen Getriebe der gegenwärtigen Periode wird er seinem fürstlichen Mäcen in ausgiebigster Weise zu danken im Stande sein. Während die Schaar der Höflinge stets nur das Echo der fürstlichen Meinung ist und, gleich dem Polonius, ihre Ansichten im Handumdrehen wechselt, ohne daß ihnen wegen der Feilheit ihrer Gesinnungen je die Röthe der Scham in's Antlitz stiege; während also die Schaar der Höflinge den selbst reinsten und lautersten Charakter eines Regenten durch ihre Schmeicheleien allmälig vergiftet und ihn verführt, sich für einen Halbgott, frei von aller menschlichen Schwäche, zu halten, wird der Dichter und Künstler, der in der Nähe des Thrones lebt, seinem Mäcen das sein, was Don Carlos von seinem Freunde Posa verlangte, nämlich „ein schreckenloser Hüter seiner Tugend." Weil nun die Offenheit der Dichter und Künstler so beschämend absticht gegen die Schmeicheleien der Höflinge, so hassen diese meist die Jünger Apoll's auf das Grimmigste. Wie einst die Höflinge des Königs Archelaus von Macedonien auf den von ihrem Monarchen mit großer Aus-

zeichnung behandelten Euripides wilde Hunde hetzten und den berühmten griechischen Dichter von den hungrigen Bestien verzehren ließen, so möchten es ihre Nachkommen noch heutzutage mit den von Fürsten verhätschelten Dichtern und Künstlern machen. Werden nun die Dichter und Künstler, wenn sie lange in der Hofluft leben, leider oft selbst zu Schmeichlern, so sind dies doch glücklicher Weise nur Ausnahmen, und der von Apollo und den Musen geküßte Sterbliche hat meist eine freie und stolze Stirn. Als Michel Angelo einst auf einem Gerüste stand und der Pabst unten im Saale umherwandelte und die neuen Wandmalereien prüfte, so gab der Statthalter Christi von seiner Infallibilität im künstlerischen Urtheile ebenso bedenkliche Proben, wie es in politischer Hinsicht schon seit Jahrhunderten geschieht. Der sehr cholerische Michel Angelo konnte zuletzt diese unsinnigen Urtheile nicht länger mehr mit anhören und, einen Farbeneimer in gewaltiger Rechten schwingend, donnerte er dem Pabste zu, falls er den Saal nicht sofort verlasse, werde er ihn anmalen, daß die Posaunenengel dagegen blaß aussehn sollten. Der erschrockene Pabst, der wußte, daß Michel Angelo ganz der Mann sei, um seine Drohung auszuführen, sprang mit seinen hochheiligen Pantoffeln so schnell aus dem Saale, wie es nur irgend seine Körperbeschaffenheit zuließ. Auch die griechische Geschichte bewahrt uns ein glänzendes Beispiel von Künstlerfreimuth. Alexander der Große besuchte einst den Apelles in seiner Werkstatt, und da der jugendliche König von Macedonien bekanntlich nicht an allzu großer Bescheidenheit laborirte, so sprach er über einige Gemälde, die gerade in der Arbeit begriffen waren, mit großer Verwegenheit, denn er verstand von der Malerei nicht viel mehr, als der roheste seiner Krieger. Apelles hörte mit großer Geduld eine Zeitlang die unverständigen Aeußerungen des macedonischen Königs mit an, der immer kühner und kühner in seinen Be-

hauptungen ward. Als es der König aber zu arg machte, flüsterte er ihm zu, indem er nach einer Ecke seiner Werkstatt wies: „Ich bitte Dich um Alles, Alexander, höre endlich mit Deinen Kunsturtheilen auf! Die Jungen, die dort die Farben reiben, können sich nur mit größter Mühe das Lachen verbeißen und, wenn noch längere Zeit dieser peinvolle Zwang anhält, so möchten sie mir krank werden."

Da edler Freimuth die schönste Zierde des Dichters und Künstlers ist, so erwähnen wir noch mit Genugthuung, daß, als Ludwig XIV. zu Zeiten seiner Allmacht sich auch beikommen ließ, Verse machen zu wollen, und für seine Reimereien von einem wahrhaften Priester Apollo's Anerkennung und Bewunderung verlangte, er von diesem den Rath erhielt, dem Regieren obzuliegen und das poetische Schaffen denen zu überlassen, die dazu die Weihe empfangen.

Des Dichters Beruf ist in folgenden Versen Geibel's sehr schön und sehr wahr ausgesprochen:

„Nicht dürft ihr euch vor Thronen beugen,
Noch knieen wo der Pöbel kniet,
Die ew'ge Wahrheit braucht der Zeugen,
Und Opferfeuer sei das Lied,
Daß wenn dereinst nach Sturm und Fluten
Erscheint des Friedensbogens Tag,
Das Volk an euren reinen Gluten
Der Freiheit Fackel zünden mag."

Klopstock hat sich nun nie vor Thronen gebeugt und nie den Fürsten geschmeichelt.

Ueber seine würdige und unabhängige Stellung gegenüber den Königen und Herrschern spricht er sich mit berechtigtem Selbstgefühle in der Skizze einer Selbstbiographie folgendermaßen aus:

„Daher beschloß er und verharrte bei dem Beschluß, nie die heilige Dichtkunst durch höfisches Lob zu entweihen; denn ein

biegsamer Frühlingssproß bei kleinen Dingen war er, wenn es größere Dinge galt, Eiche, die dem Orkane steht. Die Vergötterer haben's gemacht, daß nun die Geschichte nur, die Dichtkunst nicht, Denkmal ist."

Klopstock nun vergötterte niemals in blinder Verehrung, sondern, was er in seinen Gedichten pries, war auch des Preises würdig. Ein edles, nach Freiheit strebendes Volk erschien ihm in demselben, ja, in höherem Grade der preisenden Ode würdig, wie ein edler, freisinniger Fürst, der von den ihm überkommenen Rechten zu Gunsten seiner Unterthanen einen Theil aufopfert. Deshalb feierte er trotz seiner Pension, die er von Fürsten bezog, die Erhebung des französischen Volkes mit flammender Begeisterung und empfing mit Genugthuung den ihm durch den Minister Roland übersandten französischen Bürgerbrief. Niemals ertönte aus seinem Munde ein preisendes Wort für Friedrich den Großen, da dieser sich gegen heimische Kunst so kaltherzig verhielt. Er verschmähte ferner, der an ihn von hoher Stelle ergangenen Einladung nach Wien Folge zu leisten, da ihm wenig daran lag, persönlich gefeiert zu werden, und er zuvor beruhigt sein wollte, daß man am kaiserlichen Hofe für deutsche Poesie und Kunst im Allgemeinen etwas zu thun gedenke.

Klopstock blieb trotz seiner von Fürsten bezogenen Pension stets ein unerschrockener Kämpe für Recht und Freiheit, und eben im Bewußtsein seiner großartigen, jeder Augendienerei widerstrebenden Natur konnte er sich unbedenklich um sie bewerben und sie als einen dem berühmten Dichter geschuldeten Tribut ruhig und sicher hinnehmen.

Deshalb dürfen wir verständiger Weise seine Pension ihm keinen Augenblick übel nehmen und müssen dem edlen Friedrich V. dankbar sein, der sie ihm so zartsinnig anbieten ließ.

Klopstock's Verlobung und Liebesleben.

So leicht Klopstock in seinen verliebten Träumereien, wenn er an schönen Punkten in der Nähe Friedensburg's rastete, es sich vorgestellt hatte, gleich nach seiner Ankunft in Hamburg seine Verlobung mit Meta feiern zu können, so viele und unerwartete Schwierigkeiten mußte er doch besiegen, die ihm aus den pfahlbürgerlichen Ansichten derjenigen Mitglieder der Moller'schen Familie erwuchsen, die das entscheidende Wort zu sprechen hatten. Es herrschte nämlich damals viel mehr Pfahlbürgerthum in Hamburg, als heutzutage. Alles, was jenseits der Stadtmauern Hamburg's lag, hatte für die ehrbaren Bürger und Bürgerinnen etwas höchst Unbehagliches, Bedenkliches, Unheimliches. Wie die Griechen und Römer die Welt eintheilten in Griechen und Römer, d. h. gebildete Menschen, und Barbaren d. h. rohe, ungastliche Völkerschaften, mit denen man zu stolz war, Blutsverbindungen einzugehen, so theilten auch die Hamburger die Welt in zwei große Hälften, in „Hamborger" und in „Butenminschen". Da Klopstock nun das Unglück hatte, zu den „Butenminschen" zu gehören, so mußte er sehr viele Bedenklichkeiten besiegen, die ihm, wenn ich mich so ausdrücken darf, aus seiner Exterritorialität erwuchsen. Wie zähe dieser Begriff von „Butenminschen" festgehalten ward, ersieht man daraus, daß selbst Klopstock, der

mit seinem Ruhme damals ganz Deutschland erfüllte, und den zu ihrem nahen Verwandten zu zählen, jede Familie mit Stolz erfüllt haben würde, einen nicht leichten Kampf mit diesen Vorurtheilen zu bestehen hatte. Der „Butenmisch Klopstock" war der Mutter Meta's anstößig, obgleich sie vor seiner Dichterbegabung und seiner persönlichen Würdigkeit die größte Hochachtung hegte. Hätte sie selbst seine Messiade nicht gelesen gehabt, so würde ihr Klopstock's Bedeutsamkeit doch aus der Verehrung einleuchtend geworden sein, mit der die sonst so wenig enthusiastischen Hamburger ihm während seiner Anwesenheit genaht waren und nach seiner Entfernung von ihm sprachen. Als Klopstock im Moller'schen Hause speiste und mit Meta, wie wir bereits erzählten, so angelegentlich sich unterhielt, daß er alles, was ihn umgab, gänzlich darüber vergaß, so hatte er Macronen, die er auf seinen Teller gelegt, im Eifer des sehr lebhaften Gespräches zerbröckelt, aber nicht davon gegessen. Gleich nach seiner Entfernung legte Meta die zerbröckelten Makronen auf einen porzellanenen Teller und zeigte lange nachher den sie besuchenden Personen, wenn sie nicht allzu hausbacken waren, diese Klopstock'schen Reliquien. Die Besuchenden betrachteten die zerbröckelten Macronen meist mit einer Andacht, wie gläubige Katholiken einen Nagel von dem Kreuze Christi oder einen Zahn des heiligen Petrus. Die der Moller'schen Familie befreundeten Personen durften als große Gunst eine Prise von diesen durch Klopstock's Hand zerbröckelten Macronen mit nach Hause nehmen. Wenn trotzdem Meta's Mutter Anfangs Bedenken trug, ihre Einwilligung zur Verlobung ihrer Tochter mit Klopstock zu geben, so kann man daraus ermessen, wie sehr der „Butenminsch" ihr anstößig war.

Zu dem „Butenminschen" kam allerdings als zweites gewichtiges Bedenken Klopstock's Stand als „Dichter" hinzu. Ein

Dichter hatte in den Augen der Mutter Meta's und des Moller'schen Familienrathes etwas gar zu Unsolides. Klopstock würde demnach mit seiner Bewerbung wahrscheinlich gescheitert sein, wenn ihm nicht seine Stellung in Dänemark eine gewisse Solidität verliehen hätte. Wir müssen deshalb dem edlen nordischen Könige, außer daß er den Messiasdichter vor dringenden Nahrungssorgen bewahrte, auch noch dafür danken, daß er unserm Klopstock die Verlobung mit Meta, die so viele Schwierigkeiten fand, durch die ihm verliehene Pension ermöglichte.

Endlich siegten also über die Bedenklichkeiten des Moller'schen Familienrathes der Ruhm Klopstock's, seine hochachtbare Persönlichkeit und die gesicherte Lebensstellung, deren er sich durch die Gnade des Königs von Dänemark erfreute.

Welch' eine wunderbar süße und schöne Zeit begann jetzt, als die durch Muttersegen geweihte Liebe in zwei Herzen keimte und knospte, in Herzen, die bestimmt waren, sich für alle Ewigkeiten einander anzugehören.

Liebende sollen für dritte Personen die langweiligsten Menschenkinder sein. Wir hoffen, daß unsere geehrten Leser von dieser These Klopstock und Meta gegenüber eine Ausnahme machen und es durchaus nicht langweilig finden werden, wenn wir das Glück, den Jubel, die Begeisterung zu schildern versuchen, die die Brust unseres Liebespaares durchwogten. Vor einem heidnischen Entzücktsein, daß sie nämlich über ihre irdische Liebe den Himmel, über das Geschöpf den Schöpfer vergessen hätten, davor bewahrte Klopstock wie Meta ihr reiner christlicher Sinn. Inmitten des Jubels über das ihnen gewordene Erdenglück hob sich ihr dankbarer Blick zu dem Geber alles Guten, und ihr unsterblicher Geist malte sich mit innigster Wonne die Seligkeit aus, wenn sie, nach Abwerfung ihrer irdischen Hülle, in den Wohnungen des Jenseits, gesichert gegen jede Trennung, den

Winken des Königs der Könige lauschten im freudigsten Gehorsam.

Kaum war Klopstock durch das Jawort der Mutter Meta's nach mehreren in großer Aufregung zugebrachten Tagen beruhigt, so beeilte er sich, seine nächste Pflicht zu erfüllen, nämlich seine Aeltern, Verwandten und Freunde von dem ihm gewordenen namenlosen Glücke in Kenntniß zu setzen.

Wie Klopstock darin ein ächter Bräutigam war, daß er dem Gegenstande seiner Liebe kosende Namen gab, ersehen wir aus einem seiner Briefe an Cramer, und zwar aus dem, in welchem er seinen Freund mit dem glücklichen Ereignisse seiner Verlobung bekannt macht. Wir finden da, daß er Meta schon umgetauft hat und sie Clärchen nennt, wahrscheinlich weil dieser Name seinem Ohr süßer und trauter klang. Nach unserer unmaßgeblichen Meinung hätte er den Namen „Meta" beibehalten und ihn durch keinen andern ersetzen sollen. Wie es uns bedünken will, ist Meta reichlich so wohltönend, wie Clärchen. Doch Klopstock dachte anders, und Meta ließ sich bei ihrer Liebe ein Umtaufen ohne allen Widerspruch gefallen. Also Klopstock schrieb über seine Verlobung an Cramer, und der Name „Clärchen", den er seiner Meta giebt, kann für die geehrten Leser nach der voraufgegangenen Erklärung nichts Auffallendes mehr haben. Er berichtet nun:

„Ich wußte es gegen das Ende des vorigen Jahrs ganz gewiß, daß ich mein Clärchen liebte, und hatte es schon nicht lange nach der Zeit, da ich Sie vor einem Jahre verließ, sehr zu empfinden angefangen, diese Empfindungen sehr oft in Briefen nicht ganz unverrathen gelassen — endlich nicht mehr verschweigen können (ja, hierzu gehörte nun, daß Sie die Briefe läsen, von denen ich nur im Vorbeigehen sagen will, daß wirklich die Sevigné eben so schön geschrieben haben würde, wenn

sie in ihrer Jugend an einen, den sie liebte, geschrieben hätte) endlich nicht mehr verschweigen können; — — und hierauf (seit dem December 1751) war ich zwar nicht ganz ohne Hoffnung; und diese Hoffnung, weil sie mir so oft und mit so vielem Rechte sehr ungewiß vorkam, so war sie mit allen Schmerzen der Liebe, sogar bis einige Tage nach meiner Ankunft begleitet. — — —"

Klopstock, der sich in der ersten Zeit seiner Verlobung fast gar nicht von der Geliebten seines Herzens zu trennen vermochte, schrieb diese Zeilen in Meta's Zimmer, was wir aus folgender scherzhaften Stelle seines Briefes entnehmen können:

„Und was soll ich denn nun weiter schreiben, mein süßes, süßes Clärchen? Sagen Sie mir's. Denn unser lieber Cramer sitzt da und möchte gar zu gern noch mehr wissen. Sagen Sie mir nur ein Paar kleine, kleine Worte, was ich nun weiter schreiben soll?"

Wahrscheinlich hatte Klopstock neckend Meta aufgefordert, doch auch einige Worte an Cramer zu schreiben, denn wir sehen, wie sie zur Feder gegriffen und dem Briefe Klopstock's folgende Stelle eingefügt hat:

„Klopstock will haben, daß ich es Ihnen selbst sagen soll, mein lieber Cramer, daß ich ihn in der kurzen Zeit, da er es weiß, daß ich ihn liebe (denn ich habe ihn wohl schon viel länger geliebt), daß ich ihn aber auch in der kurzen Zeit schon sehr in der Liebe übertreffe. — —"

Jetzt waren sie zu dem großen Streite gekommen, der immer zwischen Brautpaaren gekämpft, aber selten entschieden wird, da Anfangs die Gefühle und Empfindungen Beider, falls nicht Convenienz das Band knüpfte, gleich innig und gleich heiß sind, zu dem Streite nämlich, ob der Mann oder die Frau tiefer und hingebender liebe. Daß Klopstock sich in Bezug auf Liebeskraft und Liebesgluth von Meta nicht besiegt erklären wollte, finden

wir sehr begreiflich, da er sie wahrscheinlich ganz mit derselben Innigkeit, wie sie ihn, umfaßt hielt. Entzöge sich die Liebe, eben weil sie immateriell und himmlischer Natur ist, nicht jedem irdischen Maße, wäre demnach Klopstock's und Meta's Liebe nicht völlig unwägbar gewesen, so würde sich herausgestellt haben, daß der Bräutigam der Braut und die Braut dem Bräutigam nichts schuldete. Wir finden es deshalb sehr natürlich, wenn Klopstock gegen das Uebertroffenwerden in der Liebe, wie Meta behauptet hatte, sehr entschieden Verwahrung einlegt und sich über diesen Punkt folgendermaßen ausläßt:

„Uebertreffe! Was das Mädchen sich zu sagen untersteht! Das ist eben der große Streit unter uns (nämlich einer, worin ich immer Recht behalte), daß ich in der Liebe unübertreffbar bin. Aber das Mädchen denkt, weil es Clärchen heißt, so darf es sich Alles herausnehmen, was ihm nur einfällt. Ich will es schon dafür wieder kriegen, daß es so verwegen gewesen ist, das erste Mal, da es an Sie von mir geschrieben hat, so etwas mit Ihnen zu schwatzen.

Doch jetzt will ich es wieder mit Ihnen thun. Wie glücklich bin ich nun, wie sehr glücklich, und Das schon seit einem Monat! „Einen ganzen Monat hinter einander glücklich!" Ich kann mich kaum darein finden. Aber Das thut ihm nichts, wenn ich's nur bin. Weiter kann ich Ihnen nichts sagen. Die volle Freude hat eben so wenig ihren ganzen Ausdruck, als der volle Schmerz. Wenn Sie so mit allerhand kleinem Putzwerke der Freude vorlieb nehmen wollen, so kann ich wohl noch ein Bißchen mit Ihnen schwatzen. Soll ich Ihnen sagen, wie mein Clärchen all sonst noch heißt? Ich will von unten herauf steigen. „Mein Mädchen — Babet — Clärchen — (und dann eine Menge Beiwörter zu Clärchen) meine Clarissa — meine Geliebte — (hier kömmt's besonders

auf den Ton an) und zuletzt, was Alles wieder zusammen nimmt: „Meine Moller!“

In unserem ehernen Zeitalter, das wir nicht das goldene nennen dürfen, obgleich alle Welt dem Moloch des Goldes opfert, in unserem Zeitalter, wo Verstand und Reflexion Herz und Gefühl gänzlich bei Seite geschoben haben, in unserem ehernen Zeitalter ist es vielleicht bedenklich und ruft ein mitleidiges Achselzucken hervor, wenn wir unverclauselirt eingestehen, daß diese Liebeslaute Klopstock's und Meta's, so tief, so innig, so aus vollster Brust ertönend, uns sehr wohl gethan und daß wir ihnen gern gelauscht haben. Mag immerhin ein ungesunder und jedenfalls in dieser klugen und berechnenden Zeit unkluger und unpraktischer Born von Sentimentalität in unserm Busen quellen, wir sind nicht geneigt, ihn verschütten oder dazu abgraben zu lassen, daß er Gold wasche und sich in den verlockenden Dienst der Geister der Tiefe begebe. Wo wir einer reinen, wahren, himmelsentsprossenen Liebe begegnen, da quellt und wogt es mächtig in unserer Brust, da ist es, als möchten wir aus unserem Herzen einen reinen, silberhellen Strom entsenden und in ihm eine glückliche, grünende Insel aufsteigen lassen, auf daß dort das jugendliche, unschuldige Paar Hymens Fackel entzünde und nicht von der Gemeinheit der sie umgebenden Welt zu leiden habe. Ja, reine, ächte, wahre Liebe hat für uns etwas Heiliges, weil sie göttlichen Ursprungs ist.

Die reine Liebe Klopstock's und Meta's stand unter dem Schutze der Gottheit und kein neidischer, mißtönender Klang der profanen Außenwelt störte die Frühlingsmelodien, die, gleich dem jubelnden Geschmetter der Lerche, aus zwei beglückten Menschenherzen als Dankesopfer zu dem Throne des gütigen Weltenlenkers emporwallten.

Gleim's Benachrichtigung von Klopstock's Verlobung.

Als Klopstock nach dem beglückenden Jaworte Meta's und ihrer Mutter seine Freunde von seiner Verlobung in Kenntniß setzte, war, nebst Cramer, Gleim einer der ersten, zu dem die Kunde von diesem fröhlichen Ereignisse gelangte. Denn nur einem kleinen Theile von Freunden ward Klopstock's und Meta's Verlobung bekannt gemacht; für die große Welt blieb sie vorläufig noch ein Geheimniß. Vielleicht, daß bei den sehr strengen Anforderungen, welche die Hamburger Väter und Mütter an die Solidität ihrer Schwiegersöhne stellten, Klopstock trotz seines Ruhms und des Jahrgehalts, das er vom dänischen Hofe bezog, manchen ängstlichen Gemüthern des Moller'schen Familienrathes noch immer nicht „ehrenvest" genug vorkommen wollte. Hatte er doch in den Augen der Hamburger Kaufleute den unverzeihlichen Fehler, ein Dichter zu sein. Ein Dichter ward von ihnen damals und wahrscheinlich noch heutzutage nebst Schauspielern, Kunstreitern und Seiltänzern in die Classe der „Vagabonden" geworfen, von denen Carl von Holtei uns eine so anziehende Schilderung entworfen hat. Gleim war insofern weniger „Vagabond", als Klopstock, da er in Halberstadt als Domsecretarius eine feste und zwar sehr einträgliche Stelle bekleidete. Aber selten sind auch wohl von einem Dichter jüngere,

eine Zukunft versprechende Talente in so liberaler und freisinniger Weise unterstützt worden, wie die den Olymp heranklimmenden Poeten von Vater Gleim. Denn diesen, ihn ehrenden Namen gab man ihm damals allgemein. Wenn wir nun gern geneigt sind, seiner liebenswürdigen, herzgewinnenden Persönlichkeit alle mögliche Anerkennung zu zollen, so zwingt uns doch die Unparteilichkeit, hier, wo wir zuerst auf ihn zu sprechen kommen und ein kurzes Urtheil über ihn abzugeben haben, es nicht zu verhehlen, daß er eigentlich gar kein Dichter war. Es sind oft ganz niedliche, witzige und humoristische Gedanken, die er uns in einer sehr wenig gefeilten und classischen Form giebt, aber wir können es nur keine Poesie nennen. Wir glauben nicht zu viel zu behaupten, wenn wir unsere Ansicht dahin aussprechen, daß, sollte ein Dichter der Jetztzeit ähnliche unbedeutende Reimereien einem anerkannten und intelligenten Verleger zur Herausgabe überschicken, dieser in einigen verwunderten Zeilen, daß man ihm dergleichen anzubieten wage, das ihm anvertraute Manuscript mit Protest zurücksenden würde. Vielleicht würde der Verleger sogar, wie der Aesthetiker Vischer, ironisch. Diesem hatte nämlich eine Dame ein Manuscript von zwanzig Bogen, die alle schreckliche Gedichte enthielten, zur Prüfung übersandt. Es war in dem begleitenden Briefe die Ansicht ausgesprochen, daß diese Gedichte, dem Drucke übergeben, großes Aufsehen machen würden. Der Professor Vischer begnügte sich, statt aller Antwort auf den Pappdeckel, in den die Gedichte eingeschlagen waren, neben der Adresse der Dame ein Glas zu malen und darunter mit großen Buchstaben zu schreiben: „Vor Druck zu bewahren!!!“ So schnöde würde sicher ein Dichter der Jetztzeit abgewiesen werden, der es sich beikommen ließe, ähnliche Kleinigkeiten und Kleinlichkeiten, wie wir sie in den Gleim'schen Werken zu Hunderten finden, auf den Büchermarkt bringen zu

wollen. Auch Gleim's Lehrgedicht „Halladat", das zu seiner Zeit sich einer großen Berühmtheit erfreute, ist jetzt ebenso vergessen, wie Tiedge's Urania. Gleim's Halladat, Tiedge's Urania und Klopstock's Messiade gehören wohl zu den am seltensten gelesenen Gedichten, die es auf Gottes weiter Erdenrunde giebt. Klopstock's Messiade hat aber vor den beiden erstgenannten Gedichten den Vorzug, daß Jeder mit großer Bewunderung von ihr spricht, wenn er auch bei dem Gedanken gähnt, sie lesen zu müssen. Ueber Gleim's Halladat und Tiedge's Urania gestatten sich aber die Meister sehr wegwerfende Urtheile und Niemand ist da, der sich die Mühe gäbe, sie zurückzuweisen. Ein einziges Mal ist Gleim dem Dichter ganz nahe gekommen, und zwar in seinen Kriegsliedern. Er läßt in ihnen einen preußischen Grenadier sprechen und bestrebt sich, durch sie Friedrich's Ruhm und die Schlachten, die der große Preußenkönig im siebenjährigen Kriege gewann, zu verherrlichen. Der große Gegenstand erhob ihn über sich selbst. Unter allen Gleim'schen Gedichten aber haben mir die Verse am Besten gefallen, in denen er am Ausgange des vorigen Jahrhunderts die Sucht der Franzosen nach der Rheingrenze kräftig zurückwies und die jeder Deutsche ebenso gut inne haben müßte, als Becker's Rheinlied. Bekanntlich waren die späteren Gedichte, die Becker herausgab, überaus schwach und unbedeutend, also hatte er, außer seinem Unwillen über französische Anmaßung, auch in der mangelnden dichterischen Begabung Aehnlichkeit mit dem guten Vater Gleim. Aber hätte Gleim auch nichts geschrieben, als „die Instruction für die deutschen Reichsgesandten zu Rastadt", so würde ihn doch jedes patriotische Gemüth mit Liebe und Verehrung umfassen müssen. Gleim läßt sich gegen die damals so übermüthig auftretenden Neufranken (auch heutzutage leiden sie nicht an allzu großer Bescheidenheit) folgendermaßen vernehmen:

„Wenn aber sie vom Rhein,
Von unserm lieben, alten Vater Rhein
Nur einen Tropfen haben wollen,
Dann sage jeder Patriot,
So Sachs', als Preuße, Löwenstimmig,
Und laut und grimmig:
Krieg noch auf Leben und Tod!"

Die Deutschen des Jahres 1860 werden bei etwaigen Rheingelüsten der durch die Siege von Magenta und Solferino geschwellten Franken sich nicht weniger kräftig vernehmen lassen. Wie Klopstock in der Schlacht, wo Hermann den Varus und seine Legionen besiegte, den Muth und die Kampflust des deutschen Volkes in markvolle Kriegsgesänge ausströmen läßt, so würden auch Deutschlands Söhne der Jetztzeit noch singen dürfen:

„Wir kühnes Volk, wir haben Jünglinge
Mit leichten Blumenschilden und schönen Wunden,
Die lieber sterben, als leben,
Wenn's gilt für die Freiheit!"

Und wiederum würden sie singen dürfen:

„Wir kühnes Volk, wir haben Männer und Greise
Mit großen, schönen Narben der Schlacht,
Die lieber sterben, als leben,
Wenn's gilt für die Freiheit!"

Mit eben der Liebe, mit welcher Gleim sein deutsches Vaterland umfaßte, war er auch seinen Freunden ergeben. Denn nie hat es wohl innigere, wärmere Männerfreundschaften gegeben, als zur Zeit Klopstock's. Gleim nun hing mit unbegrenzter Liebe und Verehrung an dem Messiasdichter, und er verdiente es deshalb vollkommen, daß er einer der Ersten war, dem Klopstock seine Verlobung anzeigte. Wir geben hier den Brief, den Klopstock an Gleim in Betreff seiner Verlobung

schrieb, ohne jegliche Abkürzung, da es uns darauf ankommt, die namenlose Wonne und den Jubel zur Anschauung zu bringen, von denen die Brust unsers Liebespaares durchwogt war. Zu gleicher Zeit giebt aber auch dieser Brief von dem Schelmischen und Muthwilligen Kunde, dessen das Gemüth Klopstock's und Meta's bei all' ihrer Frömmigkeit, oder, richtiger gesagt, grade wegen ihrer Frömmigkeit, fähig war. Das Christenthum gebietet uns nämlich keineswegs, während unserer ganzen Lebenszeit nur Klagelieder Jeremiä anzustimmen, wie Mystiker und Pietisten meisthin verlangen, die sogar den Anspruch erheben, man solle tagtäglich seinen sündigen Leib kasteien, sondern es fordert uns auf, fröhlichen Herzens zu sein. Aber freilich, ein Herz kann nur wahrhaft fröhlich sein, wenn es opferbereit ist, wenn es glüht vor Liebe zum Nächsten, wenn es sich ergeben hat dem Dienste der Menschheit. Der Heiland, von dem während seines Wallens auf Erden jeder Gedanke seines göttlichen Herzens auf Menschenbeglückung gerichtet war, wußte fröhlich zu sein unter den Fröhlichen; er verwandelte auf dem Gastmahle zu Canaan Wasser in Wein und verkündete Heulen und Zähneklappern nur den verstockten, lieblosen Gemüthern, deren Bestimmung es ist, in das Reich der Finsterniß hinabzusteigen und den finstern Geboten des Satanas zu gehorchen, weil sie auf Erden dem freundlichen Gebote der Liebe nicht gehorchen wollten. Also Klopstock und Meta waren in der ersten Zeit ihrer Verlobung häufig sehr munter und selbst ausgelassen, weil in ihrer Brust ein reines, christliches Herz schlug, das gegen Heiterkeit und Frohsinn nichts einzuwenden hatte. Ihre Munterkeit geht sehr deutlich aus dem Briefe hervor, den sie in Gemeinschaft an Gleim schrieben und in dem sie dem braven Freunde ihre Verlobung anzeigten. Wir lassen hier den Brief ganz ungeschmälert und unbeschnitten folgen:

„Hamburg, den 8. Juli 1752.

Mein lieber, lieber Gleim!

Für's Erste beziehe ich mich auf Cramer's Brief, um dessentwillen Sie wohl nach Quedlinburg reisen können; für's Andere sage ich Ihnen, daß ich unaussprechlich glücklich bin (ich weiß nicht, wo ich alle hin soll, wenn ich davon mehr ausdrücken will), daß ich die kleine Moller liebe, von der ich Ihnen vor einem Jahre einmal schrieb, daß sie mich so sehr liebt, als sie geliebt wird, und daß sie die geliebteste unter allen geliebten Mädchen ist, und daß es, bei Diesem allen, auch nicht wenig sagen will, daß Dieß mein Gleim mit mir empfinden kann.

Nachschrift der Meta Moller.

Hätten Sie wohl gedacht, daß die Moller in Hamburg so glücklich sein würde? — Nein! Das dachten Sie wohl nicht, daß Klopstock noch einmal so ein Mädchen lieben würde? — O, wenn Sie wüßten, wie er geliebt wird! Das übertrifft Alles, sogar Klopstock's Liebe selbst; doch nur ein Bißchen: denn er liebt mich recht sehr. Wundern Sie sich nicht, daß ich Ihnen Dieß schreibe, da Sie mich nicht einmal kennen? Ich kann der Versuchung unmöglich widerstehen, da Klopstock hinausgegangen ist. Es bleibt mir gar zu süß, wenn er einmal nicht bei bei mir ist, daß ich doch von ihm sprechen kann.

Er kömmt wieder. — Ich bin Ihre Dienerin

Meta Moller.

Sie schmälen doch nicht, Klopstock? —

Non, Non, il ne faut plus écrire. Mesdames les Sevignés, Vous tourmentez bien les pauvres hommes, qui se mêlent aussi d'écrire des lettres. Ah, mon cher Gleim, voilà donc ma résolution prise: Je n'écrirai plus le Messie; toutes mes Odes sont finies.

Mein lieber Gleim! ich schrieb in der Angst französisch, weil von der Sevigné die Rede war.

Klopstock."

Man sieht aus diesem Briefe, welche schöne, herrliche Tage Klopstock damals in Hamburg verlebte, und wie Meta's Liebe ihn überschwänglich für alle die trüben Stunden und kummervollen Jahre zu entschädigen wußte, die ihm durch Fanny's Kälte bereitet worden.

Klopstock's und Meta's erste Trennung nach ihrer Verlobung.

Es waren schöne, herrliche, himmlische Wochen, die Klopstock und Meta mit einander verlebten, als der Bund ihrer Herzen durch das mütterliche Ja die unerläßliche Weihe erhalten hatte. Die mit einander verlebten Stunden waren so reich an höchster Wonne und köstlichster Befriedigung, daß der Augenblick, wo die Seele ihr irdisches Gewand abgestreift hat und zuerst umherfliegt in den Wohnungen des Jenseits, kaum schöner sein kann. Doch die Freude des Diesseits währt leider nur kurze Zeit, während die Wonnen des Jenseits durch nichts unterbrochen werden, als durch immer höhere und gesteigerte Seligkeit. Da Meta's Mutter wünschte, daß die Verlobung ihrer Tochter mit Klopstock für's Erste noch nicht bekannt werden sollte, so konnte es ihr natürlich nicht lieb sein, daß der so sehr beachtete Messiasdichter durch zu langen Aufenthalt in Hamburg und durch zu häufige Anwesenheit in ihrem Hause das Geheimniß gefährde. Weil sie ferner nach der Gewohnheit der meisten Hamburger Familien für den Sommer auf dem Lande wohnen wollte, und Klopstock durch Geschäfte zuerst nach Braunschweig, dann nach Quedlinburg gerufen ward, so war eine Unterbrechung dieses köstlichen Liebeslebens unausbleiblich. Der Abschied war

ein überaus bewegter. Meta war aufgelöst in Thränen, und Klopstock bemühte sich vergebens, stark zu scheinen. Bei'm Herausfahren aus Hamburg wandte er immer den Kopf rückwärts nach der ihm jetzt so theuren Hansestadt, und als die Entfernung größer ward, und er die Stadtmauern nicht mehr zu unterscheiden vermochte, so blickte er unverwandt nach dem Kirchthurm, der Meta's Wohnung am nächsten war.

Klopstock begab sich zuerst von Hamburg nach Braunschweig, wo er zwei liebe Freunde fand, nämlich Gärtner und Giseke. Da beide Männer in dem Literaturleben des achtzehnten Jahrhunderts eine geachtete Stellung einnehmen, so wollen wir sie hier kurz charakterisiren. Gärtner und Giseke gehörten zu jenem Dichterkreise, der sich in Leipzig aus Cramer, Ebert, Gellert, Adolph Schlegel, Rabener, Zachariä u. A. bildete, zu welchen später auch Klopstock als Krone des Ganzen hinzutrat. Durch eine Zeitschrift, die „Bremischen Beiträge" genannt, an welcher jene eben angeführten talentvollen Männer gemeinsam wirkten, trugen sie zur Läuterung des Geschmacks, mit dem es damals in Deutschland traurig bestellt war, wesentlich bei. Ihr größtes Verdienst war aber, der Dictatur des pedantischen Gottsched ein Ende zu machen. Gärtner fand, nachdem er, ebenso wie Klopstock, eine Zeitlang als Hofmeister gewirkt hatte, eine ehrenvolle und einträgliche Stellung am Carolinum in Braunschweig, an welcher Lehreranstalt so viele tüchtige Männer thätig waren. Giseke, obgleich in Ungarn geboren, war doch schon früh nach Deutschland, und zwar nach Hamburg, gekommen, da seine Mutter der alten Hansestadt entstammte und nach dem Tode ihres Mannes in ihre Heimath zurückkehrte. Er empfing demnach eine ganz deutsche Erziehung. Da er dichterisch begabt war, so betheiligte er sich auf nutzbringende Weise an den oben erwähnten Bremischen Beiträgen. Er hatte Theologie studirt und war ein

würdiger Gottesgelehrter, weshalb es nicht zu verwundern ist, daß er angesehene Aemter in der protestantischen Hierarchie bekleidete. Wir begegnen ihm zuletzt in Sondershausen als Superintendent und Consistorial-Assessor.

Giseke ist hier für uns die wichtigere Persönlichkeit, da er die erste Veranlassung zu der Bekanntschaft Klopstock's mit Meta gab. Wir haben bereits erzählt, wie er die Briefe, die Meta an ihn über die Messiade geschrieben hatte, dem im Jahre 1751 nach Dänemark reisenden Klopstock während seines Besuches in Braunschweig zeigte und ihn aufforderte, die körperlich anmuthige und geistig hochgebildete Hamburger Jungfrau doch ja aufzusuchen. Natürlich verfehlte Klopstock nicht, während seines jetzigen Verweilens in Braunschweig, wo sein Herz unter der Trennung von Meta blutete, durch häufiges Sprechen von der Geliebten seinen Gram über das Getrenntsein von ihr in etwas zu lindern. Die beiden Freunde hörten ihm, wenn er von Meta sprach, mit dem größten Interesse zu, da sie natürlich eine lebhafte Theilnahme für ein junges Mädchen hegten, durch die Klopstock sein häusliches Glück finden sollte. Von den durch die Trennung von Meta in Klopstock wachgerufenen Empfindungen giebt folgender Brief Kunde, der vom 19. Juli 1752 datirt und so beginnt:

„Ich bin jetzt früh aufgestanden, um gleich ein Bißchen an mein Clärchen zu schreiben."

Wir können hier die Bemerkung nicht unterdrücken, zu der wir uns schon einmal veranlaßt fanden, daß Klopstock Unrecht that, seiner Braut einen andern Vornamen zu octroyiren, und es will uns bedünken, als ob Meta viel hübscher klänge, als Clärchen. Doch streiten wir deshalb mit dem so friedfertigen Klopstock nicht, sondern hören wir, was er seiner Braut Zärtliches zu sagen hat. Er fährt fort:

„Du hast doch meinen Brief nun schon bekommen? O, wenn ich es auch schon durch Dich wüßte! und dann vorzüglich, wie Dir die Landluft bekommen ist. Du weißt es, und Du mußt es immer mehr fühlen, daß mein Leben an Deinem Leben hängt; daher bitte ich Dich um Deiner und meiner Liebe willen, sorge ja für Dein Leben, wie eine Mutter für ihr erstes einziges Kind sorgt, für einen ersten Sohn, den sie unaussprechlich liebt. Versprich mir's, daß Du Das thun willst, Clärchen! daß Du eine so süße Mutter sein willst (ach, die wirst Du auch bald dann im eigentlichsten Verstande sein). Versprich mir Das; so verspreche ich Dir, daß wir einst später wie Daphnis und Daphne sterben wollen. Nun tritt her, Clärchen: mache Deine süße kleine Miene und lächle mit allen Deinen unschuldigen Weiblichkeiten und versprich:

„Ich Clärchen Klopstock bekenne und bescheinige mit diesen zwei Augen, die mein Klopstock sehen muß, wenn sie ihn ansehen, daß ich allen Liebesgöttern befehlen will, daß sie alle kleine Sorgfältigkeiten für mein Leben (denn von den größern habe ich nichts zu versprechen!), daß sie hinlaufen und diese alle aufwecken sollen, wenn sie auch auf Rosen schliefen. Das verspreche ich und will es auch so heilig halten, als wenn ich schon Mutter von unserem ersten Sohne wäre."

(Hier ist Raum zu Deinem Namen.)

Ich bin seit meinem gestrigen Briefe bis des Abends bei Gärtner gewesen. Du fehltest mir kaum: so viel habe ich von Dir gesprochen und an Dich gedacht. Mit Ebert viel, und das verdiente seine Entzückung über unsere Liebe. H. . ist sehr liebenswürdig. Ueberhaupt könnt ihr euch's nur merken, ihr Mädchen, ihr seid dann am Liebenswürdigsten, wenn ihr liebt und es sagt, daß ihr es thut.

Wo bist Du denn jetzt, Clärchen? Vielleicht auf dem Garten;

und gewiß allein. Denn so liesest Du doch meine Briefe. Wenn Du auf dem Garten bist, so setze Dich wo unter die Blumen und denke, daß Du Clärchen Klopstock bist. Denke diesen Gedanken bis an jene seligen Hügel hinauf, wo ich nicht mehr Klopstock, und Du nicht mehr Clärchen Klopstock heißen wirst, und wo die nun schon Vorangegangenen um unsre Liebe sein werden. — Nun kann ich nichts weiter schreiben, Das fühlst Du wohl, — — und dazu kömmt in diesem Augenblick Giseke. Er grüßt Dich mit seiner ganzen Freundschaft, und ich, meine beste, einzige Clärchen, womit denn ich? Mit meinem und Deinem ganzen Herzen. (Das war ein närrischer Einfall!) Doch Dein Herz ist ja auch mein Herz, und also kann ich ja wohl damit machen, was ich will. Nun lebe wohl, mein Clärchen.

Dein

Klopstock.

Wir ersehen aus einer Stelle dieses Briefes, daß der Messiasdichter inmitten der inbrünstigsten irdischen Liebe doch niemals der reineren und keuscheren Zuneigung uneingedenk war, die uns im Jenseits erfüllt. In keinem Momente seines Lebens vergaß Klopstock, daß unsere irdische Existenz nur eine Vorbereitung ist für die reine und heilige Atmosphäre einer zukünftigen Welt.

Dem am 19. Juli geschriebenen Briefe sendet Klopstock den folgenden Tag schon einen neuen nach, was den besten Beweis seiner heißen Liebe zu Meta abgiebt, da er sonst sehr schreibefaul war. Klopstock hatte den Abend vorher ganz sicher einen Brief erwartet, und da dieser nun nicht eintraf, so machte er sich die lebhafteste Sorge wegen ihrer Gesundheit. Er schreibt:

„Gestern erwartete ich mit Gewißheit einen Brief von Dir, mein Clärchen; ich dachte, daß ihn Giseke, der diesen Morgen schon bei mir gewesen ist, mitbringen würde. Wenn Du nur nicht krank bist! welche tiefe Sorge für Dein Leben! Ach, mein

Clärchen, wenn Du wüßtest, wie ich bis zum Anbruch des Tags auf gewesen bin, wie ich nun um Dich geweint, wie ich für Dich gebetet habe! Die ganze unaussprechliche Liebe dieser gewachten Nacht will ich Dir, sobald ich Dich wieder sehe, ganz erzählen. Und Du würdest mich, — allein um dieser Nacht willen, lieben, ewig mit Deinem ganzen liebevollen besten Herzen lieben; wenn Du mich auch noch nicht liebtest. Meine einzige, meine theure, meine, meine Moller. — — Wie kann ich es aussprechen? wie sehr und wie ewig bin ich Dein! Und diese hohe, diese weitaussehende Empfindung, dieser Gedanke der Ewigkeit, wie ohne Namen ist sie, und wie sehr Dieß selbst alsdann, wenn ich bei Dir bin und so viel sage und so viel verstanden werde. — — Du aber, Großer, Großer, Unaussprechlichster, Namenlosester unter allen deinen namenlosen Wundern, du, dessen Allgegenwart dicht um mich her ist, und vor dem ich mein stilles, volles Auge bedecke, laß Die leben, die schon oftmals der Inhalt meines Gebets war, und die du schon so oft für mich leben ließest. Wie jauchzend (doch kann ich dir jauchzen?) so laß Dich denn nur bei deinem höchsten und theuersten Namen: Schöpfer glücklich Erschaffener! mit der ganzen Seele nennen, die du mir gegeben hast! — — — — —

Meine Theure, meine Einzige, ich würde hier nicht abbrechen, wenn mich nicht eine sanfte, schauervolle Empfindung hielte, jetzt weiter nichts mit irgend einem Erschaffenen zu reden. — —"

Doch auch Meta's Briefe athmen die reinste Gottesfurcht. Wir theilen hier ihre Antwort auf den aus Braunschweig an sie gerichteten ersten Brief Klopstock's, also den am 19. Juli geschriebenen, mit. Meta's Brief datirt vom 21. Juli. Er lautet:

„O mein Klopstock! Was soll ich Dir nach Deinem gestrigen Briefe sagen? Ach, ich kann Dir nichts sagen, ich empfinde zu

viel, Du bester, bester, — Du erster unter den Menschen! Und Du, Du liebst mich! Und ich darf Dich lieben! Alle die Bewunderung, die Ehrfurcht hat Liebe werden dürfen! O, wie lieb' ich Dich! Und der Gedanke, daß Du mich liebst — — — ich kann es Dir nicht beschreiben, in welchem beständigen Entzücken ich bin. Ich habe oft gesagt, ich möchte wohl wissen, wie Einem zu Muthe wäre, dem eine große Freude angekündigt würde, aber jetzt weiß ich's. Er kann auch in dem ersten Augenblicke nicht mehr empfinden. Der Gedanke, daß Du mich liebst (und Das ist im eigentlichen Verstande mein immerwährender Gedanke), macht mich so fröhlich, daß alle Verdrießlichkeiten und alle Sorgen mir klein werden, es macht Deine Entfernung selbst mir erträglich. Ich hätte es niemals gedacht, daß ich bei Deiner Abwesenheit so muthig und so vergnügt sein könnte. Kommt es Alles daher, daß ich weiß, Du liebst mich? Es muß daher kommen. Ach wenn Du die Entzückung fühlen könntest, wenn man denkt: Klopstock liebt mich! Es mag Dir wohl recht lieb sein, Du magst Dich wohl freuen, wenn Du denkst, daß ich Dich liebe; aber die Entzückung mußt Du doch entbehren, die kannst Du nicht haben. — — Mein Herz ist gar zu voll. Ich kann nicht schreiben. So ging's mir Sonnabend Nachmittag auch. Ich war so voll von Dir, ich wollte an Dich schreiben, und ich vertiefte mich so in meinen immerwährenden Gedanken, daß ich darüber nicht schrieb. — Ich befinde mich wohl und werde auch gut bleiben. Sieh, wie der Himmel Deine Wünsche erhört. Aber ach, Du bist auch so sehr werth, erhört zu werden. Danke ihm aber jetzt auch! Danke ihm mit mir. — O, wie wollen wir ihm noch einmal danken. — —"

Ein solcher Briefwechsel zwischen einem Brautpaar kurz nach der Verlobung dürfte kaum seinesgleichen finden. Gewöhnlich verschwenden ein heißliebender Bräutigam und eine in Sehnsucht

6*

aufgelöste Braut, wenn sie unter dem harten Banne der Trennung seufzen und in einem Briefwechsel ihr inbrünstiges Verlangen nach Wiedervereinigung ausdrücken, die glühendsten Metaphern aus der griechischen Götterwelt, des einigen und alleinigen Gottes der Christen sind sie indeß nur selten eingedenk. Aber Klopstock und Meta, obgleich sie in heißester Liebe wohl von keinem Brautpaare übertroffen wurden, vergaßen doch nie inmitten der höchsten irdischen Wonne den Aufblick zum Jenseits und über der strahlenden Pforte ihres Herzens las man:

„Soli Deo gloria."

Meta in ihrer bräutlichen Einsamkeit.

Bald nach Klopstock's Abreise war Meta's Mutter mit ihren Kindern auf ein Landhaus gezogen, wie es seit vielen Jahrzehnten und noch heutigen Tags die Gewohnheit alter nur irgendwie wohlhabenden Hamburger Familien ist. Das Landhaus, das Meta mit ihrer Mutter bewohnte, lag in Billwärder, mithin in einer anmuthigen Gegend, und es kam viel Besuch zu ihnen heraus. Da die Hamburger im Grunde des Herzens ein sehr gutmüthiger Menschenschlag sind, wenngleich sie sich wegen ihrer oft ungefälligen Außenseite nicht selten ungünstigen Beurtheilungen von Seiten der Fremden aussetzen, die zu einer genaueren Ergründung ihrer Individualität keine Zeit und Lust haben; da sie ferner alle dem Grundsatze: „Leben und Lebenlassen" huldigen, mithin, weil sie selbst fast ausnahmslos sehr gut leben, auch Diejenigen gut leben lassen, die, durch irgend eine Empfehlung dazu berechtigt, sie in ihren Stadt- oder Landhäusern aufsuchen, so geht es im Innern ihrer Wohnungen meist sehr opulent zu und Berliner Knappheit und Kargheit ist in der alten Hansestadt eine exotische Pflanze, deren Duft die Bürger Hammonia's gar nicht vertragen können. Auch auf dem von der Familie Moller bewohnten Gartenhause war es in Küche und Speise-

kammer vortrefflich bestellt. Es trafen fast täglich Gäste ein und sie wurden ausnahmslos auf's Freundlichste empfangen und auf's Reichlichste bewirthet. Waren sämmtliche Mitglieder der Moller'schen Familie über die häufigen Besuche sehr erfreut, so war Meta im Gegentheil froh, wenn die Gäste wieder zur Stadt zurückkehrten.

Ist es ein in der Gesellschaft allgemein angenommener Satz, daß die Nähe eines Brautpaars für dritte unbetheiligte Personen gewöhnlich das Langweiligste und Schrecklichste sei, womit das Mißgeschick arme Sterbliche heimzusuchen vermöge, so nehmen die arggeschmähten Liebenden eine glänzende Revange, indem sie ihrerseits die gesammte übrige Welt so überaus prosaisch finden, daß, wenn sie zwischen Einsamkeit oder dem Zusammensein mit so profanen Menschen zu wählen haben, sie sich unbedingt für das Erstere erklären. Deshalb ziehen sie sich gern so schnell als möglich in eine stille, traute Ecke aus der lebhaften Unterhaltung des Saales zurück. Den Liebenden sind alle übrigen Menschen langweilig, weil diese nicht von ihrer Liebe hören mögen, der einzige Gegenstand, der für sie Interesse hat. Die Liebenden andrerseits sind Dritten, Unbetheiligten deshalb so unerträglich, weil sie sich nur im Tone des Minstrels ausdrücken oder sonst ein eigensinniges Stillschweigen bewahren, mithin dem conventionellen Zwange, der ein Verzichtleisten auf die Persönlichkeit fordert, sich nur sehr widerwillig fügen.

Auch für Meta, die nur von Klopstock hören und reden mochte, war jede andere Unterhaltung langweilig und peinigend. Sie flüchtete zu den einsamsten und verborgensten Stellen des Gartens und dort, ihre Arme nach der Himmelsgegend ausbreitend, wo für den Augenblick der Messiassänger weilte, rief sie mit liebender Sehnsucht: „Komm, Klopstock! komm, daß ich Dich umarme, daß ich Dich recht heiß küsse und Dich dann nicht

wieder von meinen Lippen und aus meinen Armen lasse. — Ach! komm, komm nun ja bald!“

Der einzige Trost in der für sie so langweiligen Lebensweise auf dem Garten, die indeß den übrigen Mitgliedern der Moller'schen Familie und den Gästen ganz außerordentlich gefiel, waren die Briefe, die sie von Klopstock empfing, oder die sie an ihn schrieb. In einem ihrer, an Klopstock gerichteten, Briefe schildert sie recht lebhaft die eintönige und freudlose Existenz, die sie ohne den Geliebten ihrer Seele zu führen verdammt war. Sie klagt:

„O, was habe ich verdrießliche, ekelhafte, langweilige Tage gehabt! Nicht, daß man mir etwas zuwider gethan hat? nein! Das nicht; aber man that mir auch nichts zu gute: man sprach nicht von Dir. Ich war in einer der schönsten Gegenden; aber was half's mir. Ich war nicht bei Dir. Ich war in solcher Gesellschaft, die man gute Gesellschaft zu nennen pflegt; aber — — — Ich bin auch so still gewesen, daß, obgleich viel Gesellschaft und noch dazu einige fremde junge Herren da waren, die gern mit mir sprechen wollten, ich doch nichts als Antworten gesprochen habe; denn ich hatte ja Dich nicht, konnte nicht von Dir sprechen; sollte ich denn das Einzige, was mir noch blieb, an Dich zu denken, sollte ich mir denn Das auch nehmen? —“

Uebrigens finden wir es sehr natürlich, daß es einer sehnsuchtsvollen Braut in dem Getriebe, wie es auf dem Moller'schen Gartenhause stattfand, nicht wohl sein konnte. Bei schönem Wetter mußte sie mit den Gästen in dem Garten umherschweifen, und wenn Regen fiel, so war sie gezwungen, am Spiele Theil zu nehmen, das vom Morgen bis in den Abend währte. Ja, nicht einmal in der Nacht konnte sie ungestört an Klopstock denken, da sie kein Schlafzimmer für sich allein hatte, sondern fast immer bekannte Damen aus Hamburg, die sich keiner Villeggiatur er-

freuten, zum Besuche bei Moller's während mehrerer Tage blieben und wegen mangelnden Raums bei irgend einer der Töchter des Hauses einquartiert wurden. Meta trug während des ganzen Tages Bleistift und Papier in der Tasche, um, wenn sie einmal so glücklich war, allein zu sein, an Klopstock schreiben zu können. Doch dieses Glückes erfreute sie sich nur selten. Meist mußte sie, wenn auch widerwillig, an dem profanen Getreibe der Gesellschaft Theil nehmen. Sie bricht über diese verhaßte Nothwendigkeit in sehr beredte Klagen aus:

„O, wie sehr Nichts ist doch Alles ohne Dich, und wie bist Du mir doch so sehr Alles! —

Ich wollte oft, daß es mir schwer würde, Dieß alles hier zu verlassen, denn so wäre mehr Verdienst dabei, Dir zu folgen; aber es wird mir, wahrlich! sehr leicht werden; denn es ist mir jetzt nicht nur Alles sehr gleichgültig, sondern im höchsten Grade ekelhaft. Mir wird, unter tausend Veränderungen, der Tag Jahre lang, und mit Dir allein in meinem Zimmer, ohne die geringste Veränderung zu suchen, ohne etwas weiter haben, als uns selbst, verginge er mir, wie eine Stunde.

O! komm wieder! komm wieder! — Das ist Alles, was ich sagen kann.

O Klopstock! wie glücklich werden wir sein, wenn wir uns schon Jahre gehabt haben, und noch kein Tag uns zu lang geworden ist; wenn wir, zufrieden mit uns selbst, keine Veränderung zur Vertreibung der langen Weile gesucht haben und doch vergnügt sind. — — Aber etwas außer uns wird uns doch auch vergnügen, etwas auch noch außer der Freundschaft wird uns fröhlich machen, wird uns beschäftigen, wird uns entzücken. Nicht so, Klopstock? —

Ich wollte Deinen Brief heute recht beantworten, aber ich bin noch zu voll; es ist so lange, daß ich nicht an Dich geschrieben

habe. Ich will es nachher thun. Du wirst doch über einen langen Brief von mir nicht böse werden? —

Es war eine meiner süßesten Vorstellungen in Stollingen, daß, wenn ich zu Hause käme, ich einen Brief von Dir finden würde, und ich fand zwei.

Du Süßer, Süßer! — Höre, ich will Dich, wenn Du wieder kommst, für jeden Buchstaben küssen, den Du an mich geschrieben hast. Aber nein! Alles, Alles, was Du geschrieben hast, verdient ja wohl, daß ich Dich küsse. Es bleibt also dabei, ich küsse Dich für Alles; für Deine Oden küsse ich Dir die Hand, für den Messias die Füße."

Meta kommt in der Offenheit ihres Herzens jetzt zu einem sehr naiven Geständnisse, dem wir einige erklärende Worte voranschicken müssen, um sie vor einer falschen Auffassung zu bewahren.

Bekanntlich haben boshafte Schriftsteller, die sich die Ergründung der weiblichen Natur angelegen sein ließen, behauptet, daß, was die Brust junger Mädchen am Mächtigsten und Nachhaltigsten beherrsche, der Gedanke sei, wie und wann sie einen Mann bekommen würden. —

Nach dem Bekenntnisse Meta's gegen Klopstock, dessen Wortlaut weiter unten erfolgen wird, daß sie schon im dreizehnten Lebensjahre sich mit dem Gedanken beschäftigt habe, wie sie sich gegen ihren zukünftigen Mann benehmen wolle, müssen die Reflexionen über Verheirathung und eheliche Pflichten den jungen Mädchen allerdings nicht so fern liegen. Denn, wenn dies ächt weibliche, weit mehr dem Geistigen, als dem Sinnlichen zugeneigte Wesen schon so früh über ihr Verhältniß zu einem Manne zu reflectiren vermochte, wie viel mehr müssen es nicht solche junge Mädchen thun, in deren Adern ein heißes Blut rollt und die, gleich der Julia, sofort bei der ersten Begegnung ihrem Romeo gestatten, ihnen einen Kuß zu geben.

Meta hatte also, wie wir aus dem Nachstehenden sogleich ersehen werden, schon im dreizehnten Jahre darüber nachgedacht, wie sie ihr Leben einrichten wolle, wenn sie unverheirathet bliebe und wie sie andrerseits sich gegen ihren Mann zu benehmen habe, wenn es ihr beschieden sei, in den heiligen Ehestand einzutreten. In liebenswürdiger Offenheit spricht sie sich gegen Klopstock über ihre damalige Anschauungsweise folgendermaßen aus:

„Ich habe Dir gesagt, daß ich in meinem dreizehnten Jahre schon mehrentheils gebildet war. Dieses ist eine gewisse Wahrheit, so sehr es Dir auch beliebte, darüber zu lachen. Ich dachte damals schon sehr ernsthaft darauf, wie ich mein Leben einrichten wollte, wenn ich entweder unverheirathet bliebe oder mich verheirathete. Was ich des ersten Falles wegen dachte, will ich Dir jetzt nicht sagen. Wegen des letztern machte ich sehr gute Ueberlegungen, wie ich meinen Hausstand einrichten, meine Kinder erziehen, und hauptsächlich, wie ich meinem Mann begegnen wolle. Ich machte mir damals schon ungefähr so ein Bild von einem Manne, als der Himmel ihn mir jetzt gibt, und da, sagte ich zu meinen Gespielen, käme es am meisten darauf an, daß man seinem Mann mit einer gewissen Douceur begegnete. Diese Douceur müßte gar nicht studirt, sondern so sehr im Herzen sein, daß man seinen Mann auch nicht mit einer andern Miene müßte ansehen können, als mit einer, die ich ihnen dazu machte. Ohne Zweifel ist es eben die, womit ich Dich ansehe.“

Möchten doch so viele Ehefrauen, die ihren Männern keineswegs mit „Douceur“ begegnen, sich diese nachahmungswürdigen Grundsätze der sanften Meta merken! Von Sokrates bis zu Albrecht Dürer, und wiederum von dem vielgeplagten Nürnberger Maler bis zu jenem Fürsten herab, der, wie Knigge uns erzählt, jedesmal, wenn der Wagen vor das Schloßportal gerollt war, sich schüchtern bei der Dienerschaft seiner Gemahlin erkundigte,

ob er mitgenommen werde oder nicht, also von dem mit Wasser begossenen Sokrates bis zu den geohrfeigten Eheherren der Gegenwart erduldeten die armen Männer durch herrschsüchtige und jähzornige Weiber die schmählichsten Demüthigungen. Also etwas „Douceur", meine Damen. Zorn in den Mienen verhäßlicht, Sanftmuth und Milde verschönt ganz außerordentlich. Da Sie nun Alle schön sein möchten, meine Damen, so werden Sie es doch durch die Ausstrahlungen einer schönen, sanften, zärtlichen Seele! Die Seele baut sich ihren Körper, folglich haben Sie Schönheit und Häßlichkeit in ihrer Gewalt!

Meta verhehlte es sich natürlich nicht, daß Klopstock über derartige Betrachtungen eines noch so jungen Mädchens lächeln werde. Sie bemerkt deshalb in ihrem Briefe:

„Was sagst Du zu diesem Raisonnement im dreizehnten Jahre? — Ich raisonnire jetzt noch eben so, aber ich kann mich kürzer ausdrücken. Man muß seinen Mann zärtlich lieben, sag' ich jetzt. Das ist eben so viel, als das oben Gesagte. —

Siehe, wie ich mit Dir schwatze! recht, als wenn ich auf Deinem Schooß säße; und Du hast mir in Deinem letzten Briefe ja auch so süß gesagt, daß ich es thun könnte. O, Du bist mein Klopstock in Allem, in Allem bist Du es."

In diesem Briefe legt Meta sich und ihrem Bräutigam die sehr schwer zu entscheidende Frage vor, ob ihre Liebe würde zunehmen können. Sie beantwortet diese Frage folgendermaßen:

„Ich hätte große Lust, Das zu glauben; aber da müßte ich zugleich glauben, daß ich Dich sonst noch nicht so sehr geliebt hätte, als jetzt, und daß ich Dich noch einmal mehr lieben würde, und Das möchte ich doch nicht gern von mir denken."

Wir sind der Ansicht, daß Meta mit dem nie trügenden Instincte der wahren Liebe sich die richtige Antwort gegeben. Die Liebe, wenn sie Das ist, was sie sein soll, tritt gleich so

mächtig und allgewaltig auf, daß sie keiner Steigerung fähig ist. Vielleicht belehrt uns in Betreff dieses Punktes der Professor Michelet, der bekanntlich über die Liebe ein so fesselndes, von ganz Frankreich verschlungenes Buch vor einigen Jahren herausgegeben.

In einem, zwei Tage später geschriebenen Briefe spricht Meta zwar wieder das heiße Verlangen aus, mit Klopstock bald auf's Neue vereinigt zu sein, aber wie die wahre Herzensneigung frei ist von jeglichem Egoismus, so will sie lieber noch einige Tage auf seine Wiederkehr harren, als daß er sich den Gefahren einer schlechten Landstraße aussetzt. Wir bitten die geehrten Leser, nicht vergessen zu wollen, wie die Landstraßen Deutschland's vor einem Jahrhundert beschaffen waren. Daß die zur Leipziger Messe aus größeren Entfernungen reisenden Kaufleute meist ihr Testament vor ihrer Trennung von Weib und Kind machten, war bei dem entsetzlichen Zustande der damaligen Landstraßen eine ganz angemessene Vorsichtsmaßregel. Hunderte von gefährlichen Stellen boten die günstigste Gelegenheit zum Genickbrechen. Ja, noch am Ende des vorigen Jahrhunderts fuhr die Post von Berlin nach Potsdam oft neun Stunden, da beide Städte durch keine Chaussee verbunden waren. Wenn so der Weg zwischen zwei königlichen Residenzen aussah, wie mußte die Beschaffenheit der Landstraßen in der Harzgegend sein! Da es nun im Anfang des Augustmonats sehr stark geregnet hatte, wodurch die Landstraße noch unwegsamer geworden, so war Meta's Besorgniß, daß ihrem Geliebten auf der Reise ein Unglück begegnen könne, sehr gerechtfertigt. Sie schrieb über diesen Punkt:

„Ich bitte Dich um aller meiner Liebe willen, reise ja nicht eher aus Quedlinburg weg, bis die Wege besser sind. Ich bin viel zu bange und will Dich lieber noch entbehren, so sehr, so unaussprechlich ich mich auch nach Dir sehne. — Ja, hierauf

muß ich nicht kommen, sonst widerspreche ich mir. O Du mein, mein! Ich bin

Deine Braut,
Clärchen Klopstock, nicht so?“

In einem Briefe vom 16. August 1752 zeigt sich Meta wieder in der ganzen Liebenswürdigkeit ihres Naturells. Sie schreibt an Klopstock, wie sie zwar eine unbeschreibliche Sehnsucht nach ihm habe, wie sie ihm aber nicht den leisesten Vorwurf darüber mache, daß er einige Tage länger bei seinen Aeltern und Freunden geblieben sei. Sehr edel bemerkt sie:

„Es sind Deine Eltern, Deine Freunde, die Dich mir auf einige Tage nehmen, und es sind meine Eltern, meine Freunde, denen ich Dich gönne.“

Alsdann erwähnt sie noch am Schlusse des Briefes, daß sie die Zeilen im Mondschein geschrieben habe. Bei den matten und bleichen Strahlen des Mondes in Deutschland ist dies wahrlich ein großes Kunststück, wie es nur ein liebendes Mädchen zu Stande bringen kann. Ich habe wohl gelesen, daß die englischen Gutsbesitzer in Australien, wenn sie am Abend von einem Nachbarn nach Hause reiten, sich eine große Zeitung über das Pferd breiten und sich durch die Lectüre den Weg verkürzen. Aber die matten Strahlen der deutschen Luna gestatten keine solche Wegverkürzung. Wenn mir nur schon das Lesen beim Mondschein unmöglich vorkommt, wie viel mehr noch das Schreiben! Freilich die Liebe kann Alles. Wer hätte ihre Allgewalt besser und beredter geschildert, als Schiller in seiner herrlichen Ballade „Hero und Leander“? Hören wir, was die Zauberin Alles vermag!

„Aus des Labyrinthes Pfaden
Leitet sie mit sicherm Faden;
Auch den Blöden macht sie klug,

Beugt in's Joch die wilden Thiere,
Spannt die feuersprüh'nden Stiere
An den diamant'nen Pflug.
Selbst der Styx, der neunfach fließet,
Schließt die Wagende nicht aus,
Mächtig raubt sie das Geliebte
Aus des Pluto finsterm Haus."

Also die liebende Meta schrieb im Mondschein, was Menschen, die gerade im Augenblick nicht vor Liebe erglüht sind und deshalb auch Gluth in den Sehnerven haben, wohl bleiben lassen sollen.

Es verging keine Stunde am Tage, wo Meta während ihrer bräutlichen Einsamkeit nicht des vielgeliebten Klopstock gedachte, der nach Wochen schmerzlichen Bangens ihrer heißen Sehnsucht zurückgegeben ward.

Freilich trübte die Freude des Wiedersehens die bald bevorstehende Abreise nach Kopenhagen.

Ein kurzes Wiedersehen vor langer Trennung.

Am Ende des Augustmonts 1752 war Meta nicht mehr einsam, sondern Klopstock befand sich wieder in ihrer Nähe. Freilich wohnte er in Hamburg und sie in Billwärder. Aber sie sahen sich doch täglich. Indeß mußten sie vor Fremden, da ihre Verlobung noch nicht declarirt war, kalt und förmlich thun. Doch glühende Liebesbriefe, die sich zwischen Billwärder und Hamburg kreuzten, entschädigten sie für den verhaßten Zwang. Sie kosteten diese schöne Zeit um so mehr aus, da sie wußten, daß ihnen eine lange Trennung bevorstand. Klopstock mußte wieder nach dem vom Meere umflossenen Seeland und ein nochmaliger Besuch von seiner Seite vor ihrer Verheirathung war nicht wahrscheinlich. Die Hochzeit war aber auf das Jahr 1751 festgesetzt. Demnach standen ihnen lange, traurige Monate des Getrenntseins bevor.

Wir haben bis dahin den Umstand unerwähnt gelassen, daß Meta's Mutter nicht im Wittwenstande lebte, sondern eine zweite Ehe eingegangen war. Es erschien uns deshalb überflüssig, dieser Thatsache zu gedenken, weil der Stiefvater Meta's ein braver, schlichter, sehr beschäftigter Kaufmann war, der wenig Zeit übrig behielt, sich um die Erziehung seiner angeheiratheten Kinder zu

bekümmern und diese gänzlich seiner Frau überließ. Da wir uns aber hier nur mit Menschen beschäftigen, die in nachhaltiger Weise Klopstock's und Meta's äußere Schicksale oder inneres Gemüthsleben beeinflußten, so war ihr Stiefvater eine Person, die auf Beachtung weiter keinen Anspruch hatte. Natürlich aber gab er in dem Familienrathe, als Klopstock sich um Meta bewarb, eine gewichtige Stimme ab, und als solider Kaufmann hatte er, wie es nicht anders zu erwarten stand, gegen die Unsolidität einer dichterischen Existenz mannigfaches einzuwenden. Da er es auch war, der seine Frau veranlaßte, die Verheirathung Meta's bis auf das Jahr 1751 hinauszuschieben, so ist hier die passendste Gelegenheit, seiner episodisch zu gedenken. Bei dem Anrathen zur Hinausschiebung der Hochzeit hatte er wahrscheinlich den Grund geltend gemacht, daß inzwischen die Pension Klopstock's jedenfalls einen Zuwachs bekommen, und man mithin größere Bürgschaft für einen soliden Haushalt gewinnen werde.

Meta's Stiefvater hat, wie gesagt, nicht das Recht, in unserer Schilderung einen größeren Raum zu beanspruchen, und da er wahrscheinlich in diesem Buche nicht wieder auftreten wird, so wollen wir doch eines Zuges aus seinem Leben Erwähnung thun, der ihn als einen jovialen Mann schildert, dem ein witziges Wort leicht zu Gebote stand. Er hatte, wie so viele Hamburger Kaufleute um die Mitte des vorigen Jahrhunderts, ein Schiff auf den Robbenfang ausgesandt. Als ihm nun von Cuxhaven gemeldet ward, daß sein Fahrzeug glücklich allen Schrecknissen des Meeres entronnen sei und sich den heimischen Gestaden wohlbehalten nähere, so lud er eine Menge befreundeter Personen ein, die mit ihm dem Robbenschiffe entgegensegeln sollten. Auch Klopstock war eingeladen worden, an dieser Fahrt theilzunehmen, und er hatte es nicht abschlagen mögen, obgleich er sich wenig Genuß von dem Besuche des Robbenschiffes versprach. Er hatte

sich nicht getäuscht. Sie waren ungefähr eine halbe Stunde die Elbe hinuntergesegelt, als sie dem von Cuxhaven kommenden Robbenschiffe bereits begegneten. Sogleich wurde dem lenkenden Steuermann ein Zeichen gegeben, zu halten und Meta's Stiefvater mit seiner Gesellschaft kam an Bord. Aber, hilf Himmel! welch' ein furchtbarer Gestank von dem Robbenthran belästigte die Nasen der an Bord Gekommenen! Sämmtliche Besuchende, mit Ausnahme von Meta's Stiefvater, hielten sich die Taschentücher vor ihre Nasen. Wären sie auf eine so üble Atmosphäre vorbereitet gewesen, so hätten sie sich wahrscheinlich von den auf den Jungferstiegen Blumensträuße ausbietenden Vierländerinnen wohlriechende Waffen gegen den bösen Thrangeruch erhandelt. Sie würden dann das kluge Auskunftsmittel der Königin Victoria anticipirt haben, die, als sie sich zur Sommerzeit, wo die Ausdünstungen der Themse fast unerträglich waren, gerade an der bedenklichsten Stelle über den Fluß setzen lassen mußte, ihr Antlitz ganz und gar in einen mächtigen Blumenstrauß verbarg. Die Times nannten diesen von der Königin vor die Nase gehaltenen Blumenstrauß zarter Weise ein dem alten Flußgott dargebrachtes Opfer. Vielleicht, daß die Königin Victoria, als sie an's Ufer stieg, ihren Blumenstrauß den Wellen übergab, in der Hoffnung, die furchtbare Atmosphäre zu verbessern. Bekanntlich reden die Höflinge den Königen und Königinnen ein, daß sie das Unmögliche möglich machen können. Hatte eine derartige Täuschung vielleicht diesmal nicht Statt, da die Königin Victoria als eine sehr verständige Dame sich nichts vorschmeicheln läßt, so ist es aber doch gewisser als gewiß, daß die um die englische Königin geschaarten Höflinge den furchtbaren Gestank der Themse geduldig in ihre Nasen bringen ließen, ohne durch Einathmung von Springflower dagegen Schutz zu suchen. Die auf dem Robben-

schiff befindlichen Hamburger waren aber keineswegs so geduldig, sondern stöhnten und fluchten, daß es eine Art hatte. Dem Stiefvater Meta's kamen diese Ausrufungen über den Thrangestank sehr jüngferlich vor, denn als ächter Kaufmann dachte er nur an den großen Gewinn, den ihm die reiche Ladung zubringen werde, weßhalb seine Geruchswerkzeuge sich gar nicht mucksen durften. Als das Gejammer kein Ende finden wollte, ward er ungeduldig, nahm ein blankes Zwölfschillingsstück, hielt es unter die Nase eines besonders laut Stöhnenden und fragte: „Stinkt das auch?“

Da der wackere Kaufmann über den Verdacht erhaben war, sich in die römische Kaisergeschichte vertieft zu haben, so ist die Originalität seiner Aeußerung nicht zu bezweifeln und er hatte demnach die Ehre, sich mit Vespasian in einem witzigen Einfalle zu begegnen.

Dieser glückliche Robbenfänger speculirte nun darauf, daß Klopstock durch längere Anwesenheit am dänischen Hofe sich die Gunst des kunstsinnigen und liberalen Königs in immer höherem Grade erwerben werde und nach Jahresfrist sicher eine Gehaltszulage bekommen sollte. Seine Einwilligung zu einer früheren Heirath zu geben, hätte er gegen alle Regeln kaufmännischer Speculation gefunden. Denn würde Klopstock sich auf seine damalige Pension hin verheirathet haben, so hätte die Umgebung des dänischen Königs, die theilweise mit Neid auf die Gunst sah, deren sich der fremde Dichter erfreute, etwaige generöse Aufwallungen des Monarchen immer mit dem Einwande niederschlagen können, daß eine Erhöhung des Jahrgehalts durchaus nicht nöthig sei. Die Hamburger Schwiegerältern, deren Vorsicht vermöge ihres Geburtsorts nicht in Zweifel gezogen werden dürfe, würden nämlich schon wissen, daß ihre Kinder ihr gutes

Auskommen hätten, weil sie sonst die Verehelichung sicher beanstandet haben würden. Also Warten! Warten! war die Parole des glücklichen Robbenfängers und Klopstock's sowie Meta's idealistische Wünsche mußten sich der schlauen Berechnung materialistischer Speculation auf Gnade und Ungnade ergeben.

Doch in einem Kapitel, das zu Klopstock's und Meta's Lebensbeschreibung gehört, dürfen wir dem Thran und Robbenfang nicht den alleinigen Platz gönnen. Wir wollen demnach noch erwähnen, daß es in demselben Sommer (im Jahr 1752) war, wo Klopstock, als er eben ein Liebesbriefchen an Meta nach Billwärder herausgesandt hatte, sich an Gleim über sein Glück ausläßt, und zwar in so schwungvoller Weise, daß wir nur bei dem Messiasdichter und Jean Paul eine solche in das Gebiet der Poesie streifende Prosa zuzulassen geneigt sind. Bei andern Schriftstellern würden wir eine solche Ueberschwänglichkeit des Ausdrucks rügen müssen. Klopstock schreibt nun an Gleim über die ihm durch Meta bereitete Seligkeit folgendes:

„Wie glücklich bin ich! — Sie ist die beste unter allen Mädchen, die jemals gen Himmel gesehen haben. Sie ist meine Einzige! Mein, mein ist sie! ganz mein! — — O du, der auch hier schon von Bessern der Namenlose genannt wirst, — mit ihr soll ich dich einst in deiner, uns dann nähern Herrlichkeit sehn; wie schön ist deine Schöpfung, und wie sanft ist es, geschaffen zu sein! Großer, Großer! Mein, mein Schöpfer! — — — Alle Himmel sind — dein! Alle sie machst du zu Glückseligen, — — zu Glückseligen! — — o der hellen, unendlichen Reihen! — Der kommende Morgenstern ist ein schimmernder Punkt von dir, und auch mir ist er klein gegen die Unsterbliche, die mir die erste in deiner Schöpfung ist, der ich es bin. — — —“

Mit dem Anfange des Octobermonats schlug für unser glückliches Brautpaar die bittere Trennungsstunde und nach unzähligen Küssen und heißen Thränen, die auf beiden Seiten geflossen waren, bestieg Klopstock den Wagen, der ihn an den Strand des Meeres bringen sollte. Dort angelangt, begab er sich sogleich an Bord des ihn erwartenden Schiffes, mit dem er nach kurzer, glücklicher Fahrt in Kopenhagen anlangte.

Das durch Meere getrennte Brautpaar.

War Meta schon im Sommer über Klopstock's Entfernung so unglücklich gewesen, obgleich er doch damals in Braunschweig oder Quedlinburg weilte und nach wenigen Wochen ihr zurückgegeben sein mußte, so trug ihre jetzige Betrübniß, da zwischen dem Vielgeliebten und ihr das Meer lag, natürlich noch einen weit ernsthafteren Charakter. Freilich hatte sie vor dem Aufenthalte auf dem Garten, wo sie immer an der Gesellschaft Theil nehmen mußte, den Vortheil, daß sie, in der Stadt wohnend und über eine eigene Stube gebietend, sich absondern und in Gedanken mit Klopstock beschäftigen konnte. Meta hatte mit der zarten Aufmerksamkeit einer liebenden Braut an Klopstock schon vor seiner Abreise geschrieben, damit dieser Brief ihm, wenn er betrübt in Kopenhagen an's Land steige, zum Troste und wo möglich zur Aufheiterung gereiche. An einem Octoberabend, nachdem sie den Ihrigen „Gute Nacht“ gewünscht, hatte sie in ihrem stillen Zimmer folgende Zeilen auf's Papier geworfen:

„Ich schreibe Dir diesen Abend, und Du wirst meinen Brief in Kopenhagen erhalten. Bester der Männer! Du wirst in mir ein Weib finden, welches darnach strebt, Dir so viel als möglich nachzuahmen. Ich will — in der That, ich will Dir ähnlich sein, so viel als ich kann. Meine Seele stützt sich an die Deinige.“

Sie gelobt sich in diesem Briefe, beim Scheiden keine Thräne zu vergießen, damit sie ihrem Klopstock nicht den so nothwendigen Muth für die lange Trennung raube. Daß ihr die Kraft fehlte, diesen Entschluß zur Ausführung zu bringen, haben wir an einer früheren Stelle bereits gesehen.

Aus einem folgenden Briefe erfahren wir, daß Klopstock schon abgereist ist und Meta sich mit seiner Gesundheit beschäftigt. Sie schreibt:

„Ich habe Dich nicht mehr, mein Klopstock, Du bist jetzt weit von mir! Wenn Du nur wohl bist. Was thust Du jetzt? ich wünsche, ich könnte diese Frage beantworten. Doch ich glaube und hoffe, Du bist wohl, Du bist ruhig, Du denkst an Deine Meta, an Deine ewig geliebte Meta. Du denkst an mich, so wie ich immer an Dich denke, denn Dein Herz und Deine Neigung ist wie meins. Ich habe nicht geglaubt, daß die Abwesenheit so schwer wäre. Was ist Leben ohne Dich, aber was ist Leben mit Dir. Jetzt erinnert mich Alles an die Stunden, welche nicht mehr mein sind, da ich meinen besten geliebtesten Freund, welcher mich so zärtlich liebt, hatte. Ach, ich werde Dich nun in langer Zeit nicht wieder sehen. Doch wenn ich nur erst weiß, daß Du glücklich in Kopenhagen bist, so denk' ich, wird es besser sein. Ja, mein Klopstock, sei versichert, daß ich so ruhig bin, als ich in Deiner Abwesenheit sein kann. Ich bin auf immer die Deine, Du liebst mich, und ich erhalte mich für Dich. Ich wollte, Du könntest sehen, wie ich meine Thränen zurückhalte. Unsre gütigen Freunde bewachen mich zärtlich, sie bestreben sich, mir Alles so angenehm zu machen, als möglich. Aber was ist Das alles ohne Dich!"

Dieser Brief macht uns ferner mit dem Umstande bekannt, daß Klopstock, als er von Hamburg abreiste, von Schmidt, einem seiner besten Freunde, ein Strecke begleitet ward, und daß er

schon bei dem ersten Anhaltspunkte die Absicht zu erkennen gab, noch einmal wieder nach dem Moller'schen Hause zurückzukehren, um Meta, die bei'm Abschiede so tief ergriffen gewesen, zu trösten und aufzurichten. Sein Freund wußte ihn von diesem Vorhaben durch die sehr vernünftige Vorstellung abzubringen, daß Meta die kurze Tröstung und Stärkung durch den bald darauf erfolgenden neuen Abschied sehr theuer werde bezahlen müssen.

Daß Klopstock geneigt war, noch einmal zurückzukehren, beweist auf's Neue seine zärtlichste Liebe zu Meta, denn im Allgemeinen war er der größte Feind von Abschiednehmen.

Es ist sehr begreiflich, daß Klopstock auf der ganzen Reise von Hamburg nach Kopenhagen an nichts, als an seine Meta, dachte. Immer sah er ihre vor Schmerz zitternde Gestalt und ihre von Thränen überflutheten Augen. Während er sie sich so vergegenwärtigte, dichte er folgende Verse:

„Cidli du weinest, und ich schlummre sicher
Wo im Sande der Weg verzogen fortschleicht;
Auch, wenn stille Nacht ihn umschattend decket,
Schlumm'r' ich ihn sicher.
Wo er sich endet, wo ein Strom das Meer wird,
Gleit' ich über den Strom, der sanfter aufschwillt;
Denn der mich begleitet, der Gott gebot's ihm!
Weine nicht Cidli!"

Obgleich diese Verse, unseres Bedünkens, so einfach sind und sich so deutlich aussprechen, daß eine Mißdeutung fast unmöglich scheint, so hat man doch in ihnen mit aller Gewalt eine Allegorie auf das ewige Leben sehen wollen.

Wie es dem armen Horaz noch täglich begegnet, daß geschmacklose Philologen den feinen Duft seiner Dichtung zerstören, indem sie der reizenden Frische und Natürlichkeit eine künstliche und geschraubte Deutung geben, so erging es auch unserm Klopstock mit seinen meisten Oden.

Horaz und Klopstock dürfen beide zu Gott flehen: „Bewahre uns vor unseren Bewunderern; gegen unsere Verketzerer wollen wir uns schon selber schützen.“

Klopstock's Briefe, die er während der langen Zeit seines Getrenntseins von Meta schrieb, drücken schön und beredt die tiefe Sehnsucht aus, die er nach dem theuren Mädchen empfand. In einem derselben sagt er:

„Mit welchem Entzücken denke ich an Dich, meine Meta, mein einziges Kleinod, mein Weib. Wenn ich Dich in meiner Phantasie vorstelle, so ist meine Seele erfüllt mit himmlischen Gedanken, welche mich entzückend beschäftigen — sie glühen in meiner Brust, aber keine Worte können sie ausdrücken. Du bist mir theurer, als Alle, welche durch Blut und Freundschaft in der ganzen Schöpfung mit mir verbunden sind. Meine Schwester, meine Freundin, Du bist mein durch Liebe, durch die reinste, heiligste Liebe, welche die Vorsehung (o, wie dankbar bin ich für diesen Segen) in meine Seele gelegt hat. Es dünkt mir, als ob Du, meine Zwillingsschwester, mit mir im Paradiese geboren wärst. Gegenwärtig sind wir noch nicht da, aber wir werden dahin zurückkehren. Da wir hier schon so glücklich sind, wie viel mehr werden wir es dort sein. Grüße unsere Feunde. Meine Meta — meine für immer geliebte. Ich bin ganz Dein.“

In einem, wenige Tage später geschriebenen Briefe treffen wir auf die, wahre Liebe am Besten kennzeichnende Bemerkung, daß Umgang, der früher für Klopstock ganz angenehm gewesen, ihm jetzt lästig zu werden beginnt, weil er das Alleinsein vorzieht, um ungestört an Meta denken zu können. Das Arbeiten am Messias und das Denken an Meta waren Klopstock's liebste Beschäftigung. Er spricht sich hierüber folgendermaaßen aus:

„Es ist Sonntag, meine Theuerste, und ich bin zu Hause geblieben, nicht allein weil ich Das wohl mag am Sonntag,

auch weil ich am Messias fortarbeiten wollte, und weil ich liebe, mit Dir allein zu sein. Umgang, der mir ehemals nicht mißfiel, ist mir jetzt gleichgültig. So bin ich denn mit Dir gewesen diesen ganzen Abend, meine Geliebteste; jetzt erst beschäftigt mich der Gedanke, Dir zu schreiben. Mit welchem Frieden der Seele denke ich von allen Seiten den Gedanken, daß Du mein bist, und ich Dein bin. O Meta, wie ganz bist Du geschaffen, mich glücklich zu machen, mich nach Dir zu bilden! Kann hier größere Glückseligkeit sein? Doch was ist die größte irdische Glückseligkeit gegen die, welche wir in einem künftigen Zustande zu hoffen haben? Ja, meine Geliebteste, für immer."

Da Klopstock sich fast in jedem seiner Briefe nach Meta's Gesundheit erkundigte — und diese Anfrage war nicht überflüssig, da sie sich keineswegs einer starken Constitution erfreute — so suchte die aufmerksame Braut, ihn über diesen Punkt zu beruhigen. In einem Briefe vom 24. November 1752 schreibt sie:

„Weil ich so gesund bin, so bin ich, außer gestern und heute, alle Tage ausgewesen. Im Ernste, Klopstock, ich sage es Dir mit der äußersten Aufrichtigkeit, ich bin seit 1748 so gesund nicht gewesen, als ich seit acht Tagen bin. Ich will Dir's wohl gestehen, daß ich nicht hoffte, so gesund zu werden, als ich es jetzt bin. O Dank, Dank sei unserem Gott!"

Aus ebendiesem Briefe ersehen wir, wie Meta stets um Läuterung und Veredelung ihres Charakters bemüht war. Sie schrieb in Betreff dieses Punktes.

„Ach, Klopstock, wie glücklich bin ich, daß ich Dir zugehöre. Du weißt es wohl, ich will durch Dich noch immer besser, noch immer heiliger werden."

Meine geehrten Leser werden zugeben, daß dieser Briefwechsel ganz in dem Geiste geführt ward, wie es sich für den Messiasdichter und die, des heiligen Sängers würdige Braut

geziemte. An jedem Tage ihres Lebens bemühte Meta sich, ihren Geist zu bereichern und ihr Herz zu veredeln, um sich immer mehr und mehr zu der Ehre und dem Glücke zu befähigen, die Gattin eines Klopstock zu werden.

Während Klopstock die Monate schmerzlichen Alleinseins durch fleißiges Arbeiten an seinem Messias ausfüllte, arbeitete Meta an ihrem inneren Menschen. Ihr Herz ward mehr und mehr zu einem Sanctuarium, wo nichts als hohe und heilige Empfindungen thronten, und als Klopstock im Sommer des Jahres 1754 über das Meere schiffte, um sie zum Altar zu führen, so erwartete ihn eine Jungfrau, die an Geist und Gemüth fast vollendet war.

Meta's Beziehungen zu Gleim.

Wäre Meta von der gewöhnlichen intellectuellen Begabung gewesen, wie sie der Mehrzahl ihrer Mitschwestern eigenthümlich ist, so würden Klopstock's berühmte Freunde ihr bei etwaigen persönlichen Begegnungen alle möglichen pflichtschuldigen Artigkeiten erwiesen haben, sie würden aber nie mit ihr in eine engere geistige Gemeinschaft getreten sein. Da Meta aber ein weibliches Wesen war, das sich über die gewöhnlichen Frauen um ein Bedeutendes erhob, wovon nicht bloß ihre Briefe, sondern auch ihre nachgelassenen Schriften zeugen, so trat sie mit den meisten von Klopstock's Freunden in einen Briefwechsel und vertrauten Gedankenaustausch. Das Bewußtsein, kein gewöhnliches Weib zu sein, vor welcher Erkenntniß sie sich bei aller großen, ihr angeborenen Bescheidenheit nicht zu verschließen vermochte, gab ihr den Muth, mit Männern, deren Name durch ganz Deutschland schallte, einen Briefwechsel zu unterhalten. Das Gefühl geistiger Kraft erweckt natürlich Muth und Selbstvertrauen. Ein gewöhnliches, bloß bewunderndes, aber über die Gründe ihrer Bewunderung nicht zum klaren Bewußtsein gelangtes junges Mädchen würde nimmer gewagt haben, eine geistige Gemeinschaft mit Goethe zu verlangen. Bettina that es, weil sie sich des großen Mannes nicht ganz unwürdig fühlte. Aber nur in Be-

zug auf diesen moralischen und intellectuellen Muth findet eine Aehnlichkeit zwischen Bettina und Meta Statt; sonst hat es wol nie zwei Frauen gegeben, deren Naturen verschiedener geartet gewesen. Meta, ein bescheidenes Veilchen, ihres süßen Duftes sich kaum bewußt und von keiner Seite Anerkennung und Bewunderung verlangend, oder, um den Vergleich mit einer Blume fallen zu lassen, eine ächt deutsche Jungfrau, sittig, bescheiden, über die Sphäre des Weibes niemals hinausdrängend, fromm, demüthig, christlich. Bettina hingegen war eine in hellster Farbenpracht prangende Granatblüthe, die es an niederem Standorte nimmermehr ausgehalten hätte. Ihres Schimmers und Duftes sich wohl bewußt, wollte sie angestaunt und bewundert werden. Bemerkte man ihr kokettes Vordrängen nicht, so rief sie keck: „Schaut mich an!“ und als sie mit Goethe zuerst zusammenkam, so bebte sie nicht in scheuer Angst, sondern eilte wie ein neckisches Kind auf seinen Schooß und ruhte an seiner Brust aus. Sie war geistig und körperlich kokett, durchaus kein deutsches Weib in seiner edlen Auffassung, sondern hatte viel von dem geistreich Schillernden, in alles Miteinredenden, sich in alles Einmischenden der emanzipirten französischen Frau. Sie war überdies ungläubig, unchristlich, in poetischem Pantheismus schwelgend, in den meisten Beziehungen also ein entschiedener Gegensatz zu Meta. Nur in dem geistigen Muthe, weil sie Beide hohe geistige Kraft in sich fühlten, haben Meta und Bettina Berührungspunkte.

Es war also keine Vermessenheit, sondern nur das sichere Gefühl ihrer Kraft, wenn Meta mit Klopstock's berühmten Freunden unbedenklich einen Briefwechsel eröffnete. Da Gleim dem Herzen Klopstock's wol am nächsten stand, so waren auch Meta's Beziehungen zu ihm die innigsten. Wir haben schon gesehen, wie Gleim einer der ersten war, der durch Klopstock von seiner Verlobung in Kenntniß gesetzt wurde, und wir sehen ferner aus

einem Briefe Meta's vom 3. November 1752, wie sie, von ihrem geliebten Klopstock durch das Meer getrennt, Trost für ihre Vereinsamung, außer dem Briefwechsel mit ihm und dem steten Denken an ihn, sehr verständig auch darin suchte, daß sie an seine besten Freunde schrieb, mithin stets eine günstige Gelegenheit hatte, über ihn zu sprechen, ohne dritten Personen langweilig zu werden. Denn die Voraussetzung, daß Klopstock's Freunde gern von ihm sprechen hören und voller Dank durch Meta die neuesten Nachrichten von seinen dänischen Erlebnissen empfangen würden, war eine wohlgegründete.

Meta benutzte nun einen stillen Vormittag, wo sie durch keine wirthschaftlichen Sorgen und keine Besuche gestört ward, um an Gleim einen langen Brief zu schreiben. Der Eingang dieses Briefes bezieht sich darauf, daß Klopstock seinem Freunde Gleim schon vor geraumer Zeit angekündigt hatte, daß Meta nächstens an ihn schreiben werde, und hierüber waren Wochen und Monate vergangen. Meta beginnt nun, wie folgt:

„Sie haben wohl gedacht, daß ich gar nicht an Sie schreiben würde? — Aber Klopstock's Gegenwart und hauptsächlich meine Krankheit ist ja wohl Entschuldigung genug. Jetzt aber sollen Sie auch einen langen, langen Brief haben, der ganz von Klopstock voll ist; und, wenn er dieses nicht sein sollte, so würde ich es doch wohl nicht anders können. Wie glücklich, wie unaussprechlich glücklich bin ich: Klopstock liebt mich! — Ja, nun habe ich weiter keine Ausdrücke. Nun bleibt mir nur die ganze Empfindung meiner Glückseligkeit und meiner Liebe, und wie wollte ich zu diesen Empfindungen Ausdrücke haben! Ich hatte sie ja nicht in Klopstock's Armen! — Klopstock selbst hat sie nicht.

Ich bin jetzt freilich nicht so glücklich, als ich vor einigen Wochen war, da ich noch meinen Klopstock immer bei mir hatte;

aber ich ertrage seine Entfernung doch noch ziemlich gut. Sie können denken, mein Freund, daß ich, was es heiße, Klopstock nicht haben, daß ich Das in einem hohen Grade fühlen muß, weil ich gefühlt habe, was es hieß, ihn haben."

Sie erwähnt ferner in ihrem Briefe, daß Klopstock gottlob wohl und munter sei, so wie, daß er fleißig schreibe. Wir haben bereits an einer andern Stelle bemerkt, wie dies häufige Briefschreiben an Meta der sicherste Gradmesser von Klopstock's Liebe war, da selbst durch innigste Freundschaft mit ihm verbundene Personen in dieser Beziehung große Nachsicht mit ihm haben mußten, die einzige Nachsicht übrigens, deren er bedurfte.

Nun kommt eine Stelle in Meta's Briefe, die sie mit jener kleinen weiblichen Schwäche behaftet zeigt, die so vielen Frauen eigenthümlich sein soll, nämlich, daß sie gern Heirathen stiften. Wir wissen aus der Geschichte, wie große Kaiserinnen und Königinnen von dieser Schwäche nicht frei waren, weshalb es uns nicht verwundern darf, daß auch Meta sich damit behaftet zeigte. In jüngeren Tagen haben wir ja gesehen, wie die Kaiserin Eugenie nicht ruhte und rastete, bis sie den alten Herzog von Malakoff zu einer Heirath mit einer schönen Spanierin, ihrer Landsmännin und Jugendfreundin, vermocht hatte. Auch Meta ließ es an Bemühungen nicht fehlen, dem guten Vater Gleim das Joch des Ehestandes aufzuhalsen. Sie spricht sich über diesen Punkt sehr ernsthaft aus, wie folgt:

„Wollen Sie mir nicht auch bald einen Brief schreiben, Herr Gleim! worin Sie so von einem Mädchen schwatzen, wie ich von Klopstock? Oder hängen Sie noch immer dem Gedanken nach: ob denn auch für Sie so wohl ein Mädchen geschaffen wäre, als für Klopstock? — Allerdings; und Sie werden es finden. Seitdem Klopstock und ich uns gefunden haben, seitdem glaube ich ganz gewiß, daß sich alle Die finden, die sich zugehören.

Das sage ich zu meinen Freundinnen auch, die, seitdem sie Klopstock kennen, verzweifeln wollen, daß sie einen Solchen finden werden. Wie hätte ich damals, als ich Klopstock nur noch durch seinen Messias und seine Oden und durch Giseke kannte und mir so sehr ein Herz wie das seinige wünschte, wie hätte ich denken können, daß dasselbe Herz das meine werden würde? — Wie sehr waren wir nicht entfernt? und den Umständen nach, denn ich wußte Klopstock's ganze Geschichte, noch weit mehr, als den Orten nach. — Wie würde ich mich freuen, wenn ich einmal mit Klopstock zu Ihnen käme, und Sie würden geliebt! —"

Meta erwähnt ferner in ihrem Briefe, daß sie „halb böse" auf Gleim sei, weil er nicht Klopstock auf einige Zeit während der schönen Sommermonate nach Hamburg begleitet habe. Sie gedenkt eines Punktes, der dem Herzen Gleim's unendlich wohlthuend gewesen sein wird, da er bei der überaus warmen Freundschaft, die ihn für den Messiasdichter beseelte, förmlich eifersüchtig auf Klopstock war und oft daran zweifelte, daß seine Zuneigung in gleich feuriger Weise erwiedert werde. Meta versichert nun Gleim, daß Klopstock ihn fast so lieb habe, wie sein Clärchen. Daß Clärchen und sie identisch sind, ersahen wir aus früheren Stellen dieses Buches. Nach dieser für Gleim so wohlthuenden Versicherung kommt sie wieder auf ihre Heirathsprojecte zurück, die sie ganz und gar beherrschen. Sie schreibt hierüber:

„Wer weiß, wodurch Sie's mit sich selbst versehen haben? — Vielleicht hätten Sie auf dem Wege hierher oder vielleicht in Hamburg selbst (denn es gibt hier noch sehr gute Mädchen) das Ihrige gefunden.

Sie sind zu sehr Klopstock's Freund und daher auch der meine, als daß ich mich nicht so unterschreiben sollte, als ich gegen Klopstock thue; nämlich im Voraus schon

Clärchen Klopstock."

Aus der Unterzeichnung „Clärchen“ ersehen wir die bereitwillige Fügsamkeit Meta's. Klopstock fand den Vornamen „Clärchen“ damals hübscher, und widerstandslos unterzeichnete sie so, wie er es am liebsten hatte. O, meine Damen, ahmen sie diese „Douceur“ Meta's doch ja nach! Die Jungfrau und Braut hielt jetzt, was sich das dreizehnjährige Mädchen gelobt hatte, nämlich, ihrem zukünftigen Manne mit einer „gewissen Douceur“ zu begegnen.

In einer Nachschrift dieses an Gleim gerichteten Briefes bemerkt Meta, wie sie auch die Absicht gehabt, sich an Ramler mit einigen Zeilen zu wenden, daß sie aber seine Adresse nicht gewußt habe.

Der lebhafte Wunsch Meta's, dem sie in ihrem Briefe an Gleim einen so beredten Ausdruck gegeben hatte, er möge sich auch bald verloben, ging nach wenigen Monaten zu ihrer großen Freude in Erfüllung. Freilich währte diese Freude nicht lange. Doch wollen wir uns vorläufig mit dem, den Wünschen Meta's günstigen Ereignisse beschäftigen. Da nämlich fast alle Freunde Gleim's sich verheiratheten oder verlobten, so schien dem würdigen Halberstädter Domsecretarius ganz bange zu werden, daß er so allein und vereinsamt bleibe. Im Mai 1753 konnte Meta ihm schon zu seiner Verlobung Glück wünschen, nachdem sie im November 1752 alle ihre Ueberredungskunst angewandt hatte, ihn zu diesem Schritte zu bewegen. Daß der würdige Domsecretarius im Februar 1753 noch nicht verlobt war, sehen wir aus einem am Ende des Monats geschriebenen Briefe Schmidt's an Gleim, aus dem wir uns folgende Stelle anzuführen gestatten:

„Was meinen Sie, mein lieber Gleim? Alles heirathet; Schlegel hat auch geheirathet, und zwar ein Mädchen, mit deren Werthe er sehr wohl zufrieden ist. Sollten wir Beide, Sie aus

Trieb, eine Frau zu haben, und ich — — ich weiß selbst nicht warum, uns nicht auch endlich nach einem solchen Mädchen umsehen? Es kann uns gar nicht daran fehlen. Wir Poeten sind künstliche Leute, wir können durch die Zauberkraft unserer Einbildung die Mädchen verwandeln, worin wir wollen. Ihre Vollkommenheit ist meistentheils so sehr unser Werk, daß wir davon mit allem Rechte mit dem Ovid sagen können:

„Ista repercussae, quam cernis, imaginis umbra est.
Nil habet ista sui: mecumque venitque manetque,
Mecum discedat, modo si discedere possim.“

Natürlich verfehlte Meta nicht, als sie von der ihr so erwünschten Verlobung Gleim's Kunde bekommen hatte, an ihn ein herzliches Glückwunschsschreiben gelangen zu lassen. Freilich hatte sich dasselbe ein wenig verspätet. Sie schreibt nun an Gleim den 5. Mai 1753:

„Werden Sie es mir auch glauben, da ich es Ihnen so spät sage, daß ich mich sehr darüber freue, daß Sie endlich ein Ihrer Liebe würdiges Mädchen gefunden haben? — Das habe ich wirklich recht sehr gethan, und ich würde Ihnen schon lange zu dem Besitze Ihrer Mayerin Glück gewünscht haben, wenn nicht Klopstock den Einfall gehabt hätte, daß wir zusammen einen Brief schreiben wollten. Jetzt aber hat mein armer Klopstock so viel wegen der Subscription des Messias zu thun, daß er ganz und gar keinem Menschen schreiben kann; und so will ich wenigstens nicht länger mit meinem Briefe warten. Ich habe selbst nach meiner Art so viele Geschäfte, daß dieser Brief wohl nur kurz werden wird; aber es ist doch besser, daß ich Ihnen kurz den Antheil sage, den ich an ihrer Freude nehme, als gar nicht. Da Sie von ihrer Braut geliebt werden, und da ich so viel Gutes von ihr gehört, so können Sie nicht anders als glücklich

durch ihre bevorstehende Ehe werden. Ich will Ihnen also weiter nichts wünschen, als daß die Glückseligkeit von recht langer Dauer sein möge.

Ich wünsche sehr, Sie beiderseits genauer kennen zu lernen, und ich hoffe, Das wird dann geschehen, wenn meine Glückseligkeit, so jetzt schon so groß ist, ihren höchsten Grad wird erreicht haben."

In diesem Briefe erwähnt Meta noch, wie es ihr nicht lieb gewesen sei, daß Gleim einen Mann, dem er einen Auftrag nach Hamburg für sie mitgegeben hatte, von ihrer Verlobung in Kenntniß gesetzt habe. Wir wissen bereits, wie nach dem Wunsche der Familie Moller Meta's Verlobnng noch geheim gehalten ward. Sie schreibt über diesen Punkt:

„Sie haben mir einen kleinen Streich gespielt, lieber Herr Gleim! den ich Ihnen doch ein Bißchen verweisen muß. Wie Sie mir neulich die Oden schickten, für welche ich Ihnen sehr danke, hatten Sie dem Mann, der sie mir brachte, gesagt, daß ich Klopstock's Braut wäre. Das setzte mich in eine kleine, kleine Verlegenheit; denn es ist hier gar nicht bekannt, und ich darf's auch nicht sagen. Klopstock wird Ihnen ohne Zweifel nicht gesagt haben, daß wir's in Hamburg noch geheim hielten. O, sagen Sie doch künftig so etwas Niemand, der nach Hamburg kommt, wenn's nicht ein außerordentlicher Freund von mir und Klopstock ist."

Uebrigens hätte Meta sich die Gratulation zu Gleim's Verlobung sparen können, denn es war im Rathe der Götter beschlossen, daß der deutsche Anakreon als Hagestolz sterben sollte. Vielleicht hätte ihm seine Mayerin, wenn er erst durch den Spruch der Kirche mit ihr verbunden gewesen, gar zu sehr zugesetzt und ihn arg dafür geplagt, daß er in früheren Gedichten es sich herausgenommen, die goldene Freiheit des Junggesellenlebens zu

feiern und in das hellste Licht zu stellen. Sie hätte vielleicht durch unaufhörliche Gardinenpredigten die ihrem Geschlechte angethane Schmach gerächt. Das Schicksal wollte nun dem wackern und lebensfrohen Dichter seine gemüthliche Häuslichkeit nicht stören lassen, genug, die Partie zerschlug sich wieder. Der Hochzeitstag war schon festgesetzt gewesen und von allen Seiten waren Glückwunschschreiben eingelaufen. Klopstock schrieb über diese wieder aufgelöste Verlobung an Gleim aus Lingbye, den 14. August 1752:

„Eins befürchte ich nun (aber überzeugen Sie mich ja bald, daß ich Dieß nicht zu fürchten habe), nämlich, daß Sie auf das Künftige zu sehr abgeschreckt sein möchten. Denn ich muß meinen lieben Gleim noch durch die Liebe glücklich sehen, Das muß ich! Hören Sie, Das leid' ich nicht anders. Und, wenn ich nach Deutschland komme, und Sie haben keine Frau, so komm' ich nicht nach Halberstadt! Merken Sie sich das! Auf den Gränzen können wir wohl wo zusammen kommen, aber nach Halberstadt komm' ich nicht; Das ist gewiß. —"

Der Wunsch Klopstock's, der durch die Liebe seiner Meta so beseligt war, seinen Freund Gleim durch den Besitz eines, wenn auch nicht gleichen, doch wenigstens ähnlichen weiblichen Wesens beglückt zu sehen, war ein sehr natürlicher. Daß aber Gleim nicht die geringste Neigung zeigte, sich zum zweiten Male zu verloben, erwähnten wir bereits.

Natürlich war Meta über die Auflösung der Gleim'schen Verlobung nicht wenig verstimmt. Konnte sie sich doch Männer ohne Braut oder Gattin nicht glücklich denken. Da nun das aufgehobene Verlöbniß für sie ein Kapitel ist, das sie nur ungern berührt, so erwähnt sie diesen ihr unangenehmen Gegenstand erst gegen das Ende eines, im September 1753 geschriebenen Briefes, nachdem sie im Eingange dem liebenswürdigen und stets gefäl-

ligen Gleim ihren Dank dafür ausgesprochen, daß er ihr das Porträt Klopstock's geschickt hatte. Sie drückt ihm für diese zarte Aufmerksamkeit ihre Anerkennung in herzlichen Worten aus:

„Ich bin Ihnen unendlich für die Freundschaft verbunden, die Sie mir durch Zuschickung des Klopstock'schen Portraits erzeigt haben. Welche Freude haben Sie mir damit gemacht! O, ich kann Ihnen nicht sagen, wie ich es liebkoste, und wie ich es noch täglich liebkose! Es hängt so, daß ich es überall in meinem Zimmer sehen kann. Und, o! wie sehe ich immer hin! — Es ist zwar dem Gesichte nicht ganz ähnlich, womit mich Klopstock anzusehen pflegt aber sonst bin ich doch sehr damit zufrieden."

Sie erwähnt ferner in diesem Briefe den allerdings auffallenden Umstand, daß sie an Gleim keine Copie des Klopstock'schen Bildes schicken könne, weil es in Hamburg an einem tüchtigen Maler fehle. Wenn Schiller's Gattin gegen ihre Schwiegerältern ihr Bedauern ausdrückt, ihnen ihr und ihres Mannes Bild noch nicht schicken zu können, weil sie bis dahin keinen Maler gefunden, der es nach Wunsch gemacht hätte, so begreift sich dies von Jena, einer kleinen Land- und Universitätsstadt, vollkommen; aber ein ähnlicher Mangel in Hamburg, der mächtigen und reichen Handels- und Weltstadt, überrascht ungemein.

Nach dem Danke für Klopstock's Porträt kommt Meta zu dem ihr so unangenehmen Punkte, nämlich der aufgelösten Verlobung Gleim's mit der Mayerin. Aber die Damen sind bekanntlich überaus geschickte Diplomatinnen und geben ihre Sache niemals verloren. Damit Gleim, wie die Vermuthung so nahe lag, nicht den unerschütterlichen Entschluß fassen möge, mit dieser Verlobung, die ihm so vielen Verdruß gemacht, es ein für alle mal bewenden zu lassen, sucht sie ihm einzureden, wie er an dieser großen Unannehmlichkeit die meiste Schuld trage, da er den Charakter der von ihm gewählten Braut nicht reiflich genug geprüft

habe. Sie verwahrt ihr Geschecht dagegen, daß er von dem wetterwendischen Sinne der Mayerin auf die Unbeständigkeit sämmtlicher Frauen schließen dürfe. Einen Denkzettel erspart sie dem guten Gleim auch nicht. Sie sagt nämlich: „Ich will glauben, daß die Geschichte Sie von dem kleinen, stolzen Grundsatze zurückgebracht hat, daß man ein Mädchen in einer Viertelstunde könne kennen lernen."

Nach diesem Briefe, den Meta im Anfange des Septembermonats 1753 geschrieben, tritt eine längere Pause in ihrer Correspondenz mit dem würdigen Domsecretarius ein, dessen Vorliebe für das Junggesellenleben mit erneuerter Kraft erwacht zu sein schien. Am 9. März 1754 sendet Meta an Gleim eine Copie von Klopstock's Bildnisse und schreibt ihm dabei einige herzliche Zeilen.

Dies ist der letzte Brief, den Meta als Braut an Gleim schreibt. Bald nach ihrer Verheirathung reiste sie nach Quedlinburg zu ihren Schwiegerältern, und da sie dort Gleim's persönliche Bekanntschaft machte, so nehmen wir ihre Beziehungen zu dem deutschen Anakreon am passendsten in jenem Kapitel wieder auf, wo wir ihren Aufenthalt in der Geburtsstadt ihres Mannes zu schildern haben.

Klopstock's Verheirathung.
Das Klopstock'sche Ehepaar in Quedlinburg.

Am 10. Junius des Jahres 1754 weihte der Priester den Bund zweier Herzen ein, die sich nicht bloß für dies kurze Erdenwallen, sondern für alle Ewigkeit angehören sollten. Wenn Meta bei ihrer übergroßen Liebe für Klopstock schon oft als Braut mit seinem Namen ihre Briefe unterzeichnet hatte, so durfte sie es jetzt dem Rechte nach thun. Es würde vermessen sein, die ernsten, hohen und heiligen Empfindungen schildern zu wollen, von denen Klopstock's und Meta's Brust am Tage ihrer Hochzeit erfüllt war. Man müßte über den Schwung und die religiöse Gluth des Messiassängers gebieten können, um einer so schwierigen Aufgabe würdig zu genügen. In ernster, feierlicher Stimmung verfloß sowohl für Klopstock, wie für Meta, der hochwichtige Tag, und als die Nacht mit ihrem geheimnißvollen Schleier sich über Hamburg breitete, da wagte Amor keine seiner gewöhnlichen Schelmereien, denn die immerhin irdische Gluth beider Liebenden ward verklärt und durchgeistigt durch die hohen und hehren Empfindungen ihres Innern.

Klopstock hegte, nachdem Meta seine Gattin geworden, den sehr natürlichen Wunsch, mit ihr zu seinen Aeltern zu reisen, um ihnen ihre Schwiegertochter zu zeigen, auf deren Liebens-

würdigkeit und Anmuth er stolz war. So ward denn die Reise nach Quedlinburg bald nach ihrer Verheirathung angetreten, und hiermit auch Meta's dringender Wunsch erfüllt, Klopstock's Aeltern, die sie aus seiner Beschreibung so lieben und verehren gelernt hatte, von Angesicht zu Angesicht zu sehen. Man wird sich die Reize dieser Reise leicht ausmalen können, die ein junges, glückliches, hochgebildetes Ehepaar nach der romantischen Harzgegend antrat, wo sie von zärtlichen Aeltern erwartet wurden, die sich nach der Bekanntschaft ihrer liebeswürdigen Schwiegertochter schon lange gesehnt hatten. Die Begrüßung des Klopstock'schen Ehepaars von Seiten der Aeltern und Geschwister war eine überaus herzliche.

Wir besitzen keine genaueren Nachrichten darüber, ob die Bewohner Quedlinburg's sehr beglückt durch den Umstand waren, daß ein Klopstock in ihrer Stadt das Licht der Welt erblickt hatte. Wir wissen ebenso wenig, ob sie, wenn er während seiner Lebenszeit zum Besuche bei seinen Aeltern erschien, ihm durch zarte Aufmerksamkeiten und ehrfurchtsvolle Höflichkeit ihre Genugthuung darüber zu erkennen gaben, einen so berühmten Gast bei sich zu beherbergen. Das alte Wort der Bibel, daß der Prophet nichts in seinem Vaterlande gelte, wird auch wohl für Klopstock seine Wahrheit gehabt haben. Wenigstens dürfen wir es aus dem Umstande schließen, daß Sulzer zwei Stunden in Quedlinburg umherirren mußte, bevor er das Klopstock'sche Haus zu finden vermochte. Freilich scheint aus seiner Darstellung hervorzugehen, daß er sich eigensinnig darauf steifte, das Haus, ohne sich bei Leuten auf der Straße zu erkundigen, selbstständig finden zu wollen. Sulzer scheint überhaupt nicht praktisch und umsichtig gewesen zu sein, da er sich vier Stunden im Angesichte von Quedlinburg umherfahren ließ, ohne daß er bemerkt hätte, wie er gar nicht weiter vorrückte. Etwas spricht dieser Umstand

allerdings auch für die überaus schlechten Landstraßen der damaligen Zeit, worüber wir uns an einer andern Stelle bereits ausließen. Die Reisenden des achtzehnten Jahrhunderts waren so resignirt, so auf alles gefaßt, daß sie ganz geduldig sich stundenlang die Kirchthürme eines Orts beschauten und es gar nicht auffallend fanden, wenn sie ihm mit der Langsamkeit einer Schnecke näher rückten. Bei dem damaligen Zustande der Landstraßen dankte man seinem Schöpfer, wenn man nur seine gesunden Gliedmaßen behielt. Das Geschüttelt- und Gestoßenwerden, sowie, daß man nicht vom Flecke kam, erwartete man gar nicht anders.

Der Aufenthalt in Quedlinburg ward dem jungen Ehepaare dadurch getrübt, daß Klopstock dort das kalte Fieber bekam. Wir ersehen aus einem Briefe Meta's vom 30. Juli 1754, daß an diesem Tage Klopstock endlich hoffen durfte, von dem bösen Feinde verlassen zu sein. Sie bittet Gleim dringend, doch ja von Halberstadt herüberzukommen und ihrem „lieben„ süßen Mann", der wieder anfange heiter zu werden, die Zeit angenehm zu vertreiben. „Sie sollen," schreibt sie, „auch auf einem Stuhle bei ihm sitzen und seine eine Hand haben." Die andere Hand mußte sie bei ihrer zärtlichen Liebe natürlich für sich behalten.

Meta dankt dann in diesem Briefe noch für das Verzehrbare, was Gleim nach Quedlinburg hinübergesandt habe. Wir gedachten schon an einer andern Stelle der uneigennützigen, liberalen Natur Gleim's, wie er nach allen Seiten hin zu spenden liebte. Meta schreibt, daß sie mit ihm schmälen müsse, weil er immer seine Briefe mit solcher leiblichen Stärkung und Erquickung begleite. Bald hat sie ihm für schöne Pfirsiche zu danken, dann wiederum für herrliche Forellen, kurz, der liebe, freundliche Gleim war nicht anders glücklich, als wenn er stets schenken konnte. Auch Klopstock ward bis an sein Lebensende durch häufige Aufmerksamkeiten Gleim's erfreut. Einmal schreibt

er ihm: „Mein Magen sagt schönen und großen Dank für den Wein.“ Ein andermal bittet er Gleim (er wußte, daß man durch solch’ offenes Begehren dem schenkelustigen Domsecretarius einen großen Gefallen erwies), ihm eine Schnepfe schicken zu wollen, nach der er großes Verlangen spüre. Der Appetit zu dieser Schnepfe war ihm wohl dadurch erweckt worden, daß er überhaupt in den Wildgeschmack hineingekommen, indem er kurz zuvor durch Gleim’s Güte zwei Rebhühner gesandt erhalten hatte.

Daß mehrere geistreiche und literarisch bedeutende Männer durch die Anwesenheit Klopstock’s nach Quedlinburg gezogen wurden, erfahren wir ebenfalls aus dem oben erwähnten Briefe Meta’s an Gleim. Sie erzählt, wie Giseke den folgenden Montag für längere Zeit in Quedlinburg eintreffen werde, und wie sich anderhalb Wochen später Gärtner und seine Frau angemeldet hätten. Daß Gleim aber unter den vielen Freunden ihm doch stets der liebste war, bezeugt, wie schon eine frühere Aeußerung Meta’s, so auch die folgende: „Sehen Sie, welch eine Versammlung von Freunden; aber Gleim, der Clärchens Nebenbuhler, der Klopstock’s Liebling ist, wann kommt der?“

Leider erfahren wir aus einem Briefe Klopstock’s an Gleim vom 6. September 1754 (es erhellt hieraus, wie sich der Quedlinburger Aufenthalt über ein Vierteljahr ausdehnte), daß auch Meta ein wenig unpäßlich war. Wir sagen „leider“, weil die Krankheitserscheinungen, die bei Meta zu Tage traten, nicht die zufälligen und deshalb wieder verschwindenden Anzeichen einer von außen, durch Erkältung oder sonstige ungünstige Einwirkung veranlaßten Indisposition, sondern die Symptome einer sehr zarten, schwächlichen Organisation waren, die kein langes Leben verhieß. Meta, um ihren geliebten Klopstock nicht zu ängstigen, war sehr hart gegen sich und verdeckte ihre kleinen Leiden, so gut es nur angehen wollte.

In einem Briefe vom 7. September, den Meta an Gleim richtet, wird dem würdigen Domsecretarius der Besuch des Klopstock'schen Ehepaares angekündigt. Sie schreibt in scherzhafter, liebenswürdiger Weise folgendes:

„Wir werden uns das Vergnügen, Sie zu besuchen, auf den Montag früh machen und bis den Abend bei Ihnen bleiben. Mein Mann freut sich so sehr hierauf, daß er, aus großer Freude, selbst nicht schreiben kann. Ich freue mich auch, und daher komme ich mit und untersuche es nicht gar zu genau, ob Sie meinen Mann lieber allein hätten? Aber Sie sollen Klopstock auch so viel haben, als Sie sich es gewiß nicht vorstellen; und zwar erstens aus Freundschaft für Sie, zweitens aber aus einer kleinen Nebenursache, nämlich: es soll mein Dank für die schönen Pfirsiche sein. — Sie sollen immer bei Klopstock sitzen, sollen seine beiden Hände haben; Sie sollen ihn küssen, so viel Sie wollen. Nun, sind Sie mit dem Danke zufrieden? Was Sie ein ernsthafter Mann sind! In welches Ansehn Sie sich bei unserem Geschlecht gesetzt haben! Zu einem andern Manne würde man vielleicht gesagt haben: es soll ihnen erlaubt sein, meine Hand zu küssen — und wäre recht stolz dabei gewesen. Aber bei Ihnen — — da kann nur der Mann danken. — —"

Diese Stelle ist offenbar darauf gemünzt, daß Gleim, nachdem er einmal mit seiner Verlobung so schlecht gefahren war, es sich feierlich gelobt hatte, niemals wieder dies Lotteriespiel versuchen zu wollen, in dem die Nieten so viel häufiger sind, als die Gewinne. Wenn Meta nun einem so unerschütterlichen Entschlusse gegenüber es auch aufgegeben hatte, Gleim zu einer Heirath überreden zu wollen, so mußte er doch einige Spitzen hinnehmen, die der Hagestolz mit eisenumpanzertem Herzen ihrer Meinung nach reichlich und aber reichlich verdient hatte.

Wie gern Klopstock sein süßes Weibchen stets an seiner Seite

hatte und ihr nur mit vielen Schwierigkeiten Urlaub ertheilte, um ihren Geschäften nachzugehen, ersehen wir daraus, daß er Meta fortwährend drängte, sie möge doch nun schließen, da der Brief schon lang genug sei. Sie sollte sich wieder an seine Seite setzen und gemüthlich mit ihm plaudern. Meta, als gehorsame Ehegattin, fügt sich dann diesem wiederholten Gebote Klopstock's und schließt ihren Brief an Gleim in frohester Laune folgendermaßen:

„Mein Mann hat schon zwanzig Mal gesagt: ich sollte doch verharren; heimlich verdrießt es ihn, daß ich so lange Briefe schreibe. Er hat mir wohl drum nicht ohne Ursach ein so kleines Papier gegeben. Nun, ich will ihn nicht weiter böse machen! verharre also

Clärchen Klopstock,
Herrn Fried. Klopstock's Secretair."

Der Aufenthalt in Quedlinburg war für Klopstock und Meta reich an Genüssen und sie schieden nur ungern von Aeltern und Freunden, um, nach kurzer Rast in Hamburg, sich nach Dänemark einzuschiffen. Der Abschied von ihrer Vaterstadt war für Meta, obgleich sie mit so unbegrenzter Liebe und so unbedingtem Vertrauen ihrem Klopstock folgte, dennoch überaus schmerzlich. Den 13. October riß sie sich aus den Armen ihrer Familie, um dem geliebten Manne über das Meer zu folgen. Zum Glück ging ihre erste Seereise, vor der sie sich sehr geängstigt hatte, ohne alle Fährlichkeiten vorüber, und in Dänemark kam man der Gattin des gefeierten Dichters in den vornehmen, wie den mittleren Gesellschaftskreisen mit der größten Herzlichkeit entgegen.

Das Klopstock'sche Ehepaar in Dänemark.

Klopstock und Meta wohnten nicht in Kopenhagen selbst, sondern in Lingbye, einem, anderthalb Meilen von der dänischen Hauptstadt entfernten, reizend gelegenen Flecken. Sie lebten hier still und eingezogen, aber glücklich, wie es uns armen Sterblichen nur selten vergönnt ist. Da Klopstock und Meta die Reize einer schönen Natur in ihrem ganzen Umfange zu würdigen wußten, so lockte sie Kopenhagen mit seinen Theatern und Gesellschaften nicht im Mindesten. Klopstock arbeitete in der ländlichen Einsamkeit sehr fleißig an seiner Messiade. Richtiger gesagt, müßte es eigentlich heißen, daß Klopstock und Meta an der Messiade arbeiteten, indem die liebende Gattin das, was dem Drucke übergeben werden sollte, zuvor in's Reine schrieb. Meta konnte Klopstock's Handschrift, die übrigens im Vergleich zu den unentzifferbaren der meisten Gelehrten und Dichter gar nicht so undeutlich war, am Besten lesen.

Beglückt in der Ehe, bekam Meta auch von ihrer Familie aus Hamburg stets günstige Nachrichten. Ihre Schwester Schmidt, die sich vor ihr verheirathet hatte, ward im Anfange des Jahres 1755 leicht und schnell von einem Sohne entbunden, durch welche Anzeige Meta überaus erfreut ward.

In dieser Zeit trug sich Klopstock mit dem Gedanken, Ge-

cretär bei der dänischen Gesandtschaft in London zu werden. Die englische Literatur war ihm durch Milton's herrlichen Epos schon frühzeitig die liebste nach der deutschen geworden, und die Vorstellung, mit Richardson und Young persönlich bekannt zu werden, hatte viel Reiz für ihn. Vielleicht ist es gut, daß seine Wünsche sich nicht verwirklichten, da seine Berufsgeschäfte als Gesandtschaftssecretär und der unruhige Aufenthalt in London ihm nicht gestattet haben würden, so fleißig an seiner Messiade zu arbeiten, wie er es in seiner dänischen Landeinsamkeit zu thun vermochte.

So ungern Klopstock sich auch seinem stillen Lingbye entriß, so konnte er es doch nicht vermeiden, von Zeit zu Zeit einmal in Kopenhagen erscheinen zu müssen. Meta war dann trostlos, wenn sie auf das Zusammensein mit dem geliebten Gatten für einige Tage zu verzichten sich genöthigt sah. Sie schlief nicht die Nächte und am Tage irrte sie ruhelos umher. Den 23. Mai 1755 schrieb sie ihm den ersten Brief; sonst waren sie seit dem 10. Juni 1754 niemals von einander getrennt gewesen. Es hat demnach für ein so überaus zärtliches Ehepaar gar nichts Auffallendes, daß sie, wenn auch nur für kurze Zeit und geringe Entfernung, dennoch jedesmal in tiefster Betrübniß von einander schieden. Meta begleitete Klopstock stets bis weit über Lingbye hinaus und konnte ihre Thränen beim Abschiede nicht zurückhalten. Klopstock selbst war immer tief bewegt und wäre gern wieder umgekehrt, wenn eben nicht zwingende Gründe seine Anwesenheit in Kopenhagen nothwendig gemacht hätten.

Den 10. Juni 1755, den Jahrestag ihrer Hochzeit, konnten Klopstock und Meta nicht, wie sie gewünscht hatten, ganz in der Einsamkeit zubringen. Es war nämlich eine größere Truppenmenge in einem Lager bei Kopenhagen zusammengezogen und das Klopstock'sche Ehepaar von einem ihnen bekannten jungen

Offizier, Hohorst mit Namen, gerade zu diesem Tage so dringend eingeladen worden, sich das bunte Kriegerleben einmal ansehen und in seinem Zelte ein Frühstück einnehmen zu wollen, daß sie es nicht hatten ablehnen können. Doch verweilten sie so kurze Zeit, wie es nur irgend geschehen konnte, ohne ihren Wirth zu beleidigen. Denn dieser Wirth war ein liebenswürdiger, geistreicher Mensch, und zu jeder andern Zeit, als an einem Erinnerungstage, den sie mit religiöser Weihe begehen wollten, würden Klopstock und Meta gewiß gern mit ihm zusammen gewesen sein. Der englische Dichter Young, den Hohorst während seines Aufenthaltes in England aufgesucht hatte, spricht sich in einem Briefe an Klopstock über den jungen Mann sehr günstig aus. Richardson nennt ihn „eben so fromm als brav." Hohorst diente später in dem Heere Friedrich's des Großen, nahm auf ehrenvolle Weise an einigen Schlachten des siebenjährigen Krieges Theil, erlag aber in der Blüthe der Jugend einem zehrenden Fieber. Wie Friedrich der Große mit seinen kriegerischen Leistungen überaus zufrieden war, geht deutlich daraus hervor, daß er ihm kurz vor seinem Tode eine Dragonercompagnie verlieh.

Klopstock und Meta blieben nun in dem Lager und in dem Hohenhorst'schen Zelte so kurze Zeit, wie es schicklicher Weise nur irgend anging. Dann aber eilten sie, beglückt, für den Rest des Tages durch keine gesellschaftlichen Verpflichtungen gefesselt zu sein, in ihre Einsamkeit nach Lingbye zurück. Sie verbrachten den Tag in Dankgebeten für das ihnen bescheerte reiche Glück und fast in jeder Stunde vergegenwärtigten sie sich, was zu derselben Zeit sich gerade vor einem Jahre zugetragen hatte. Des Morgens bei'm Erwachen waren Meta's erste Worte gewesen: „Heute vor einem Jahre, mein Klopstock." Und er mit frommem Aufblick zum Himmel, hatte geantwortet: „Gott sei Dank! Gott sei Dank!" Wohl hundert Mal im Laufe des Tages

wiederholte er diesen Ausruf. Aber er war auch reich an kosenden Worten für seine heißgeliebte Gattin. Bald nannte er sie: „Frau nach meinem Herzen! Beste Frau!“ dann wieder: „Einzige Meta! Du Engel! Du mein Herz und meine Seele!“ Meta bemerkt mit berechtigtem Stolze, wie ihr Klopstock dies nicht bloß im Laufe des ersten Jahrestages ihrer Hochzeit, sondern an jedem Tage des verflossenen Zeitraums gesagt habe. Bei ihrer tiefen Religiosität verfehlt sie nicht, ihre Mutter und Geschwister aufzufordern, mit ihr gemeinsam Gott für ihr reiches Glück zu danken. Sie ruft aus: „Ach, und das hat er schon ein ganzes Jahr gesagt. Ach, meine Schwester! Ach, meine Mutter! Ach, alle meine Lieben! Wie glücklich bin ich! Wie glücklich ist Eure Meta! Ein ganzes Jahr habe in nun schon meinen Klopstock! und weiß es, daß er der Mann ist, den ich mir von ihm vorstellte. Ihr Lieben vergeßt doch nicht, Gott immer für mich zu danken!“

Meta spricht sich auch sehr beglückt über die schöne Gegend aus, in der ihr zu wohnen vergönnt ist. Sie läßt es unentschieden, ob die Elbufer Hamburg's oder diejenige Gegend schöner sei, in der sie jetzt verweilt. Einen besondern Reiz für sie haben die vielen Hünengräber, die nach allen Richtungen hin Lingbye umgaben. Stets, wenn sie zwei Grabmäler dicht neben einander sieht, denkt sie, daß dort vielleicht ein Paar Eheleute schlummern, die sich sehr geliebt haben.

Mit jedem verrinnenden Tage ihres Ehestandes steigerte sich Klopstock's und Meta's Glück. Im August 1755 hatte Klopstock den zehnten Gesang seiner Messiade vollendet. Meta dankte Gott inbrünstig, daß er ihren geliebten Mann bis zur Hälfte seines großen Epos hatte gelangen lassen und sie flehte den Allmächtigen an, Klopstock auch Lebenskraft und Begeisterung zur Vollendung der noch übrigen Gesänge bescheeren zu wollen.

Klopstock ersetzte ihr Mutter, Schwester, Freundinnen vollständig. Damit ihre Schwester Dimpfel, der sie ein Gemälde ihres Glückes entwirft, den ganzen Umfang dieses Ausspruchs begreifen möge, bemerkt sie: „Fühlt nur eine jede Euren Werth (Ihr habt Ursache dazu) und denkt dann, was Klopstock ist."

Da Meta sich desto glücklicher fühlte, je mehr sie ihrem Klopstock zu Diensten sein konnte, so war es ihr überaus erfreulich, als er in den letzten Monaten des Jahres 1755 begann, ihr seine Messiade zu dictiren. Meta verfehlte nie, während ihr Mann dichtete, zu Gott zu beten, daß er Klopstock's Arbeit segnen möge, damit sie recht Vielen zu Erbauung gereiche. Klopstock selbst arbeitete meist mit Thränen in den Augen.

Klopstock und Meta besuchten, wie es von einem so frommen Ehepaar nicht anders zu erwarten war, die in ihrer Nähe liegenden Gotteshäuser sehr fleißig. Vor allem hatten die eindringlichen Predigten Cramer's, der auf Klopstock's Veranlassung nach Kopenhagen als Hofprediger berufen worden war, für sie große Anziehungskraft. Das furchtbare Erdbeben von Lissabon gab der geistlichen Beredtsamkeit Cramer's Stoff zu einer sehr ernsten, tief ergreifenden Predigt. Er erblickte in der gewaltigen Verwüstung eine Strafe für die, dem Mammonsdienste ergebene, in irdische Lüste versunkene, dem Himmel abgewandte Menschheit. Diese Predigt, nebst einer andern, die er über die Schwelgerei der Kopenhagener vornehmen und reichen Kreise gehalten hatte, wurde auf Befehl des Königs dem Druck übergeben.

Wie der zehnte Juni 1755 ein sehr wichtiger Tag für Klopstock und Meta gewesen war, weil sie an ihm die erste Jahresfeier ihrer Hochzeit begingen, so verlebten sie den 4. April 1756 gleichfalls in sehr gehobener Stimmung. War dies doch der Tag, wo sie sich vor fünf Jahren zum ersten Male sahen. Meta's beglücktes Herz drängte sie zu dem Ausrufe: „O, Gott

sei Dank, Gott sei Dank für dies Sehen! Wie sehr fühle ich's jede Stunde, daß Niemand als Klopstock der Meine hätte sein können. Wie zittere ich manchmal, wenn ich denke, daß es doch eine Möglichkeit hätte sein können, einen andern Mann zu kriegen. O, wie ist mein Klopstock so sehr für mich! und so sehr über mir, als ich haben will, daß es ein Mann sein soll, dessen Herz zugleich so vortrefflich ist, daß man sich ihm von allen Seiten ganz zeigt."

Der Wonnemonat des Jahres 1756 führte Meta wieder in die Arme ihrer Familie nach Hamburg. Drei Tage vor ihrer Abreise schrieb sie noch einige Zeilen an ihre Mutter, in denen sie sich über das Glück ausläßt, sich bald in ihre geliebte Arme werfen zu dürfen. Dieser Brief, ein schönes Denkmal ihrer töchterlichen Pietät, möge hier ganz unverkürzt seine Stelle finden. Meta schreibt:

„Liebste, liebste Mutter!

Wie könnte ich's lassen, nicht noch zu schreiben, ob's gleich so nahe ist, daß ich mich in Ihre mütterlichen Arme werfen und mit der inbrünstigsten Liebe einer Tochter um Ihren Segen bitten werde. Ich weiß wohl, daß ich ihn habe, beste Mutter, ich weiß es wohl, ich seh's an meiner zeitlichen Glückseligkeit, daß der Segen meiner Eltern auf mir ruht, meines lieben, nun schon so lange seligen Vaters und meiner liebsten, liebsten Mutter, die Gott ihren drei Töchtern und nun auch ihren drei Söhnen noch lange, lange lassen wird. Ach ja, auf daß Ihre Meta noch oft kommen und ihre Hände küssen möge! — Ich kann nichts mehr schreiben, ich bin zu bewegt. — Uebermorgen verreisen wir. Es ist schon Alles eingepackt, ich bin völlig reisefertig. Klopstock küßt Mama die Hände. O, wenn wir nur erst bei Ihnen wären."

Als Meta bei ihrer Abfahrt von Kopenhagen an die in Dänemark verlebte Zeit zurückdachte, so gestand sie sich mit inniger Dankbarkeit gegen Gott ein, wie ihre Tage voll heitern Friedens und warmen Sonnenscheins gewesen.

Ach! des Sonnenscheins giebt es so selten im Leben und Regen und Sturm sind die gewöhnlichen Begleiter der armen Menschenkinder.

Die Reise des Klopstock'schen Ehepaars von Kopenhagen nach Hamburg.

Früh am Morgen, den 11. Mai 1756, gingen Klopstock und Meta an Bord einer Jacht, die sie nach Lübeck bringen sollte, von wo sie sich in einem Miethswagen nach Hamburg zu begeben gedachten. Cramer, der treue Freund, begleitete sie an Bord. Klopstock ließ in der Kajüte eine Flasche schönen Weins auftragen und sie tranken gemeinsam auf eine glückliche Fahrt. Als Cramer wieder an's Land gegangen war, winkten sie sich noch mit den Schnupftüchern zu.

Da kein günstiger Wind wehen wollte, so mußten Klopstock und Meta längere Zeit auf der Kopenhagener Rhede liegen bleiben. Uebrigens hatten sie eine sehr lebensvolle und unterhaltende Scenerie vor ihren Augen. Im Hintergrunde die mächtige Stadt mit ihren schlanken Kirchthürmen und königlichen Bauten, auf der Rhede selbst aber ein Wald von Masten und vor allem das imposante Schauspiel von sieben Kriegsschiffen, die in stolzer Ruhe vor Anker lagen. Leider war die Luft nicht ganz hell, sondern es fielen von Zeit zu Zeit Regenschauer. Da der Kapitän einen Gewitterwind fürchtete, so blieb die Jacht, auf der Klopstock und Meta in das offene Meer hinaus steuern wollten, die Nacht vom elften auf den zwölften Mai auf der sichern Kopenhagener Rhede liegen. Die Kajüte, in der Klopstock und Meta die Nacht verbrachten, war etwas eng, aber beide Ehe-

gatten schliefen vortrefflich. Am Tage war Meta viel auf dem Verdeck umherspaziert, nachdem sie vorher mit der Emsigkeit und Geschicklichkeit einer guten Hausfrau die Kajüte für sich und ihren Eheherrn so wohnlich wie möglich eingerichtet hatte. Wenn sie unten war, las, schrieb oder strickte sie. Die scharfe Seeluft verschaffte ihr einen vortrefflichen Appetit. So lange sie nämlich still auf der Rhede lagen und das Schiff keinen Schwankungen ausgesetzt war, stellte sich die fatale Seekrankheit nicht ein.

Obgleich sie sich natürlich Beide sehr sehnten, daß der Wind ein Auslaufen der Jacht gestatten möge, so betrachteten sie sich doch mit dem lebhaftesten Interesse das wechselvolle Schauspiel vor ihren Augen. Fast ununterbrochen durchkreuzten Schaluppen die Fluth, indem sie entweder von den Kriegsschiffen kamen oder an sie anlegten. Nachdem im Laufe des Tags noch Klopstock's Schwager Rahn und sein Bruder August, der damals in Dänemark verweilte, an Bord gekommen waren, konnten sie endlich Nachmittags vier Uhr mit einem gelinden Nord-Nordwestwinde von der Rhede gehen und ins offene Meer hinaussteuern. Klopstock fuhr überaus vergnügt und munter fort, da er sehr über einen Matrosen hatte lachen müssen, der als Bootsführer seines Bruders und Schwagers eine Zeitlang an Bord zubrachte und mit dem er sich über die Gefahren der Reise nach Travemünde unterhielt. Der Matrose, der sich Wind und Wetter hatte um die Nase wehen lassen und oft von den Stürmen des Weltmeers bald in den Abgrund hinab-, bald in die Höhe hinaufgeschleudert worden, der Indien und die Antillen gesehen hatte, spottete über die Gefahren, die einem auf der Ostsee begegnen könnten und nannte die Klopstock'sche Seereise eine „Fahrt in der Gosse."

Bei sehr schönem Wetter liefen sie aus dem Hafen. Da wegen des ungünstigen Windes die meisten Fahrzeuge, die hin-

ausgewollt, hatten still liegen müssen, so war jetzt alles Leben und Bewegung. Dreizehn Schiffe segelten vor ihnen, drei hinter ihnen. Je weiter sie in's Meer hinauskamen, desto mehr regte sich ihr Appetit. Klopstock aß alle drei, vier Stunden einmal. Meta hielt sich den ersten Tag vortrefflich und bekam keine Seekrankheit. Klopstock war sehr beglückt über das gottesfürchtige Wesen der Matrosen. Der Kapitän hielt nämlich Morgens und Abends mit seiner Mannschaft voll Andacht eine Betstunde.

Am Morgen des dreizehnten Mai waren sie noch nicht weit vorgerückt. Gegen acht Uhr erblickten sie die weiße Anhöhe von Mön. Sie hatten von den 31 Meilen, die der Seeweg bis Lübeck betrug, erst neun zurückgelegt. Der Wind ward im Laufe des Tags sehr schwach und sie hatten den Strom fast gegen sich. Durch das starke Schwanken des Schiffes ward der Seekrankheit nicht wenig Vorschub geleistet. Meta, die sich am zwölften Mai so gut gehalten hatte, unterlag am dreizehnten. Sie mußte während des ganzen Tages das Bett hüten. Klopstock hatte auch einen kleinen Anfall, besiegte aber den bösen Feind glücklich, einzig wol durch sein richtiges Verhalten. Das schnelle Vorübergehen der Krankheit verdankte er nämlich seinem steten Verweilen auf dem Verdeck. Hier belustigte es ihn, den Schiffsjungen und den Schiffshund zu beobachten, zwischen denen er manche Aehnlichkeit entdeckte. Beide waren untersetzt und stark, beide getreu und aufmerksam gegen ihren Herrn, und beide höflich gegen die Mitreisenden. Der einzige Unterschied, den Klopstock zwischen Beiden entdeckte, war, daß der Hund bellte, wenn ein Schiff vorüberfuhr, und der Junge hell auflachte. Besonders vergnügte es Klopstock, Schiffsjungen und Schiffshund speisen zu sehen. Wenn alle Matrosen gegessen hatten, so durfte als letzter auch der Schiffsjunge mit seinem Löffel in den großen Kessel hineinlangen, der meist reines Haus machte.

Was er etwa übrig gelassen hatte, das machte der Hund vollends rein.

Am vierzehnten Mai, Morgens gegen acht Uhr, erblickten sie die Spitze von Burg auf Femern. Der Wind war sehr günstig, aber so stark, daß das Schiff oft auf die Seite zu liegen kam. Oft aber auch, wenn der Wind sie der deutschen Küste zutrieb, flog das Schiff wie ein Pfeil durch die Wellen.

Die Seekrankheit plagte Meta auch am vierzehnten Mai noch arg. Am dreizehnten hatte sie während des ganzen Tages keinen Bissen zu sich genommen und auch am vierzehnten vermochte sie nichts über die Lippen zu bringen.

Um halb elf Uhr am vierzehnten Mai sahen sie schon die holsteinische Küste und den Thurm von Neukirchen aus den Wellen emportauchen.

Mittags um zwei Uhr waren sie nur noch eine Seemeile von Travemünde entfernt. In den letzten Stunden hatten sie sehr starken Wind gehabt und das Schiff lag oft ganz auf der einen Seite. Der Kapitän hatte die Bitte Klopstock's berücksichtigt und von fünf Segeln drei herunternehmen lassen. Hierdurch ward das Schiff wieder in seine gerade Richtung gebracht, indeß die Vorwärtsbewegung bedeutend verringert.

Klopstock, der besonders seiner kranken Gattin wegen es sehnsüchtig wünschte, so schnell als möglich den Fuß an's Land zu setzen, ward durch den Anblick der von Travemünde kommenden Lootsen nicht wenig erfreut.

Unter innigen Dankgebeten gegen Gott betrat er mit seiner sehr bleichen und unsicher hin und her schwankenden Gattin den geliebten Boden des deutschen Vaterlandes, dessen würdigster Sohn er war.

Der Besuch des Klopstock'schen Ehepaares in Hamburg.

Klopstock verlebte mit seiner Meta einige sehr angenehme Monate in dem Moller'schen Familienkreise. Je genauer die Anverwandten Meta's Klopstock kennen lernten, desto mehr schätzten und liebten sie ihn. Sein bescheidenes, natürliches, heiteres Wesen gefiel allgemein. Die Hamburger, die früher gefürchtet hatten, man müsse sich in der Nähe einer solchen Berühmtheit gedrückt und verlegen fühlen, lernten ganz unbefangen mit Klopstock sprechen und äußerten unter sich, wie man es ihm gar nicht anmerke, daß er zu dem närrischen Volke der Dichter gehöre. Auch gab es ihm kein geringes Gewicht in ihren Augen, daß er bei dem Könige von Dänemark in so großer Gunst stand. Einmal findet man selten so starre Republikaner, daß der Umgang mit Königen oder deren Günstlingen nicht doch großen Reiz für sie hätte, und dann war Friedrich V. wegen seiner milden Gesinnung und seines väterlichen Regiments überall in Deutschland sehr beliebt, vorzüglich aber in den Provinzen, die zunächst an sein Reich grenzten. Gelangte doch zu diesen am schnellsten und am verbürgtsten die Kunde von all' den Wohlthaten, die er seinem Volke zu Theil werden ließ. Als deshalb der dänische König im Sommer des Jahres 1756, zu derselben Zeit,

wo Klopstock und Meta in Hamburg verweilten, die alte Hansestadt mit seinem Besuche erfreute, so ward er mit Ehrenbezeugungen und einer Begeisterung empfangen, wie sie in keinem, seiner Botmäßigkeit unterstehenden Orte hätte größer und feuriger sein können. Auch Christian VIII. wurde bei seinem Besuche in Hamburg, den er im Jahre 1844 machte, sehr glänzend aufgenommen, aber ihn empfing doch keine eigentliche Volksbegeisterung, sondern es waren nur große Schaaren Neugieriger aus allen Ständen zusammengeströmt, die das für Republikaner so seltene Schauspiel eines Monarchen genießen und sich zugleich die festlichen Veranstaltungen mitansehen wollten, die auf Befehl des Senats zum Empfange des königlichen Nachbarn getroffen waren. Als aber Friedrich V. in Hamburg erschien, so machte gleichsam das Volk den Wirth und empfing ihn überall mit den unverkennbarsten Zeichen von Hochachtung und Liebe. Der dänische König war, von seiner Garde umgeben, auf das Hamburger Gebiet gekommen, doch umwogten ihn bald so dichte Volksmassen, daß er von seiner kriegerischen Begleitung ganz getrennt ward. Indeß einem Könige, der ein so warmes Herz für die untern Schichten hatte, war die Nähe des Volkes durchaus nicht unangenehm. Sein Pferd stand oft still, weil es nicht weiter vorschreiten konnte. Der Läufer Friedrich's V., dem die hüteschwenkenden Matrosen und Handwerker beschwerlich fielen — gewöhnlich sind die Lakaien der Vornehmen viel stolzer, als die Vornehmen selbst — retirirte von Zeit zu Zeit unter den Hals des königlichen Rosses, indem er vorgab, daß die dichten Volksmassen ihn zu ersticken drohten. Der König dankte der ihm zujubelnden Menge stets mit abgenommenem Hute, und da die stürmischen Hoch's gar nicht aufhörten, so war er fast stets entblößten Hauptes. Selbst als ein Gewitter aufkam und starke Regenschauer herabfielen, unterließ es der leutselige König

doch nicht, stets durch das Verneigen seines entblößten Hauptes den ihm zujubelnden Republikanern für ihren herzlichen Empfang zu danken. Die Hamburger niederen Volksschichten brachten nicht viele Abwechselungen in ihre Zurufe, aber sie schrieen mit unermüdeter Kehle: „Vater! König! Vivat! Hurrah! Hoch!" Viele faßten seine Steigbügel und seine Füße an; wahrscheinlich wollten sie prüfen, ob ein König ebenso von Fleisch und Blut sei, wie die gewöhnlichen Menschenkinder. Wenn die Begleiter des Königs ein nach ihrer Ansicht so unehrbietiges Betasten der Majestät verhindern und die Volksmassen zurückdrängen wollten, so gebot Friedrich V. ihnen stets, sich jeglichen Einschreitens zu enthalten. Als der König über den Hamburger Berg nach Altona zurückkehrte, so rief ihm das ihn geleitende Volk voll Herzlichkeit nach: „Komm bald wieder, Vater!"

Natürlich that es dem Herzen Klopstock's ungemein wohl, den von ihm so geliebten und verehrten dänischen König in so überaus herzlicher Weise von dem Hamburger Volke aufgenommen zu sehen. Wie günstig er über den König urtheilte, davon zeugen mehrere Stellen in seinen Briefen. In seinem Schreiben an Fanny vom 11. Mai 1751 nennt er ihn „den besten und menschlichsten Mann in Dänemark." Auch in Briefen an Cramer und seine Aeltern spricht er mit der wärmsten Verehrung über Friedrich V.

Da Klopstock's und Meta's Gesundheit während ihres Aufenthaltes in Hamburg ganz vortrefflich war, und Alles in der Moller'schen Familie einen sehr wohlhabenden und gediegenen Zuschnitt hatte, auch dem berühmten Dichter von vielen Seiten zarte Aufmerksamkeiten erwiesen wurden, so verflossen ihnen Wochen und Monate, als ob es Tage wären. Das Klop-

stock'sche Ehepaar verweilte bis gegen Ende des Augustmonats in Hamburg, und diesmal schied Meta unter weniger Thränen von den Ihrigen, da die neue Heimath in Dänemark ihr bereits eine traute geworden war, wie sie sich nie eine bessere wünschte.

Die Rückreise des Klopstock'schen Ehepaares nach Dänemark.

In der Frühe eines schönen Augustmorgens waren Klopstock und Meta von Hamburg abgereist. Leider wurde ihnen der schöne Tag durch die abscheuliche Landstraße verdorben, die damals von Hamburg nach Lübeck führte. Klopstock behauptete, daß sie die schlechteste im heiligen römischen Reiche sei; doch hatte sie diesen Vortheil oder Nachtheil, sich in superlativischer Schlechtigkeit zu befinden, noch mit vielen andern gemein. Sie gebrauchten zur Fahrt von Hamburg nach Lübeck einen ganzen langen Tag. Erst gegen Abend rollten sie über das holperige Straßenpflaster der einst so mächtigen Hansestadt. Dort erwartete sie, einem gegebenen Auftrage gemäß, ein frischer Reisewagen. Sie packten schnell um und fuhren, nach eingenommener leiblicher Stärkung, sogleich weiter. Hatte Klopstock während des Tages viel Verdruß wegen der schlechten Landstraße gehabt, auf der er und Meta ganz unbarmherzig gerüttelt und geschüttelt wurden, so hatte er in der Nacht sich über seinen ungeschickten Fuhrmann zu ärgern, der ein Bauer aus der Umgegend Lübeck's war. Dieser muß es arg gemacht haben, da er den sanften und geduldigen Klopstock zu folgendem Ausrufe veranlaßt: „Wir hatten den dummsten Bauer zum Fuhrmann, der einen ehrlichen Mann fahren kann."

Sie verirrten sich im Walde. Der Bauer ward auf seinem Sattelpferde nach einer Gegend hingeschickt, von wo man Hundegebell vernommen hatte. Nach einer Viertelstunde kam er mit einer Frau zurück, die Klopstock und Meta mit der angenehmen Nachricht erfreute, daß sie sich auf dem rechten Wege befänden. Sie waren in der That nur zwei Kanonenschüsse von der Trave entfernt. Uebrigens währte es doch noch über zwei Stunden, bis der dumme Bauer Fährleute aufgetrieben hatte, die sie über die Trave setzten. Um drei Uhr Morgens langten sie in Travemünde an und zwei Stunden später segelten sie in's offene Meer hinaus. Da die See stark ging, so ward Meta sogleich seekrank.

Das Klopstock'sche Ehepaar hatte die Unannehmlichkeit, eine nicht große Kajüte mit fünf andern Personen theilen zu müssen. Da Klopstock sich von seiner Hinfahrt nach Hamburg besann, wie ihn das stete Verweilen in der frischen Luft vor der Seekrankheit glücklich bewahrt hatte, so befand er sich meist auf dem Verdecke. Bei'm Umherspähen nach allen Himmelsgegenden entdeckte er gegen zwölf Uhr ein aufsteigendes Gewitter. Er machte den Kapitän darauf aufmerksam, der es übrigens mit seinem wetterkundigen Auge schon längst bemerkt hatte. Der Kapitän befahl den Matrosen, die Segel einzuziehen; doch konnte dies nicht so schnell geschehen, daß nicht der Sturm zuvor losgebrochen wäre. Der Sturm kam mit aller Gewalt, und das Meer hatte ein schreckliches Aussehen. Klopstock stieg in die Kajüte hinab, um zu seiner Gattin einige beruhigende Worte zu sprechen. Indeß bedurfte Meta des Zuspruches nicht; ihr frommer gottvertrauender Sinn ließ sie im Sturme nicht verzagen. Da Klopstock seine Gattin so stark fand, stieg er wieder auf das Verdeck. Das Schiff schwankte dermaßen hin und her, daß Klopstock über Bord gefallen wäre, wenn er sich nicht an

einem Besanstau gehalten hätte. Das schreckliche, aber dabei so erhabene Schauspiel fesselte Klopstock's Aufmerksamkeit auf's Höchste. Sah er doch zum ersten Male einen solchen Sturm der Elemente. Niemals war ihm die Natur so großartig und der Mensch so klein erschienen. Er vergoß Freudethränen über die Allmacht Gottes. Er sang über die Wellen hinaus: „Herr des Meeres und der Winde." Dann trieb es ihn, laut und inbrünstig zu beten.

Zum Glück für die Seekranken unten in der Kajüte währte der Sturm nicht lange, sondern schlug in einen frisch und günstig wehenden Wind um. So kamen sie schnell vorwärts und die unangenehmen Schwankungen des Schiffes hörten fast gänzlich auf.

Klopstock stieg von Zeit zu Zeit in die Kajüte hinab, um sich nach dem Befinden seiner Gattin umzusehen, aber im Allgemeinen blieb er stets oben auf dem Verdeck. Als er Nachmittags bei'm Steuer saß, kam eine mächtige Woge über das Schiff gestürzt und machte ihn durch und durch naß. Wäre Meta oben gewesen, so hätte sie bei ihrer zärtlichen Sorge für die Gesundheit ihres Mannes mit Vorstellungen nicht nachgelassen, bis er sich umgekleidet gehabt. Doch jetzt, da Klopstock von keinem liebenden Auge bewacht ward, konnte er seinem Abhärtungssystem treu bleiben und zog keine trockenen Kleider an. Indeß, um nicht zum zweiten Male von einer Woge übergossen zu werden, verließ er die Steuerseite und setzte sich unter das Besanssegel. Doch auch hier blieb er nicht verschont.

An der Spitze von Falster, die von den Seeleuten „der grüne Sund" genannt wird, warfen sie gegen Abend unter dem Schutze einer kleinen, mit Wald bedeckten Anhöhe Anker. Da der Wind conträr ward, so mußten sie hier bis zum folgenden Nachmittage liegen bleiben. Matrosen wie Passagiere waren

gleich ungeduldig über diese Verzögerung der Fahrt. Als daher gegen Mittag der Wind etwas günstiger ward, so lichteten sie sofort die Anker. Kaum aber waren sie eine Viertelstunde in das offene Meer hinausgesegelt, so ward der Wind wieder ganz conträr. Sie mußten deshalb umkehren und an der früheren Stelle Anker werfen. Endlich, nachdem sie wieder einige Stunden hatten still liegen müssen, konnten sie auf's Neue mit günstigem Winde in die offene See hinaussteuern. Die Sonne brach durch die Wolken und die Luft ward so milde, daß Meta und sämmtliche Seekranke sich auf's Verdeck begeben konnten, wo ihr Zustand sich bald besserte. Bei dem günstigen Winde kamen sie schnell vorwärts und sahen noch vor Sonnenuntergang die Anhöhe von Mön vor sich. Diese schöne, fast ganz mit Waldungen bedeckte Anhöhe, die von den Strahlen der niedergehenden Sonne, die auf dem Kreidegrunde phantastische Reflexe bildeten, vergoldet ward, entzückte das Klopstock'sche Ehepaar. Abends zehn Uhr ankerten sie an einer, unfern Anmack gelegenen Anhöhe. Doch rasteten sie hier nicht lange, sondern schon gegen zwei Uhr Morgens segelten sie weiter. Sie begegneten im Morgengrauen einem großen englischen Schiffe. Die Mannschaften beider, an einander vorübersegelnden Schiffe riefen sich herzliche seemännische Grüße zu. Einige Stunden später fuhren sie an einem, vor Anker liegenden, dänischen Kriegsschiffe vorüber, das von Marokko kam. Die Matrosen der Fregatte begrüßten das Schiff, auf dem sich Klopstock befand, mit einem zehnmaligen Hurrah, gleichsam, als ob sie gewußt hätten, daß ein Dichterfürst an ihnen vorübersegelte. Das zehnmalige Hurrah von Seiten der Matrosen ist nämlich eine, fürstlichen Personen dargebrachte, Huldigung.

Während der ganzen Reise hatte Klopstock den köstlichsten Appetit und aß an jedem Tage nicht weniger, als sechsmal.

Um zehn desselben Morgens, wo die dänische Fregatte sie so sehr geehrt hatte, stiegen Klopstock und Meta gesund und munter an's Land. Sie begaben sich sogleich zu Klopstock's Schwager, dem Kaufmann Rahn, der ein Schweizer von Geburt war. Er hatte die älteste Schwester Klopstock's, Johanna, geheirathet und war ein tüchtiger Kaufmann und edler Mensch. Klopstock und Meta wurden von ihren Verwandten auf's Herzlichste bewillkommnet.

Nachdem sie einige Tage in Kopenhagen gerastet, begaben sie sich nach ihrem idyllischen Lingbye, in ihre traute Häuslichkeit.

Meta Klopstock in großer Bekümmerniß.

Der diesmalige Aufenthalt des Klopstock'schen Ehepaars in Dänemark war kein so freudenreicher und ungetrübter, wie der in den letzten verflossenen zwei Jahren. Zwar wohnte nach wie vor die trauteste Eintracht und innigste eheliche Liebe in ihrem Hause, aber äußere Ereignisse, trübe Nachrichten von den entfernten Verwandten, brachten Angst und Bekümmerniß in die sonst so glücklichen Räume. Vor allem ward Meta in der ersten Hälfte des Octobermonats durch sehr beunruhigende Nachrichten über Hamburg geschreckt. Sie hörte nämlich, die Elbe sei mächtig über ihre Ufer getreten, durch die Fleethe tief in die Stadt gedrungen und habe halb Hamburg weggeschwemmt. Da nun gerade an dem vorhergehenden Posttage keine Briefe aus Hamburg angelangt waren, obgleich Meta sehr darauf gerechnet hatte, und auch der Bote, der aus Kopenhagen mit der schrecklichen Nachricht nach Lingbye kam, in seinem Felleisen nicht die geringste Zeile für sie hatte, so war ihre Angst eine namenlose. Sie suchte nach allen möglichen Trostgründen in ihrer herzbeklemmenden Beängstigung. Die großen, starken Häuser, in denen ihre Verwandten wohnten, meinte sie, müßten dem Andrange der Fluth Widerstand leisten können und bei günstigem Winde werde ja die Elbe in ihre Ufer zurücktreten. Aber dann ward wieder

die Angst übermächtig, dann mußte sie sich, ruhelos durch die Zimmer ihres Hauses irrend, unaufhörlich die Worte des Boten wiederholen: „Halb Hamburg ist weggeschwemmt!“ Bei dem Gedanken, in welcher Noth und Gefahr sich ihre Lieben befinden möchten, stürzten Thränenströme über ihre Wangen. Zum Glück für sie fehlte ihr nicht die Zuflucht des Gebets. In ihrem einsamen Kämmerlein auf die Kniee sinkend, flehte sie inbrünstig zu Gott, seinen starken Schild über ihre Mutter, ihre gesammten Lieben und ihre theure Vaterstadt halten zu wollen. Sie würde gewiß nicht so namenlose Angst ausgestanden haben, wenn nicht Klopstock, gerade, als der Bote mit der verhängnißvollen Nachricht bei Meta anlangte, von Lingbye entfernt gewesen wäre. Wie es in solchen angstvollen Zuständen stets geht, fiel Meta von einer augenblicklichen Hoffnung in desto größere Niedergeschlagenheit zurück. Um sich aufzurichten, sagte sie sich aus ihrer Erfahrung, daß solche Unglücksfälle in der Ferne immer sehr vergrößert würden, dann aber wiederum verhehlte sie sich nicht, wie doch ein schrecklicher Zustand in Hamburg herrschen müsse, wenn keine einzige Post abgehen konnte. Der Bote hatte ihr nämlich mitgetheilt, daß die Post von Hamburg ganz ausgeblieben sei. In der Angst und Qual ihres Herzens ruft sie aus:

„Grausame Entfernung! — Ich kann den Gedanken nicht denken! — Ach, Ihr seid gewiß gerettet, Ihr seid alle gerettet! — — Ich kann nicht mehr schreiben, ich bin in einer solchen Bewegung! Ich will wieder beten und weinen, Das ist Alles, was ich kann. Und nun muß ich noch fünf Stunden warten, bis Klopstock mein beängstigtes Gemüth vielleicht etwas sanfter macht. — Gott sei mit Euch. Gott sei mit Euch Allen!“

Meta's qualvolle Unruhe minderte sich übrigens bedeutend, als Klopstock zurückkehrte und sie ihr beängstigtes Herz gegen

ihn ausschütten konnte. In seiner ruhigen, klaren und überzeugenden Weise setzte er seiner laut schluchzenden Gattin auseinander, wie für das Leben ihrer Verwandten nicht das Geringste zu fürchten sei. Meta, als sie ruhiger geworden, gestand sich ein, daß sie sich das selbst habe sagen können; aber sie bemerkt sehr richtig, daß, wenn man liebe, das Herz meist den Verstand nicht zum Sprechen kommen lasse. Wenigstens deute ich mir so zwei Gedankenstriche, die auf den unvollendeten Satz folgen: „aber, wenn man liebt — —"

Klopstock's aus reifer Erfahrung und ruhiger Erwägung hergenommenen Trostgründe erhielten durch Briefe, die bald darauf aus Hamburg anlangten, eine glänzende Bestätigung. Meta's Mutter und ihre sämmtlichen Verwandten waren vollkommen gesund und jammerten nur über das, ihrer Vaterstadt zugestoßene, Unglück, nicht über persönlich erlebtes Mißgeschick. Natürlich hatten sie die Tage, wo die Fluth immer höher stieg, in großer Angst zugebracht. Meta bemerkt in einem Briefe an ihre Schwestern, daß sie und Klopstock gerade an dem Donnerstag, wo die Gefahr in Hamburg den höchsten Grad erreicht habe, sehr vergnügt an ihre Lieben gedacht und keine Ahnung davon gehabt hätten, wie sie in diesem Augenblicke in großer Gefahr, mindestens in großer Angst, schwebten. Sie beklagt dann mit vollem Rechte „die Unwissenheit der Entfernung" und schreibt sehr sinnvoll: „Wie ich vergnügt war, da littet Ihr, und wie ich sorgte, da war't Ihr schon wieder froh — aber man muß den Gedanken nicht nachhängen; man würde sonst immer sorgen." Bei ihrer ernsten, zur innern Einkehr geneigten Natur ist es nicht zu verwundern, das sie sich seitdem ordentlich darauf übte, bei schlimmen Nachrichten nicht muthlos zusammenzubrechen. Wie einst die spätere Kaiserin Josephine, die damalige Vicomtesse von Beauharnais, als sie zur Zeit der Robespierre'schen Blut-

herrschaft mit vielen vornehmen und anmuthigen Frauen im Kerker schmachtete, aus Grundsatz am Abend niemals eher einschlief, als bis sie und ihre Leidensgefährtinnen sich nach gründlicher und gewissenhafter gegenseitiger Prüfung überzeugt hatten, daß keine von ihnen erblassen werde, wenn sie von dem Gefängnißwärter am folgenden Morgen frühzeitig geweckt würden, um den verhängnißvollen Karren zu besteigen, so auch ließ Meta das Schrecklichste und sie am Tiefsten Verwundende an ihrem geistigen Auge vorüberziehen, damit, wenn eine furchtbare Wirklichkeit die Phantome ihrer einsamen Stunden in's Leben riefe, sie wie eine Christin und Heldin dem entsetzlichen Momente in's Antlitz blicke. Sie bereitete sich in solchen einsamen Stunden auf Hamburg's Unglück vor, auf den Verlust ihrer dortigen Lieben und auf das Schrecklichste, was sie betreffen konnte, auf den Tod ihres Klopstock.

Es war gewiß gut, daß, da durch die über Hamburg hereingebrochene Katastrophe Meta's Sinn meist auf tragische Gegenstände gerichtet ward, die Umstände es so fügten, daß sie Lingbye verlassen und nach Kopenhagen hineinziehen mußte. In dem Geräusche der großen Stadt und den täglichen Abwechselungen des dortigen Lebens konnte sie nicht so fortwährend ihren melancholischen Gedanken nachhängen. Es war ja kein unmittelbares Unglück, was sie betroffen hatte; aber die über Hamburg hereingebrochene Sturmfluth und der Gedanke, was ihren Lieben hätte begegnen können, richtete ihren Sinn unwillkürlich stets auf das Vergängliche des irdischen Glücks. Bei einem so tiefinnerlichen religiösen Gemüthe wurden derartige Gedanken, wenn auch durch die gesellschaftlichen Zerstreuungen der großen Stadt für einen Augenblick zum Schweigen gebracht, doch nicht in ihrer Intensität geschwächt, oder gar in den Hintergrund der Seele zurückgedrängt. Ihr Herz zitterte häufig in ängstlichen

Vibrationen vor dem Unglücke, das in einer näheren oder ferneren Zukunft über sie hereinbrechen könne.

Und es war gut, daß sie ihre Seele gegen etwaige bevorstehende Unglücksfälle zu stärken suchte, denn, wenn sie im Octobermonate gezittert hatte für ihre Lieben in Hamburg, so wandte sie schon im November ihre thränenumflorten Augen nach Quedlinburg, wo der Todesengel das Haupt der Klopstock'schen Familie mit seinem Palmenzweige berührt hatte.

Der Tod von Klopstock's Vater.

Schon im Sommer des Jahres 1756 hatte Klopstock's Vater einen bedenklichen Krankheitsanfall gehabt, und wenn auch der lebensgefährliche Zustand damals noch durch die Kunst der Aerzte, und weil noch hinlängliche reagirende Lebenskraft vorhanden war, gehoben ward, so konnte der alte Herr seit dem Augenblicke doch nie wieder recht zu Kräften kommen. Als aber die kalten Herbstwinde über die Stoppeln der Felder bliesen und die Blätter von den Bäumen fielen, sank auch der Greis auf sein kaum verlassenes Schmerzenslager zurück, von dem er nicht wieder erstehen sollte. Klopstock's Mutter, die durch viele Krankenpflege einen geschärften Blick hatte, verhehlte sich den harten Schlag nicht, der sie in Bälde treffen mußte, und sie suchte ihren entfernten Sohn auf den ihm drohenden Verlust vorzubereiten. Als nun durch einen Blutsturz der gefährliche Zustand ihres Gatten sich noch bedeutend verschlimmert hatte, so hielt sie es für unrecht, ihrem Sohn nicht die volle Wahrheit zu sagen. Indeß der mütterliche Brief erreichte nicht ganz das, was er bezweckte. Zwar hatte Klopstock mit dem schmerzlichen Zustande seines Vaters das tiefste und innigste Mitleid, aber er wollte sich durchaus nicht eingestehen, daß die Krankheit einen schlimmen Ausgang nehmen könne. Er tröstete sich damit, daß ein Blutsturz bei

einem Greise lange nicht so gefährlich sei, wie bei einem Mann von jüngeren Jahren.

Klopstock schrieb seinem Vater einen langen Brief, durch den er ihn aufzuheitern und aufzurichten strebte. Er theilte ihm mit, welche literarische Arbeiten ihn gerade damals hauptsächtlich beschäftigten. Unter Anderem erwähnt er, wie er sein Trauerspiel, Adam, auf's Neue durchgesehen habe und wie er zugleich mit diesem einige kleine prosaische Stücke drucken zu lassen beabsichtige. Ferner habe er angefangen, Lieder für den öffentlichen Gottesdienst zu dichten. Dies halte er für seinen zweiten Beruf. Hiermit ist offenbar gemeint, daß der Hauptzweck seines Lebens sei, den Messias zu besingen, daß aber als nächst wichtige Aufgabe die Mahnung an ihn ergehe, Lieder für den öffentlichen Gottesdienst zu dichten. Gewiß würde der fromme und gläubige Vater Klopstock's über diesen Brief, wenn er ihn noch gelesen hätte, eine innige Freude gehabt haben, da ihm ein so dem Höchsten zugewandtes Streben seines Sohnes mit Recht als ein schönes und würdiges vorkommen mußte. Wir, denen diese Kirchenlieder Klopstock's, an denen er damals arbeitete, gesammelt vorliegen, wir müssen eingestehen, daß er seine Aufgabe verfehlte, und daß, außer der edlen Absicht, nicht viel daran zu loben ist. Wie für Klopstock das Ueberschwellen seines Gefühls das Bedenkliche war, das ihm eigentlich so selten gestattete, etwas von ihm Losgelöstes, rein Plastisches, völlig Objectives zu geben, so spielt auch in seinen Kirchenliedern seine Subjectivität eine viel zu große Rolle, während das allgemeine evangelische Bewußtsein nur spärlich zum Ausdruck gelangt. Doch liegt uns eine kritische Beurtheilung der Klopstock'schen dichterischen Schöpfungen hier sehr fern. Wir wollen, so weit es unsere Kräfte gestatten, ihn und seine Meta in lebensvollen Bildern vorführen und weit mehr zur Farbe greifen als zum Secirmesser. Doch dürfen wir

nicht verfehlen, da, wo die Umstände es so fügen, der dichterischen Schöpfungen unsers Klopstock zu gedenken, und wir ergreifen sogar bereitwillig jede sich darbietende Gelegenheit, um zu zeigen, daß unsere Verehrung für den Sänger der Messiade uns keineswegs blind macht, sondern daß wir nicht anstehen, zuzugeben, wie er sich an Aufgaben wagte, für die seine Individualität nicht geschaffen war. Lessing urtheilt über Klopstock's geistliche Lieder:

„Sie sind so voller Empfindung, daß man oft gar nichts dabei empfindet."

Meta, die jedes Leid, das ihren Gatten zunächst anging, womöglich noch tiefer empfand, als wenn es sie direct betroffen hätte, ward durch die beunruhigenden Nachrichten über den Zustand ihres Schwiegervaters in große Bekümmerniß versetzt. Denn, mochte Klopstock sich auch noch so sehr gegen den Gedanken sträuben, sein Vater könne ihm entrissen werden, so war er bei seiner tiefempfindenden Natur doch äußerst niedergeschlagen darüber, daß sein geliebter Erzeuger so schwer leiden mußte. Wenn er im verflossenen Monate hatte Meta trösten müssen, als die verhängnißvollen Nachrichten von der Ueberschwemmung Hamburg's nach Lingbye gelangten, so erstattete seine Gattin den ihr damals gespendeten Trost jetzt mit Wucher zurück. Meta's zartes und inniges Empfinden, von dem wir schon mehrfache Proben gaben, tritt auch in der Nachschrift zu Tage, die sie dem Briefe ihres Mannes anfügte und die so lautet:

„Die Nachricht von Ihrer Krankheit, liebster, liebster Herr Papa! hat mich gewiß eben so sehr gerührt, als Ihre leiblichen Kinder. Gott wird Sie uns Allen wieder schenken, Sie, mein liebster, bester, einziger Vater! denn ich habe schon lange keinen leiblichen mehr. Gott wird das Gebet, das inbrünstige Gebet

und die aufrichtigen Thränen aller Ihrer Kinder erhören, wenn es seiner Liebe und seiner Weisheit gefällt!

Ach! ich leide doppelt; für den Theil, den ich daran nehme, und für meinen lieben Mann. So habe ich Klopstock noch nicht gesehen, als nach dem gestrigen Briefe! — Gott stehe auch Ihnen Allen bei in Ihrer jetzigen Betrübniß, meine liebe Mutter, Schwestern und Brüder."

Indeß starb der Vater Klopstock's, bevor dieser, von so tiefer kindlicher Liebe zeugende Brief in seine Hand gelangen konnte. Klopstock's Mutter, um für ihren entfernten Sohn den Schlag weniger hart zu machen, hatte an Meta's Verwandte nach Hamburg schreiben lassen, damit diese in ihren Briefen auf die bevorstehende Trauerbotschaft hinweisen möchten. Der uns wohlbekannten Schwester Meta's, der Schmidtin, fiel die schwierige Aufgabe zu, auf den gehabten tiefschmerzlichen Verlust vorzubereiten. Obgleich nun der Tod noch nicht direct zugestanden war, so errieth doch Meta's ahnendes Gemüth aus den Zeilen der Schwester sofort, daß ihr Klopstock keinen Vater mehr habe. Meta traf diese Trauerbotschaft, als sie geistig gerade ganz besonders gestärkt war. Sie hatte nämlich wenige Stunden zuvor communicirt. Aber, wenn auch nicht niedergebeugt, war sie doch auf's Tiefste und Schmerzlichste ergriffen. Mit den hellen und sonnigen Tagen ihres früheren Aufenthalts in Dänemark schien es vorbei zu sein. Es war die erste Todesnachricht, die sie in der Entfernung traf. Vermöge der selbstquälerischen Natur, die tief empfindenden Menschen meist eigenthümlich zu sein pflegt, malte sie sich jetzt alle Verlüste aus, die ihr während ihres Erdenwallens noch bevorständen. Sie erbebte im tiefsten Innern, wenn sie daran dachte, daß sie ihre Mutter verlieren könne; ein Todesschrei drängte sich über ihre Lippen, als sie in einer leb-

haften Vision ihren Gatten kalt und leblos neben sich ausgestreckt sah. In ihrer Todesangst enteilte sie ihrem Zimmer, um durch andere Gegenstände ihrem folternden Gedankengange entrissen zu werden. Aber, da erscholl es plötzlich mit Prophetenton in ihrem Innern, daß sie die erste sein werde, die ihrem Schwiegervater in die Ewigkeit folgen solle. „Herr, wie Du willst!" sprach sie mit frommer Ergebung, ihre Hände falteten sich und ihr seelenvolles Auge blickte getrost zum Himmel.

Was Meta nach dem Briefe ihrer Schwester als gewiß vorausgesetzt hatte, bestätigte ein aus Quedlinburg ankommender Brief, den Klopstock zwar nicht direct empfing, dessen Inhalt ihm aber durch Cramer mitgetheilt ward. Gisele hatte nämlich im Auftrage von Klopstock's Mutter die Anzeige von dem Tode ihres Mannes dem, wie wir wissen, als Hofprediger in Kopenhagen wohnenden Cramer machen müssen, damit er sie zugleich mit dem Troste der Religion ihrem geliebten ältesten Sohne übermittele. Klopstock ward auf's Tiefste durch den Tod des verehrten Vaters erschüttert, aber er ertrug seinen Verlust, wie ein Christ. Er weinte, betete still und vergegenwärtigte sich die Gestalt des theuren Entschlafenen. Als aber sein thränenumflorter Blick auf seine vielgeliebte Meta fiel, die sich an's Fenster gesetzt hatte und mit unendlicher Sorge, indeß so, daß er es nicht bemerken sollte, nach ihm herüberspähte, da stand er schnell auf, umarmte sein herrliches Weib voll Inbrunst und sprach mit gerührtem Aufblick nach oben: „Ich habe Dich noch."

Der Trostbrief, den Klopstock an seine Mutter schreibt, ist eines so erhabenen Geistes und gläubigen Herzens durchaus würdig. Unter Anderem äußert er:

„Ich will unsre Wunde nicht weiter aufreißen. Unser Gott hat es so gewollt. Sein Name sei gelobt, daß er unserm theuren Vater ein so schönes Ende gegeben hat! Er

ist nun viel glückseliger, als wir! — Der Name des Herrn sei gelobt."

Er bittet seine Mutter dann, sobald ihr Gemüthszustand es ihr erlaube, ihm genaue Nachrichten über die letzten Tage seines theuren, seligen Vaters zugehen zu lassen und ihm namentlich alle Einzelnheiten über den Tod desselben mitzutheilen. Auch seine jüngeren Geschwister sollen ihm sämmtlich die letzten Augenblick ihres Vaters schildern. Klopstock äußert,* daß er nichts heilsamer halte, als öftere Todesbetrachtungen. „Ich hoffe zu Gott", schreibt er, „daß wir so leben werden, daß der Segen seines Gebets auf uns ruhen wird." Meta's Beileid findet sich in einer kurzen, aber vielsagenden Nachschrift, die diesem Briefe angehängt ist. So wenige Worte dieselbe auch enthält, so beredt drücken sie doch den tiefen Schmerz aus, den sie über den Tod ihres Schwiegervaters empfindet. Ihre Worte lauten:

„Ich kann Ihnen also nur sagen, daß ich den Verlust eines leiblichen Vaters noch einmal fühle. Gott erhalte sie Alle!"

In einem Briefe vom ersten Weihnachtstage des Jahres 1756 dankt Klopstock seiner Mutter, daß sie seine Bitte erfüllt und ihm eine umständliche Beschreibung von dem Tode seines seligen Vaters gegeben habe. Von seiner tiefempfindenden Natur zeugt folgende Stelle:

„Ich weiß nicht, ob ich es würde ausgehalten haben, wenn ich bei seinem Ende zugegen gewesen wäre; allein, wenn ich bei ihm hätte bleiben können, so würde ich dadurch viel gelernt haben."

Zu seinem schmerzlichsten Bedauern sah sich Klopstock außer Stande, etwas zu der Erziehung seiner jüngeren Geschwister beitragen und seiner Mutter ihre schweren Sorgen erleichtern zu können. Weder die Pension des dänischen Königs, noch das

Honorar der Buchhändler war so beträchtlich, um ihn sich eines sorgenfreien Lebens erfreuen zu lassen. „Ich bin selbst in beschränkten Umständen," äußert er in dem Briefe an seine Mutter.

Es wäre aber wol gut gewesen, wenn unser Dichter seine Mutter zu unterstützen vermocht hätte, denn der thränenumflorte Blick der Wittwe fiel auf noch viele unversorgte Kinder. Die Ehe der Aeltern Klopstock's war nämlich eine mit Nachkommenschaft reichgesegnete. Klopstock's Mutter hatte ihrem Gatten fünf Söhne und fünf Töchter geboren. In dem ersten Jahrzehnd ihrer Ehe war dieser Kindersegen ein hochwillkommener, da Klopstock's Vater sich eines beträchtlichen Vermögens erfreute. Später aber verschlechterten sich seine Umstände. Der pietätsvolle Sohn behauptete, dies sei „ohne sein Verschulden" geschehen; die strengrichtende Welt klagte aber den Vater Klopstock's an, er habe sich durch seine Prozessirsucht um das Seinige gebracht.

Wenn wir uns jetzt kurz das Bild von Klopstock's Vater vergegenwärtigen, so geschieht dies nicht bloß, weil er einem so berühmten Sohne das Leben schenkte, sondern auch, weil er ein sehr braver, charactervoller, wenngleich etwas barocker Mann war. Es sind uns einige Briefe von ihm erhalten, in denen eine Originalität aus jeder Zeile hervortritt. Sogar hat er einmal Verse gemacht, und zwar recht launige. Er tadelte es nämlich, daß sein Sohn so spät sich schlafen legte, während er nach der Gewohnheit der ehrbaren Kleinstädter des vorigen Jahrhunderts mit dem Glockenschlage zehn in's Bett zu steigen pflegte. Die etwas sonderbar klingenden Verse in Bezug auf das zu späte Schlafengehen unsers Dichters lauten, wie folgt:

„Sohn Klopstock nimmt zu spät die Ruh';
Kein kleiner Narr ist Das.
Zu spät schließt er die Augen zu,
Zu früh beißt er in's Gras."

Daß, bei der großen Autorität, deren sich die Aeltern im vorigen Jahrhunderte gegenüber ihren Kindern erfreuten, er auch in die Angelegenheiten seines berühmten Sohnes miteinzusprechen gewohnt war, ersehen wir aus einigen Zeilen, die ebenso seltsam sind, wie der ganze Mann. Sie sind einem kurzen Briefe seines Sohnes hinzugefügt, den dieser an Gleim geschrieben hatte, um ihm seine Rückkehr aus der Schweiz anzuzeigen. Klopstock, der Sohn, hatte sich kurz so gefaßt:

„Guten Morgen, liebster Gleim! — Hier bin ich. Kommen Sie ja bald zu mir, zu Ihrem Klopstock! —"

Klopstock, der Vater, hatte hinzugefügt:

„O des Laconismi! — Allein so geht's, wenn Kinder ihren Eltern nicht folgen wollen und res actas agiren."

Klopstock's Vater war eine so eigenartig angelegte Persönlichkeit, daß wir in unserm, alles Originale verwischenden und jede Besonderheit austilgenden Zeitalter kaum einer solchen nur sich selbst ähnlichen Persönlichkeit noch begegnen möchten. Wie Luther, glaubte Klopstock's Vater an Erscheinungen des Teufels und stritt oft in der Nacht mit dem bösen Feinde. Uebrigens war er durch und durch ein deutscher Mann und Klopstock hat ihm in Bezug auf seine „Deutschheit" vieles zu verdanken. Seine Kinder mußten sich früh abhärten und auf alle nur denkbare Weise den Körper üben: rennen, klettern, springen, reiten, schwimmen, Schlittschuhlaufen. Daß er sich so bereitwillig zeigte, seinen ältesten Sohn Friedrich auf die Fürstenschule der Pforte zu bringen, obgleich er damals schon in beschränkten Umständen lebte, erklärt sich leicht daraus, daß er sehr auf eine gelehrte Ausbildung seiner Kinder bedacht war, da er selbst den Anspruch erhob, ein Gelehrter zu sein. Wie er für die körperliche Abhärtung seiner Kinder sorgte, so nahm er auch ihre Seele in liebendste Obhut. Die fromme Gläubigkeit verdankt der Messiasdichter

zunächst seinem strengchristlichen Vater und seiner tiefreligiösen Mutter, Anna Maria, geb. Schmidt. Als Klopstock seinem Vater später anzeigte, daß er sich mit einer liebenswürdigen Hamburger Jungfrau verlobt habe, so war die erste Frage in dem Antwortschreiben, ob die Religion die Hauptglückseligkeit seiner Braut wäre. Daß Klopstock's Vater übrigens mannigfache Enttäuschungen während seines Erdenwallens erfahren hatte, wie dieß ja das Loos aller Sterblichen ist, bekundet folgende Stelle eines seiner Briefe an Gleim:

„Die irdische Glückseligkeit ist ohnedem ein Widerspruch. Sie gehört mit nichten in das rauhe Klima dieses Lebens.“

Wie der alte Herr äußerst kräftig und derb (auch dies ist eine Aehnlichkeit mit Luther, außer den leibhaftigen Teufelserscheinungen) sich auszudrücken vermochte, wenn es galt, Widersacher zu Boden zu schlagen, sehen wir aus dem Anfange eines langen Briefes an Gleim, wo er sich sehr erbittert über die Feinde der Messiade also ausläßt:

„Hätte ich Pferde zur Hand, so wär' ich schon heute bei Ihnen, um gleich Mund gegen Mund zu bekennen, daß unsre Gedanken in Ansehung der gottlosen Feinde von der Messiade durchaus sympathetisch sind, und daß ich sie schon lange auf der Seite, auf der falschen Seite der Menschen ohne Gott, deren tückisches Herz der Schwindelgeist, deren gaukelnde Phantasie der Oberdummelkopf eingenommen und beherrscht, gefaßt und betrachtet habe. Dieses ist der rechte Grund, worauf ihre Bosheit mit ernsthaften, festen und gesicherten Waffen der Theologie, Moral, Historie u. s. w. von vorn, geradezu, en front angegriffen und mit mannhaften Schritten niedergelegt und, allen Rechtschaffenen zum edlen Hohngelächter, entblößet werden muß. Diese Wahrheit ist mir schon lange mit starker Ueberzeugung zum Antriebe geworden, selbst den Angriff zu unternehmen und der

klugen — und Narrenwelt öffentlich vor Augen zu legen: diese Spötter sind nicht Christen; Sauigel ohne Religion sind sie, die von Ungeziefer im Finstern leben."

Man erkennt hieraus, wie wir mit jedem Jahrhunderte zahmer im Ausdruck geworden sind. Die Briefe Luther's an den König Heinrich VIII. von England und einige andere ihm mißliebige hohe Persönlichkeiten, sind von einer Derbheit, daß man sie gelesen haben muß, um überhaupt daran zu glauben; im siebzehnten Jahrhundert rügten die Prediger das wollüstige Leben der Großen in der kräftigsten, unverblümtesten Weise; im achtzehnten Jahrhundert schreibt Klopstock's Vater von „Sauigel" und in unserm Zeitalter finden wir den Ausdruck schon sehr gewagt, wenn der Professor Leo in Halle, der protestantische Louis Veuillot, seine Feinde als „scrophulöses Gesindel" bezeichnet.

Wenn wir die einzelnen gegebenen Züge zu einem Gesammtbilde vereinigen, so war Klopstock's Vater ein ächt deutscher und christlicher Mann, mit etwas barocken Ansichten und noch barokkerer Ausdrucksweise. Er verdiente es entschieden, hier weitläuftiger besprochen zu werden, da er in seinen berühmten Sohn die Keime zu seiner Deutschheit und Religiosität senkte und liebend groß zog.

So beschloß bei Klopstock dem Vater ein schöner Tod ein würdiges Leben, und die Thränen, die ihm seine Gattin und Kinder nachweinten, waren ein wohlverdienter Thau, wodurch das Grün seines Grabhügels frisch und hoffnungsverheißend emporsproßte.

Meta's Briefwechsel mit Richardson.

Wer die Literatur des achtzehnten Jahrhunderts auch nur oberflächlich kennt, wird wissen, welcher Beliebtheit sich damals die Romane Richardson's erfreuten. Auch Meta hatte sie, und zwar im Original, gelesen. Sie war über so viele zarte und schöne Gedanken, die in denselben ausgesprochen sind, sowie über die einzelnen Charaktere und die ganze Anlage entzückt und hegte keinen dringenderen Wunsch, als mit dem Verfasser der Geschichte von „Miss Clarissa Harlowe" in einen Briefwechsel zu treten. Der Name des berühmten Mannes, den sie trug, verlieh ihr jetzt den Muth, ihrem lange gehegten Wunsche Folge zu geben. Da Klopstock und Young mit einander correspondirten, so benutzte sie die Gelegenheit, als ihr Mann einen Brief an den Verfasser der „Nachtgedanken" absandte, auch einige Zeilen an Richardson gelangen zu lassen. Einfach und ungekünstelt, wie ihre Individualität war, schrieb Meta an den ihr persönlich ganz unbekannten Richardson. Sie sagte ihm, wie sie nach Lesung seiner Clarissa sogleich den dringenden Wunsch gehabt, ihm schreiben zu dürfen, um ihn zu bitten, auch das Bild einer männlichen Clarissa zeichnen zu wollen. Damals habe ihr aber der Muth dazu gefehlt, der ihr indeß gekommen sei, seitdem sie die Gattin Klopstock's geworden. Inzwischen, bemerkt sie, habe

Richardson auch ohne ihre Bitte die männliche Clarissa geschrieben, und zwar zur dankbarsten Freude seiner glücklichen Leser. „Nun können Sie nichts mehr schreiben," äußert sie voll Enthusiasmus, „es müßte denn die Geschichte eines Engels sein." Meta gedenkt in diesem ersten Briefe an Richardson auch des ihnen Beiden bekannten oder vielmehr bekannt gewesenen Offiziers Hohorst. Die geehrten Leser werden sich entsinnen, wie wir dem Namen „Hohorst" schon einmal begegneten, und zwar in einem Lager bei Kopenhagen, wo Klopstock und Meta von ihm zu einem Gabelfrühstück eingeladen waren. Nachdem Meta über den Tod Hohorst's berichtet, sendet sie den Töchtern Richardson's viele Grüße und schwesterliche Küsse. Besonders zärtliche Gefühle, bekennt sie für Martha zu hegen, da sie, wie der Vater, schreiben sollte. Falls sich dies so verhalte, meint Meta, müsse sie sich ein Gewissen daraus machen, ihre Schriften nicht drucken zu lassen. Zu unserer Beruhigung fügt die so verständige Meta hinzu, daß Frauenzimmer allerdings nur dann ein Recht hätten, ihre Werke drucken zu lassen, wenn sie, wie die Rowe, schreiben.*) Meta schließt mit der Anfrage, ob Richardson ihr gestatten werde, ihm einen zweiten Brief senden zu dürfen.

Berühmte Männer sind, weil sie meist sehr wenig Zeit haben, in Bezug auf Beantwortung von Briefen gewöhnlich sehr nachlässig. Doch dieser Brief Meta's hatte Richardson zu angenehm berührt, als daß er mit einer Antwort lange hätte zögern sollen. Meta's Brief, den er in dem ersten Drittheil des De-

---

*) Die englische Dichterin Rowe, eine geborene Singer, deren Namen jetzt in Deutschland nur sehr Wenige kennen möchten, erfreute sich vor hundert Jahren einer großen Beliebtheit. Gedichte an ihren Mann, die von entschiedenem Talente zeugen, und ein Heldengedicht, „Joseph" betitelt, verschafften ihr in England die weiteste Anerkennung und bahnten ihr den Weg in das Herz des Continents.

cembermonats empfangen hatte, beantwortete er noch vor Weihnachten, und zwar in überaus herzlicher Weise.

Wenn Richardson in seinem Antwortschreiben bemerkt: „Ich wünsche Ihrem theuren Herrn Klopstock Glück zu der Erwerbung eines so kostbaren Schatzes, der ihm in einem solchen Weibe zu Theil geworden ist,“ so erscheint uns, die wir Meta's vortreffliche Eigenschaften kennen zu lernen Gelegenheit hatten, dieser Passus durchaus nicht als eine Schmeichelei, sondern als die natürliche Erwähnung einer vorhandenen Thatsache. Wie sehr Richardson Meta aus ihrem Briefe hatte schätzen lernen, ersehen wir aus der Stelle, wo er „eine kurze Geschichte ihrer Neigungen, Beschäftigungen und Verbindungen“ erbittet. Es geschieht dies mit der Zartheit, wie sie dichterischen Gemüthern eigenthümlich zu sein pflegt. „Unterrichten Sie mich von allen Umständen,“ schreibt er, „die ein Verwandter von seinen theuren Hamburger Verwandten nur wünschen kann.“ Richardson erwähnt ferner, wie Young seit zwei bis drei Monaten sehr gekränkelt und einige Wochen zur Wiederherstellung seiner Gesundheit in Bath zugebracht habe. Daß er nicht gleichgültig gegen das Lob einer so klugen Dame, wie Meta, war, bezeugt sein Dank, den er ihr wegen ihrer günstigen Beurtheilung seiner „Clarissa“ und seines „Grandison“ ausspricht. Den schwesterlichen Kuß, den Meta den Töchtern Richardson's gesandt hatte, erwiedern diese, wie ihr Vater sich ausdrückt, „mit der liebevollsten Hochachtung“. Seine Tochter Martha denke in Bezug auf die Schriftstellerei der Damen ganz so, wie Meta. Möchte doch diese Ansicht von den Blaustrümpfen der Jetztzeit getheilt werden!

Meta erfüllte sehr gern den Wunsch Richardson's, von sich und ihrer Situation eine ausführliche Schilderung zu geben. Diese Schilderung ist in sehr geistreicher und anmuthiger Weise abgefaßt. Unter Anderem schreibt sie:

„Sie wollen Alles wissen, was mich betrifft. Liebe ist es, nichts als Liebe und auch diese nur soll der Inhalt meines Briefes sein.“

Und sie bleibt ihrem Vorsatze treu. Sie beschreibt in ihrem Briefe auf's Genaueste, wie sie Klopstock zuerst sah, wie sich die Liebe allmälig in ihr Herz einschlich, und wie das gegenseitige Eingeständniß sie Beide mit Götterwonne erfüllte. Sie erzählt dann, wie es in einigen Monaten vier Jahre seien, daß sie geheirathet habe, und sie liebe Klopstock so, als ob er noch ihr Bräutigam wäre.

Richardson, der für zarte Empfindungen der Seele ein so feines Verständniß hatte, dankt Meta auf's Wärmste für die Schilderung ihres Liebeslebens. Auch bekennt er, wie ihn Meta's Aeußerung sehr beglückt habe, daß sie ihn, wäre sie in England gewesen, sofort besucht haben würde, ohne sich erst nach der Vermittlung einer dritten Person umzusehen. Der geniale Mann findet es natürlich, daß eine geniale Frau sich nicht ängstlich an die Vorschriften der Convenienz gehalten hätte. Convenienz und gesellschaftliche Regeln sind allerdings dazu gut, um gegen zudringliche, geistlose und demnach höchst beschwerliche Personen einen Wall aufzurichten, hinter dem die dichterischen Existenzen, geschützt gegen die Neugier der Alltagsmenschen, ihr Leben verbringen, um durch stets neue Gebilde ihrer Phantasie geistige Blüthen und Blumen über das Weltall auszustreuen. Geniale Naturen räumen ja mit der Spitze des beschwingten Fußes den hemmenden Wall hinweg, der gegen schwerfällige, hartköpfige Erdenkinder eine wohlthätige Schranke bildet.

Da der Briefwechsel Meta's mit Richardson in die erste Hälfte des siebenjährigen Krieges fiel, der bekanntlich auch England und Frankreich im erbittertsten Kampfe einander gegenüber sah, so hatte sie über die englische Art und Weise, gegen neu-

trale Schiffe zu verfahren, eine Bemerkung fallen lassen, die der patriotische Sohn Albions zu widerlegen sich gedrungen fühlte. Meta hatte nämlich geäußert, daß sie bei einer etwaigen Reise nach England die Antigallicaner mehr fürchte, als die Gallicaner selbst, die wenigstens höflich mit neutralen Schiffen verführen. In ihrer schönen Offenheit hatte Meta gegen Richardson ein sehr wahres Wort gesprochen, denn das Verfahren der Engländer gegen neutrale Schiffe war von jeher ein großer Scandal, und wenn in unsern Tagen ein Verein Bremer Kaufleute darauf drang, daß diese bedenkliche Frage endlich einmal zum Austrag gebracht werde, so haben Lord Palmerston und seine Partei sehr unrecht, eine barbarische Sitte für die Meerherrschaft Albions als unerläßlich zu erklären. Richardson, der als ächter Engländer eine Rüge seiner Heimath nicht gut ertragen konnte, kommt auf Meta's Tadel in seinem Antwortschreiben zurück und bemerkt:

„Sind die Antigallier denn unhöflicher gegen neutrale Schiffe, als die Gallier? Welch' ein Gedanke wäre Das! Ich kann es nicht über mich gewinnen, ihn richtig zu finden.“

Leider sieht sich Richardson durch seinen unerfreulichen körperlichen Zustand veranlaßt, sehr über seine Gesundheit klagen zu müssen. Er erwähnt, wie er seit Jahren mit einer nervösen Krankheit behaftet sei, was sie auch wol aus seinem Briefe entnommen habe, da er nur mit zitternder Hand schreiben könne. Der Arzt Richardson's hatte ihm nun alle Hoffnung genommen, daß er sich je einer gänzlichen Wiederherstellung erfreuen werde.

Ueber Meta's Gewandtheit und glückliche Ausdrucksweise im Englischen äußert er sich sehr lobend und anerkennend. Er schreibt:

„Ihre Sprache ist, eben wo sie am Wenigsten englisch scheint, ausdrucksvoller, als wir in England selbst es Sie hätten lehren können.“

Meta's Brief wird von ihm als „bewunderungswürdig“ bezeichnet.

Richardson äußert sich ferner dahin, daß er in den letzten Jahren durch die Undankbarkeit und den Abfall so manches Menschen gelitten habe und daß er deßhalb oft geneigt sei, das Böse und Schlechte als überwiegend in der Welt zu halten. Er bemerkt nun gegen Meta:

„Helfen Sie mir, theure Frau, Sie können es, zu einem Uebergewicht auf der Wagschale, um das Uebel der Tage aufzuwiegen, in welche ich gefallen bin.“

Richardson fragt in einer Nachschrift dieses Briefes an, ob Meta, falls das Zittern seiner Hand noch zunehmen sollte, seiner Tochter Patty den „Rang einer Ihrer Correspondentinnen gestatten werde?“

Wilhelm von Humboldt äußert in einer ähnlichen Lage, wo er wegen seines abnehmenden Augenlichts fürchten muß, seiner Freundin bald selbst nicht mehr schreiben zu können, daß er dann ganz die Correspondenz aufgeben werde, da er nicht zu dictiren liebe. Zum Glück ward Wilhelm von Humboldt nicht blind und seine Freundin hatte demnach nicht den Schmerz, auf diesen einzigen Sonnenstrahl in ihrer kalten, freudlosen Existenz verzichten zu müssen.

Wir finden, daß Richardson in analoger Situation den richtigeren Weg einschlagen wollte.

Meta spricht gleich im Eingang ihres Antwortschreibens sich über die Wonne aus, daß Richardson sie mit seiner Freundschaft beehre. Sie äußert sich aber mit der edlen Bescheidenheit, die ihr eigenthümlich und gegenüber einem so berühmten Manne, wie Richardson, durchaus am Platze ist. Ihre innigen und ergebenen Worte lauten:

„Mein Herz fühlt ganz die Güte, theurer Richardson, daß

Sie in Ihrem ehrwürdigen Alter so herablassend gefällig sind, die Briefe einer jungen unbekannten Frau zu beantworten, welche kein anderes Verdienst hat, als ein Herz voll Freundschaft und alle die Empfindungen, welche jeden denkenden Geist — obwohl in der Entfernung so vieler Meilen — für Richardson beleben müssen. Es ist ein großer, freudenvoller Gedanke, daß die Freundschaft sich so verbreiten kann, und daß bei dieser Freundschaft das Sehen nicht erst nöthig ist; doch würde das Sehen eine himmlische Freude sein für Herzen, wie das unsere (soll ich nur so stolz sein und unsers sagen), und was wird es sein, wenn so manche wirklich gute Seelen — gekannt oder ungekannt in dieser Welt, sich in der künftigen sehen und Freunde sind?"

Richardson hatte gewünscht, recht viel über Klopstock's Arbeiten am Messias zu erfahren und Meta genügt gern diesem ausgesprochenen Verlangen. Sie schreibt ihm, was wir schon wissen, daß sie immer in demselben Zimmer mit Klopstock weile, und wie das Antlitz ihres Mannes in Thränen, die er bei dem Erhabenen seines Gegenstandes vergieße, so ehrwürdig aussehe.

Meta spricht dann ihr tiefes Mitgefühl über Young's und Richardson's Kränklichkeit aus. Sie schreibt, daß sie in der Zeitung gelesen habe, Dr. Young sei zum Bischofe von Bristol erwählt worden. Indeß glaube sie, daß dies ein anderer Young sein müsse, da der König ihm ohne Zweifel, weil der Erzbischofssitz von Canterbury noch unbesetzt sei, diesen höchsten Platz in der englischen Hierarchie verleihen werde. Die Damen besetzen die Stellen meist nach ihren Gefühlen und tragen andern Umständen niemals Rechnung.

In Bezug auf die schon angeführte Frage Richardson's, ob Meta seiner Tochter Patty den Rang einer ihrer Correspondentinnen gestatten werde, antwortet Meta, daß er ja nicht selbst

schreiben solle, falls es ihm im Geringsten beschwerlich falle. Er möge nur so gütig sein und Miß Patty dictiren. Es werde ihr angenehm sein, eine so liebenswürdige Correspondentin zu haben. Um den Beweis zu liefern, daß ihre Worte keine bloße Redensart, sondern ernstgemeint seien, nämlich daß sie keine eigenhändig geschriebenen Briefe von Richardson mehr erwarte, fügt sie sehr zart folgendes hinzu:

„Dann will ich noch sorgfältiger, als jetzt, Ihre beiden Zuschriften als einen Schatz bewahren."

In Bezug auf das ihr gespendete Lob über ihre gewandte Ausdrucksweise im Englischen, antwortet sie, gemäß ihrer bescheidenen Natur:

„Er freut mich, daß Sie mein Englisch nehmen, wie es ist. Ich weiß wohl, daß es nicht immer Englisch ist, aber Sie werden Nachsicht haben."

Wenn sie sich am Schlusse ihres Briefes über die Länge desselben wundert, aber dann hinzufügt, wie es ihr unmöglich sei, an Richardson kurz zu schreiben, so ist dies nicht bloß für sie individuell, sondern allgemein wahr. Während Briefe, die wir an uns persönlich unangenehme oder geistig unbedeutende, dem Herzen gleichgültige Menschen, durch Umstände gezwungen, schreiben müssen, gar nicht aus der Feder wollen und man mühsam von einem Satze zum andern fortschleicht, strömt die Gedankenfluth ununterbrochen und in crystallklarer Frische, wenn wir an geliebte oder wegen intellectueller und moralischer Größe verehrungswürdige Personen zu schreiben uns das Vergnügen oder die Ehre geben. Deshalb setzen uns die langen Briefe, die sich Meta und Richardson gegenseitig schrieben, keinen Augenblick in Erstaunen, sondern wir finden es sehr begreiflich, daß sie in ihrem zarten Herzen und reichen Geiste so viele Berührungspunkte fanden, daß nur die Eine oder der Andere den

Ton einer starken oder erhabenen oder schwärmerischen Empfindung anzuschlagen braucht, um in der sympathetischen Brust des Freundes oder der Freundin einen anklingenden Wiederhall zu finden.

Obgleich Richardson auf diesen Brief Meta's, der am 6. Mai 1758 geschrieben war, schon am 23. Juni, also nach einem, für einen so berühmten und leider so kränklichen Mann nur kurzen Zeitraum, schon antwortet, so bezeichnet er dies doch als eine Verspätung, woraus erhellt, daß die Correspondenz mit Klopstock's geistreicher Gattin ihm eine sehr angenehme war. Er hat sich in seinem Briefe bedauerlicher Weise über einen gehabten schlagartigen Anfall zu beklagen. Wie denn stets ein Unglück nicht allein kommt, so war auch seine Tochter Patty recht krank gewesen und noch nicht wiederhergestellt. Eine starke Erkältung hatte sich auf ihre Lunge geworfen, so daß der zärtliche Vater wegen schlimmer Folgen besorgt war. Richardson hat wieder viele schöne und schwungvolle Stellen in Meta's Briefe zu loben, namentlich die, wo sie sich über die Vereinigung von gleichen Gemüthern, wie weit auch die Körper entfernt sein mögen, ausgesprochen hat. Wir finden es, da wir uns gestatten, auch bei berühmten Leuten das Tadelswerthe zu bemerken und zu rügen, aufrichtig gesagt, etwas affectirt, wenn Richardson in seiner Antwort ganze Stellen aus Meta's früherem Briefe abschreibt und sich über diese in Ausrufen der Bewunderung ergeht. Uebrigens glauben wir Richardson gern, wenn er die Aeußerung macht: „Ich habe gar nicht nöthig, Sie zu sehen, um Sie mit einer wahrhaft väterlichen Zärtlichkeit zu lieben.“ Daß Meta die Zuneigung eines so ausgezeichneten Mannes verdiente, entnahmen wol die geehrten Leser aus ihrer Charakterschilderung.

In Bezug auf Young meldet Richardson, daß derselbe jetzt als königlicher Kaplan den Dienst im Kensinghton Palast bei London habe, mithin erfährt Meta, daß es nicht nach ihrem Wunsche gegangen und der von ihr so verehrte Dichter nicht Erzbischof von Canterbury geworden. Wenn nun auch Richardson bemerkt, daß man dem Verdienste Young's keine Gerechtigkeit habe wiederfahren lassen und er der Bank der Bischöfe gewiß nicht wenig Ansehen verschafft haben würde, so sieht er sich doch zu dem Bekenntnisse gezwungen, daß seit lange keine gerechtere und mit mehr Beifall aufgenommene Beförderung vorgefallen sei, wie die des Doctors Secker vom bischöflichen Sitze zu Oxford zu der erzbischoflichen Würde von Canterbury.

Nachdem Richardson sich noch über viele schöne Stellen in Meta's Briefe ausgelassen, bemerkt er — wie wir anzunehmen berechtigt sind, aus vollster Ueberzeugung — daß ihre Zuschriften ihm nie lang genug sein können.

Blicken wir jetzt auf die Antwort, die Meta auf diesen für sie so schmeichelhaften Brief ergehen ließ, so erfüllt unsere Brust tiefe Wehmuth. Ist es doch der letzte Brief, den Meta an Richardson schrieb, denn wenige Monate darauf küßten sie die kalten Lippen des Todesengels. Sie entschuldigt sich, diesmal so kurz schreiben zu müssen, aber durch den vorgerückten Zustand ihrer Schwangerschaft und die vielfachen Besorgungen für ihr zu erwartendes Kind sei fast ihre ganze Zeit ausgefüllt.

„Dies ist kein Brief," schließt sie, „nur eine neue Zeitung von Ihrer Hamburger Tochter. Wenn ich meinen Mann (Klopstock war damals nach Dänemark verreist) und mein Kind habe, will ich Ihnen mehr schreiben, wenn Gott mir Leben und Gesundheit verleiht."

Ihre Hoffnungen sollten nicht in Erfüllung gehen. Statt der erwarteten Nachricht, daß sie dem Messiasdichter einen Sohn geschenkt habe, ward Richardson nach wenigen Monaten durch die Trauerbotschaft betrübt, daß eine der edelsten deutschen Frauen aus dem Diesseits abgeschieden sei und daß ein Beispiel hoher Tugenden nicht mehr zur Nachahmung umherwandle.

Meta's Persönlichkeit.

Bevor wir diese liebliche und liebenswürdige junge Frau in ein allzu frühes Grab sinken sehen, fühlen wir das Bedürfniß, uns noch einmal ihre herzgewinnende Persönlichkeit zu vergegenwärtigen. Klar und deutlich möge sie in ihrer körperlichen Anmuth und in ihren geistigen und moralischen Verdiensten vor uns stehen, damit wir den heißen Schmerz begreifen und theilen mögen, den Diejenigen empfanden, die in ihr den Verlust einer Gattin, Tochter oder Schwester beweinten.

Den 16. März 1728 erblickte Meta in Hamburg das Licht der Welt. Sie war demnach vier Jahre jünger als Klopstock, was uns ein gutes Verhältniß zwischen Eheleuten zu sein scheint. Daß sie das Glück hatte, einer wohlhabenden und intelligenten Familie anzugehören, erfuhren wir bereits. Ihre schönen Anlagen erhielten die sorgfältigste Ausbildung. Wir waren dabei zugegen, wie sie am 4. April 1751 zuerst Klopstock's Bekanntschaft machte. Das für einander bestimmte Paar lernte sich demnach in einem Alter kennen, wo noch die ganze Poesie der Jugend sie umschwebte, wo aber doch bei ernsteren und namentlich religiösen Gemüthern die höchsten Fragen des Lebens sich schon zur Lösung drängten. Meta hatte damals vor Kurzem ihr drei und zwanzigstes Lebensjahr zurückgelegt; Klopstock ging in sein sieben und zwanzigstes. Da man gut thut, den entzückten

Schilderungen eines Liebhabers nicht allzu fest zu trauen, so bemühten wir uns, von Meta's Aussehen uns eine nicht trügende Gewißheit durch ein ähnliches Bild zu verschaffen, indem wir, trotz der großen Wahrhaftigkeit Klopstock's, in die Objectivität seines Urtheils in Bezug auf Meta's körperliche Reize einige bescheidene Zweifel setzten. Wir würden unserm Wunsche keine Folge haben geben können, wenn wir nicht, um in Betreff unseres Buches über Klopstock und Meta die Hamburgische Stadtbibliothek zu benutzen, in der alten Hansestadt einen Winteraufenthalt genommen und dort durch die freundliche Vermittelung einer uns bekannten Dame Meta's Bildniß zu sehen bekommen hätten, das sich im Besitze der Familie von Winthem befindet. Sonstige Bilder von Meta sind nicht vorhanden. Wir haben uns natürlich Meta's Züge und ihre Gestalt (sie befindet sich im Brustbild) genau betrachtet und dürfen demnach über ihre körperliche Beschaffenheit ein Urtheil abgeben. Sie ist nicht regelmäßig schön, hat aber ein sehr intelligentes und zugleich gutmüthiges Gesicht, große, kluge Augen, einen herzigen Zug um den Mund und eine wohlgebildete, feine Taille. Nachdem wir eine unparteiische Schilderung von Meta's Aeußerem gegeben haben, wollen wir jetzt den liebenden Bräutigam reden lassen. Klopstock äußert sich gegen Gleim über das Aussehen seiner Braut, wie folgt:

„Meine Moller wird alle Tage runder. Sie hat sogar Grübchen an den Händen bekommen, und die Taille (ganz unparteiisch würde ich sagen, daß es die schönste ist, die ich gesehen habe), diese süße Taille hat nichts bei dem Rundwerden verloren. O, es ist kaum auszustehen, daß das süßeste unter den Mädchen noch nicht mein kleines Weibchen ist.“

Da wir nun Meta's geistige Bedeutendheit und ihr tiefes Gemüth aus ihren Briefen und aus Urtheilen, die über sie von berühmten Männer gefällt wurden, hinlänglich erkannt haben,

so begreifen wir sehr wohl, welch' ein Glück ihr Gatte in dem Besitze einer solchen Frau empfinden mußte. Was Klopstock von ihr schrieb, als er erst seit wenigen Monaten ihre Bekanntschaft, und zwar nur von wenigen Tagen, gemacht hatte, daß sie „ein süßes, süßes Mädchen" sei, hatte seine volle Wahrheit. Wir wissen bereits, daß Klopstock, als er Meta's zum ersten Male ansichtig ward, noch in Liebesgluthen für Fanny loderte. Doch gegen das Ende des Jahres 1751 erkannte er klar und deutlich, daß Fanny ihre Anziehungskraft gänzlich eingebüßt habe und Meta die Königin seines Herzens geworden sei. Der Verlobung Klopstock's und Meta's im Sommer des Jahres 1752 wohnten wir bei und freuten uns an der Seligkeit dieser herrlichen Menschen. Klopstock klagt in diesem Zeitraume gegen Cramer, daß er „ganze sechs Stunden" von seiner Braut habe entfernt sein müssen. Die Briefe, die er an seine Meta aus Braunschweig schrieb und deren Inhalt uns bekannt geworden, zeugen von seiner unnennbaren Liebe.

Daß Meta sehr munter und selbst ausgelassen sein konnte, ersehen wir aus einem Briefe Klopstock's an Gleim, in dem er sie scherzhafter Weise „ein wildes Mädchen" nennt. Wie hoch er sie aber andrerseits stellte, bezeugen folgende kurze, aber vielsagende Worte: „O Meta, wie ganz bist Du geschaffen, mich glücklich zu machen, mich nach Dir zu bilden!" Und dieß überaus günstige Urtheil verdiente Meta vollkommen. Das Sprichwort: „Noth lehrt beten", ist ein im Allgemeinen nur zu wahres. Meist erst im Unglück, wenn die Menschen der Hülfe von oben so sehr bedürftig sind und zum Bewußtsein ihrer Schwäche und ihres Unvermögens gelangten, richten sie ihre Hände flehend zu Gott empor. Im Glück sind sie gemeiniglich übermüthig und glauben auf ihren Verdiensten so sicher ruhen zu können, wie die Welt auf den Schultern des Atlas. Daß beide Unter-

lagen sehr morscher Natur sind, lehrt Geologie und tägliche Erfahrung. Meta — und dies war die sicherste Bürgschaft ihrer edlen Natur -- dachte inmitten des höchsten Glückes niemals weniger an Gott. Sie äußert sich hierüber in einem schönen Selbstbekenntnisse gegen Klopstock, das so lautet:

„Ehe ich von Dir geliebt wurde, fürchtete ich das Glück. Mir war bange, daß es mich von Gott zerstreuen möchte. Wie sehr irrte ich mich! Die Widerwärtigkeiten führen zu Gott, Das ist wahr; aber eine Glückseligkeit, wie die meine, kann mich nicht von Gott zerstreuen, oder ich müßte gar nicht fähig sein, eine solche Glückseligkeit zu genießen; sie nähert mich ihm vielmehr. Die Rührung, der Dank, die Freude, alle Empfindungen der Glückseligkeit machen meine Anbetung noch feuriger."

Es ist selten, daß eine menschliche Persönlichkeit so nach allen Seiten hin einen wohlthuenden Eindruck gewährt, wie Meta Klopstock. Fromm, aber dabei nicht kopfhängerisch, sehr unterrichtet, aber dabei nicht prunkend mit ihrem Wissen, von körperlicher Anmuth, aber niemals kokett, von ernster Gedankenrichtung, aber dabei sehr munter und fröhlich. Eine vortreffliche Gattin, eine gehorsame Tochter, eine liebende Schwester, eine stets bereite Helferin bei fremdem Unglück. Sie war, mit einem Worte, eine seltene Frauenblüthe.

Ein tiefer und gerechter Schmerz erfüllt uns demnach, wenn wir daran denken, daß so viel Liebenswürdigkeit und Vortrefflichkeit bald unsern Augen ganz uud gar entschwinden wird. Aber, wenn schon wir, die wir nur durch die Bande der Hochachtung mit diesem edlen weiblichen Wesen verbunden sind, schmerzlich bei dem Gedanken betroffen werden, dieser lieben und lieblichen Meta in Zukunft nicht mehr begegnen zu sollen, so erfaßt uns ein förmliches Bangen, wenn wir erwägen, wie Klopstock einen solchen Verlust zu ertragen im Stande sei. Wir müssen

demnach, bevor wir uns dem Schmerzenslager Meta's nähern, auf dem sie während mehrerer Tage unendliche Pein litt, uns den Charakter Klopstock's aus den verschiedenen Zügen, die wir bisher von ihm gegeben, zusammensetzen, damit wir hoffentlich die Beruhigung empfangen, daß er unter einem so harten Schlage nicht erliegen werde. Zwei Grundzüge seines Charakters sichern ihn vor einem ohnmächtigen Zusammensinken bei harten Schicksalsschlägen: ernsteste Männlichkeit und innigster christlicher Glaube.

Fassen wir also Klopstock's Persönlichkeit in's Auge, bevor wir mit ihm zu dem Krankenlager seiner Gattin treten, auf dem sie mit dem Muthe und der Ergebung einer christlichen Märtyrerin tagelang unsägliche Qualen erduldete.

Klopstock's Persönlichkeit.

Klopstock erblickte den 2. Juli 1724 zu Quedlinburg das Licht der Welt. Er stand demnach, wie wir uns schon an einer andern Stelle zu bemerken erlaubten, als er Meta am 4. April 1751 zum ersten Male sah, in seinem sechs und zwanzigsten Lebensjahre. Ein glückliches Alter! Der Jüngling mit seinen poetischen Träumereien und seinen Illusionen hatte noch nicht dem ernsten Manne Platz machen müssen, aber die Persönlichkeit besaß doch schon Haltung, Ernst und Gediegenheit. Jugendlicher Reiz und männliche Würde liegen in dieser Periode mit einander im Kampfe; doch hat der Ernst, der auf der Stirn thront, schon so etwas Sicheres und Festes, daß man ihm anmerkt, er habe die Absicht, sich nicht mehr verdrängen zu lassen, im Gegentheil sich die Schalkhaftigkeit der Augen und des Mundes bald unterthan zu machen. Als Meta Klopstock's zuerst ansichtig ward, hatte er entschieden noch den jugendlichen Reiz bewahrt. Sie sagt in ihrem zweiten Briefe an Richardson über den Eindruck, den Klopstock's erstes Auftreten auf sie hervorgebracht, folgendes:

„Ich muß bekennen, daß, so große Vorstellungen ich mir auch von seinen Vorzügen machte, so hatte ich mir nimmer einen so liebenswürdigen Jüngling gedacht, als ich fand."

Indeß war Klopstock keineswegs regelmäßig schön oder auch

nur hübsch, und wenn Fanny ihn der Statue des Apollo im Weiße'schen Garten ähnlich fand, so mag dies Götterstandbild von jener schrecklichen Beschaffenheit gewesen sein, wie wir sie in so vielen Parks und öffentlichen Vergnügungsörtern anzutreffen den Verdruß haben. Daß unsere Vermuthung, jene Statue des Apollo möge wol recht ungünstig ausgesehen haben, wahrscheinlich die richtige ist, möchte daraus hervorgehen, daß Klopstock, als er erwähnt, Fanny habe diese Aehnlichkeit behauptet, sie als „böses Mädchen“ bezeichnet. Entweder war diese Statue des Apollo also wirklich nicht sehr hübsch und Klopstock sah ihr demnach in der That ähnlich, oder sie war sehr hübsch und Fanny hatte dies aus Spott gesagt. Auch bei letzterer Annahme würde ja das Epitheton „böse“ auf Fanny passen.

Wäre Klopstock wirklich schön wie Apollo gewesen, wir zweifeln, daß Fanny alsdann mit der Daphne an Gleichgültigkeit gewetteifert hätte.

Ueber Klopstock's Jugend, wie er von sehr würdigen und tiefreligiösen Aeltern auferzogen und wie sein Körper zu allen Verrichtungen geschickt gemacht ward, während man für die Bereicherung seines Geistes und die Veredelung seines Herzens unablässige Sorge trug, erfuhren wir schon Hinlängliches in früheren Kapiteln dieses Buches.

Vergegenwärtigen wir uns jetzt den Eindruck, den Klopstock's Persönlichkeit im Mannesalter hervorbrachte.

Wie Goethe, trug Klopstock sich sehr gerade, machte aber keinen hofmännischen oder ministeriellen Eindruck, da er untersetzter Gestalt war und es überhaupt verschmähte, imponiren zu wollen. Während Schiller sein Haupt etwas gegen die Brust neigte, trug Klopstock es zurückgebogen. Wäre er ein großer und stattlicher Mann gewesen, so hätte dies seiner Erscheinung leicht etwas Stolzes geben können. So aber hatte seine Per-

sönlichkeit durchaus nichts, was den Beschauer, sei es, daß er mit neugierigem, flüchtigem Auge über ihn hinglitt, sei es, daß er ihn prüfenden Blickes mit allen seinen Schattirungen in sich aufnahm, unangenehm oder anfröstelnd hätte berühren können. Seine Persönlichkeit hatte, wenn wir uns so ausdrücken dürfen, kein großes körperliches Volumen, aber der Menschenkenner merkte es sofort, daß in ihr sich ein Charakter ausprägte, der fest, männlich, muthig und auf sich gestellt war. Seine Augen waren blau, wie Meta's, aber sie hatten nicht das Feuer und das Flammende des Goethe'schen Blickes, noch das Schwärmerische, Hochbegeisterte, fast Verklärte, das uns aus dem Schiller'schen Antlitze entgegenleuchtet. Der Ausdruck seiner Augen, denen es nicht geschadet hätte, wären sie etwas größer gewesen, hatte viel Gutmüthiges, Inniges, Zärtliches, wie denn seine ganze äußere Erscheinung mehr einem braven und kernhaften deutschen Manne, als gerade einem Dichter, glich. Wären Schiller und Klopstock neben einander gestanden und hätte man einem Physiognomiker, dem Beide nicht bekannt gewesen, die Aufgabe gestellt, aus den Mienen und den Augen auf den Messiassänger schließen zu sollen, er würde unbedenklich Denjenigen, der in den Göttern Griechenland's den Untergang des heidnischen Polytheismus beklagte und in diesem Gedichte wenigstens mit dem Christenthume gebrochen hatte, für den Verfasser des Epos gehalten haben, das uns die Thaten und die Leiden des Mittlers in so erhabenen Schilderungen vorführt.

Die Porträts, die wir von Klopstock besitzen, sind, nach dem Urtheile von Augenzeugen, meist nicht ähnlich. Klopstock sah mit seinen verhältnißmäßig kleinen Augen sehr gut in die Ferne, aber nicht gut in der Nähe. Bei'm Lesen und Schreiben bediente er sich einer Brille. Auf sein Weitsehen that er sich viel zu Gute und liebte Wetten anzustellen, ob er oder ein Anderer

einen Punkt in beträchtlicher Entfernung deutlicher erkennen und unterscheiden werde. Bei seiner Munterkeit und seiner Neigung zum Scherze, von der wir bereits einige Proben gegeben haben, ließ er einmal auf ein Kartenblatt einen Klecks Butter, nebst einem Schlüssel und Fingerhut, und dies vereinigt am äußersten Ende des Zimmers auf eine Erhöhung legen. Nach diesen Vorbereitungen holte er einen Bekannten, der sich eines scharfen Gesichts gerühmt hatte, aus der Nebenstube. Er nahm diesen bei der Hand, rückte langsam mit ihm vor, indem er nach der Gegend wies, wo das Kartenblatt lag, und forderte den Scharfsehenden, wie dieser von sich selbst ausgesagt hatte, auf, anzugeben, was er gewahre. Die Gesellschaft folgte, indem sie zu Zeugen dienen sollte, ob das Richtige oder das Falsche werde angegeben werden. Klopstock's Triumph war kein geringer, als erst ein Buch, dann ein Messer, dann eine Gabel von dem auf die Probe Gestellten angegeben ward, aber nicht das Richtige.

Wenn Klopstock, als guter Deutscher, natürlich jeden eitlen Aufputz an seinem Körper verschmähte, so trug er sich doch sehr sauber und zuweilen sogar gewählt. Seine Perrücken waren immer sehr zierlich frisirt. Hätte ihn die französische Revolution, die er mit solcher Begeisterung begrüßte, im kräftigen Mannesalter angetroffen, so würde er wahrscheinlich dem Tragen des natürlichen Hauptbaars sofort durch sein eigenes Beispiel eine schnelle Bahn gebrochen haben. Da er aber die Mitte der sechziger Jahre schon überschritten hatte, als die französische Revolution losbrach, so blieb er seiner Perrücke treu. In einem perlfarbenen Gallarock mit gestickten Knöpfen von ovaler Form, nebst ähnlichen Unterbeinkleidern, sah er ganz besonders festlich aus. Er trug einen rothen plüschenen Oberrock, wenn er spazieren ging. Stiefeln sah man ihm, außer, wenn er ritt, niemals an. Wir wissen schon aus seiner Jugendzeit, daß sein Vater sehr

auf alle möglichen körperlichen Uebungen gehalten hatte, denen Klopstock bis in sein hohes Alter hinauf nicht untreu ward. Wenn er gern spazieren ging, so liebte er das Reiten noch mehr und saß er mit besonderem Vergnügen auf jungen und feurigen Rossen. Da Gleim in dieser Neigung mit Klopstock nicht übereinstimmte, sondern Paßgängern den Vorzug gab, so mußte er sich von seinem Freunde oft necken lassen. Im Sommer des Jahres 1750 schrieb Klopstock an Gleim: „Ich bin letzten Abend Ihretwegen sehr besorgt gewesen, daß Ihnen Ihr frommes Pferd nicht . . . durchginge.“ Daß Klopstock ein ebenso kühner Wagenlenker als Reiter war, erfahren wir aus einem seiner Briefe an Fanny, wo er erwähnt:

„Gleim und ich fuhren mit Pferden, die in den olympischen Spielen zu laufen verdient hätten, in sechs Stunden sechs Meilen.“

Bei jetzigen guten Wegen ist dies gar nichts Außerordentliches, weshalb wir die geneigten Leser ersuchen, sich die furchtbaren Landstraßen der damaligen Zeit vergegenwärtigen zu wollen, von deren lebensgefährlicher Beschaffenheit wir bereits an verschiedenen Stellen zu sprechen Gelegenheit hatten.

Im November 1762 bat Klopstock seinen Freund Gleim — er verweilte damals in Quedlinburg — ihm von Halberstadt sein Pferd herüberschicken zu wollen. Sein eigenes Roß hatte er bereits nach Hamburg vorausgesandt. Im Jahre 1763 mußte das Pferd, auf dem er in Hamburg zu reiten pflegte, ihm entweder gestorben sein, oder er hatte es auch verkauft. Denn im April 1763, wo er schon wieder aus Hamburg in Quedlinburg angelangt war, schreibt er an Gleim, wie er zwar vielen Leuten in Betreff eines Pferdes Auftrag gegeben, bis jetzt aber keines bekommen habe. Uebrigens griff Klopstock durch sein scharfes Reiten die Pferde nicht wenig an, so daß Gleim trotz seiner großen Liebe zu seinem Freunde und trotz seines steten Beflissen-

seins, Andern Gefälligkeiten zu erweisen, sein Leibroß nicht mehr hergeben wollte. Klopstock hatte es ihm dermaßen angestrengt, daß der sonst so sanftmüthige Gleim sich zu einem sehr erbitterten Schreiben veranlaßt fand. Wie gereizt dieser Gleim'sche Brief gewesen sein muß, ersehen wir aus einigen Zeilen, die Klopstock an die Tante des würdigen Domsecretarius schrieb, die ihrem Neffen die Wirthschaft führte und ihm die Hausfrau ersetzte. Klopstock ließ sich nun so vernehmen:

„Sie wissen vielleicht nicht, was mir Ihr Neveu für einen Brief, wegen seines Pferdes, geschrieben hat. Wenn Sie ihn gelesen hätten, so würden Sie daraus geurtheilt haben, daß er mir und nicht ich ihm böse sei. Unter unsern vier Augen, liebe Jungfer Clare: Wenn ich ein Pferd hätte, das in den olympischen Spielen den Preis des Wettlaufs davon getragen hätte, so würde ich dennoch einen solchen Brief an einen Freund nicht geschrieben haben. Ich will nichts davon erwähnen, daß ich an dem zu starken Reiten des Kerls eben so unschuldig, als Sie, war. Ich hatte es mit der größten Ueberwindung meiner selbst in einem kleinen Trabe hinübergeritten. Wäre es mein Pferd gewesen, so hätte es mit der Schnelligkeit einer Weiberzunge eilen sollen. Wir wollen bei dieser Vergleichung stehen bleiben und des Pferdes nicht mehr erwähnen. Wie gefällt Ihnen die Vergleichung? Mich däucht, die Flügel, die man der Liebe gibt, sind zu alt und zu oft gebraucht."

Gleim also sah sich nach so angreifenden Erfahrungen, die sein Leibroß gemacht hatte, veranlaßt, seinem Freunde Klopstock dasselbe künftig nicht mehr zur Verfügung zu stellen. Klopstock nahm ihm dies nicht übel, sondern neckte ihn nur von Zeit zu Zeit, daß er, wie auch Gellert leider gethan habe, immer auf einem sehr frommen Pferde Schritt reite. Er selbst — so schreibt er im Jahr 1770 an Gleim — reite auf ungarischen, ukrainischen

und arabischen Pferden, die so schnellfüßig seien, wie weiland Achilles. Daß dies keine Prahlerei sei, werde eine Leipziger Dame bezeugen, die ihn habe reiten sehen, und die in Kurzem von Hamburg nach Halberstadt zu reisen beabsichtige. — Noch im ein und siebenzigsten Lebensjahre ist Klopstock ein großer Freund des Reitens. Es würde Blücher'n, der Klopstock überaus verehrte, eine große Freude gemacht haben, den frommen Messiassänger so muthig und sicher auf dem Pferde sitzen zu sehen. Klopstock zürnte mit Gleim, daß er im höheren Alter das Reiten aufgegeben hatte. Er macht ihm scherzhafte Vorwürfe und schreibt über diesen Punkt:

„Aber, Gleim, warum unterstehen Sie sich denn, daß Sie so lange leben, da Sie doch nicht reiten? — Dieses Kunststück hätte ich Ihnen nicht nachmachen können. Dieß will unter Anderem sagen, daß ich Sie bitte, das Reiten wieder anzufangen. — Damit müssen Sie mir nicht kommen, daß Sie mir sagen, Sie wären zu alt dazu! — Sie erinnern sich, daß Juba noch in seinem 95sten Jahre ritt, nur daß er sich auf's Pferd helfen ließ." —

Ein greiser Held der Neuzeit, Radetzki, saß in seinem neunzigsten Jahre noch vier Stunden zu Pferde und schwang sich leicht und graziös in den Sattel. Er übertraf demnach noch den mauritanischen König.

Ueber sein Nichtreiten muß Gleim unaufhörliche Neckereien hören. Unter Anderem fragt Klopstock:

„Wie viel Schlafröcke und Mützen haben Sie jetzt an und auf? — Wollen Sie Ihre Tollkühnheit des Nichtreitens fortsetzen? — —"

Gleim weiß sich übrigens gegen die Neckereien Klopstock's ganz gut zu vertheidigen Er bemerkt in seiner Antwort, wie Klopstock zwar noch reite, aber doch schon lange eine Brille ge-

brauche, was bei ihm nicht der Fall sei. Das Reiten habe ihm zwar früher viel Scherz gemacht, doch sei er entschlossen, es nicht wieder anzufangen, da das Fahren ihm jetzt schon ebenso viel Vergnügen gewähre, wie dem seligen Arnold Schmidt.

In einem Briefe vom 6. Mai 1800, wo Klopstock also bald in zwei Monaten sein sechs und siebenzigstes Lebensjahr erreicht haben wird, neckt er noch einmal Gleim wegen seines Nicht-Reitens, und zwar, wie es uns bedünken will, auf nicht ganz passende Weise. Er schreibt nämlich an den ein und achtzigjährigen Freund:

„Ihre Hochwürden Gnaden, Stiftsdame von Walbeck oder kürzer und sehr viel besser, Katharinchen Stolberg, bringt Ihnen diesen Brief und fragt bei Ihnen, in meinem Namen, an: ob Sie noch nicht blind und taub geworden sind? — Es würde mich sehr betrüben, wenn Sie nicht wenigstens Eins von Beiden wären. Denn wie kann ein Achtzigjähriger, der nie zu Pferde gewesen ist, sich es herausnehmen, weniges nicht blind zu sein! Ich hoffe immer gern das Beste und hoffe daher auf baldige gute Nachricht von der gerechten Strafe der Blindheit wegen des Nichtreitens.

Sie sehen, liebster, gesunder, leider! nicht blinder Gleim! unsre Stolberge; Sie sehen zugleich auch die Ihnen noch unbekannte, liebliche, böse Braut u. s. w."

Der etwas unpassende Scherz: „leider! nicht blinder Gleim!" wird dem sonst so zartfühlenden Klopstock gewiß äußerst empfindlich gewesen sein, als Gleim später wirklich erblindete und eine sehr schmerzhafte Operation nicht den gehofften glücklichen Erfolg hatte.

Im Juni 1800 war Gleim noch muntern Geistes und gesunden Körpers. Er schrieb damals an Klopstock im vollsten Besitze aller geistigen und körperlichen Kräfte folgendes:

„Bis in's sechzigste Jahr habe ich meinen Bucephalus, wie Sie Ihren Pegasus, geritten; bin älter, als Sie; bin, wie Sie sehen, nicht blind, schreibe lesbarer, als Sie, bin auch nicht taub!"

Nachdem wir von Klopstock, dem kühnen Reiter, ausführlich gesprochen haben, gehen wir zu Klopstock, dem Schlittschuhläufer, über, der sich einst, als er auf dem Eise eingesunken war, von einer Kaltblütigkeit zeigte, wie wir sie nur an einem Karl XII. von Schweden gewohnt sind.

An einem klaren, schönen Wintermorgen verließ Klopstock seine Wohnung, um auf dem Lingbyer See Schlittschuh zu laufen. Er war begleitet von einem Bekannten, Beindorf mit Namen, der später ein beliebter Landprediger bei Oldenburg ward. Klopstock schnallte sogleich, als er auf der crystallenen Fläche des starkgefrorenen Sees angelangt war, die Schlittschuhe unter die Füße und zeigte seinem Bekannten voll Entzücken die wunderherrliche Winterlandschaft. Die Bäume des Sorgenfreier Waldes, der den Lingbyer See umkränzt, neigten ihre, unter den Strahlen der Sonne wie mit Silber und Tausenden von Diamanten überstreuten Zweige zu dem sanft ansteigenden Ufer hernieder. Man athmete so recht frisch und frei aus vollster Brust. Klopstock und Beindorf glitten bald, wie auf Flügeln des Windes, über den eisumpanzerten See. Nachdem sie mehrere Stunden — denn Klopstock konnte das Schlittschuhlaufen sehr lange aushalten — den Lingbyer See nach allen Richtungen durchmessen hatten, trieb es unsern Dichter, sich noch auf einer andern Eisfläche zu versuchen. Der Lingbyer und der Friedrichsdahler See stehen nämlich so in Verbindung, daß man von dem einen zu dem andern gelangen kann. Klopstock theilte demnach seinem Bekannten seine Absicht mit, durch eine enge, aber festgefrorene Wasserstraße nach dem Friedrichsdahler See hinüberzulaufen.

Beindorf, dem die ganze Gegend und namentlich die größere oder geringere Sicherheit der beiden Seen wenig bekannt war, hatte nichts gegen dies Vorhaben einzuwenden, sondern folgte bereitwillig dem, ihm voraneilenden, Klopstock. Nun aber brachte die Wasserströmung, die den Lingbyer und Friedrichsdahler See vereinigt, in den Letzteren, der von kleinerem Umfange ist, ein mächtiges Drängen und Wallen, so daß er zwar auch mit einer Eisrinde überdeckt, aber diese nicht fest genug war, um das Gewicht eines Mannes tragen zu können. Bei dem überaus großen Vergnügen, das ihm der schnelle Lauf in der erfrischenden Winterluft gewährte, prüfte Klopstock nicht zuvor die Sicherheit des Friedrichsdahler Sees, sondern eilte aus der schmalen, durch Wiesen sich hinschlängelnden Rinne auf das weite, sich in die Länge und Breite beträchtlich ausdehnende Wasserbecken. Aber kaum war er einige Schritte über den See weggeglitten, als die zu dünne Eisdecke brach und er in's Wasser sank. Zum Glück konnte er schwimmen, was die Gefahr des Ertrinkens allerdings minderte. Dennoch war die Situation eine schreckliche. In eiskaltem Wasser, mit dicken Winterkleidern, und Schlittschuhe an den Füßen, war das Schwimmen fast eine Unmöglichkeit. Klopstock, der mit vieler Geistesgegenwart begabt war, suchte an den Rand des noch festen Eises zu kommen — durch seinen Fall war in der sehr dünnen Decke ein gewaltiger Riß entstanden — mit der Hand sich anzuklammern und sich dann in die Höhe zu schwingen. Aber kaum war es ihm gelungen, den Rand der noch festen Eisdecke mit seiner Hand anzufassen, als ein Stück derselben sich lostrennte und er wieder in das kalte Element zurückgeschnellt ward. Er arbeitete unaufhörlich, aber stets mit gleich ungünstigem Erfolge. Ein Anderer wäre bei so vielen vergeblichen Versuchen ermattet, verzweifelt; nicht so Klopstock. Endlich, nach unerhörten Anstrengungen, gelang

es ihm, festes Eis anzufassen, das nicht in seiner Hand zerbröckelte. Aber jetzt nahte ihm eine andere große Gefahr. Er befand sich nämlich gerade in der Strömung, die mächtig gegen seinen Rücken anprallte und ihn unter die Eisdecke zu schieben drohte.

„Aber ist kein Beindorf da?“ fragen die geehrten Leser mit Recht, voll des höchsten Erstaunens, daß Klopstock's Bekannter ihm keine Hülfe brachte.

Allerdings stand Beindorf in nicht großer Entfernung, aber wußte, wie die meisten Candidaten der Theologie, sich nicht zu helfen und zu rathen. Er klagte und jammerte laut, aber besann sich auf nichts, was seinen armen Freund aus der Lebensgefahr retten könnte.

Zum Glück war Klopstock ein ganzer Mann, auch im Angesichte eines fast unvermeidlichen Todes.

Obgleich er nämlich fest glaubte, daß ihm das Ende seiner Tage beschieden sei und er ein kurzes, inbrünstiges Gebet zum Schöpfer bereits emporgesandt hatte, den er anflehte, ihm seine Sünden vergeben zu wollen und ihm die Pforten des Paradieses aufthun zu lassen, trotzdem er also glaubte, daß er sich auf die Eisdecke nicht werde emporschwingen können, so hielt er es doch für Pflicht, bis zum letzten Augenblicke für sein Leben zu streiten. So lange er immer abbröckelndes Eis in die Hand bekam, hatte er dem in der Ferne stehenden und laut jammernden Beindorf mit keinem Worte zugerufen, ihm helfen zu sollen. In Todesgefahr vergaß er nicht seine Pflichten gegen den Nächsten. Er hielt es für unrecht, einer zweifelhaften Rettung wegen ein fremdes Leben in Gefahr zu bringen. Als er aber endlich sich an festes Eis geklammert hatte, rief er dem fortwährend jammernden, aber gar nicht helfenden Candidaten der Theologie mit starker Stimme zu:

„Beindorf! Beindorf! Bis hier ist das Eis fest! Her! Bei Allem, was heilig ist! Ich bringe Sie nicht in Gefahr!"

Zähneklappernd und wie ein Armsünder, der zum Hochgerichte geschleppt wird, näherte sich Beindorf dem, an der vorspringenden Eiskante hangenden Klopstock. Doch rathlos stand er am Rande und wußte nicht, wie er sich jetzt weiter benehmen sollte. Der von der Strömung bedrohte, von eisigem Wasser umstarrte, an zackiger Eisklippe hangende Klopstock gab mit ruhiger, sicherer Stimme Verhaltungsmaßregeln. „Nicht Stehen!" rief er. „Niedergekníeet! Mit dem andern Schlittschuh eingehakt! Schnupftuch um die Hand! Mir zugeworfen!" Beindorf führte mechanisch aus, was Klopstock ihm zurief. Dank seiner großen Körpergewandheit, konnte unser Dichter sich durch den ihm zugeworfenen Schnupftuch, den Beindorf sich fest um die Hand geschlungen hatte, einen Ruck geben und auf das Eis springen.

Der Messiasdichter war der größten Gefahr entronnen, in der er sich je befunden hatte. Gottvertrauen, Geistesgegenwart und körperliche Gewandtheit hatten ihm aus dem Rachen des Todes glücklich herausgeholfen.

Diese äußerste Gefahr, in der Klopstock geschwebt hatte, minderte aber seine Vorliebe für das Schlittschuhlaufen nicht im Mindesten. Er lief im Mondenlicht, wie im Sonnenschein, und immer fühlte er sich, wenn er zu Hause anlangte, wunderbar gestärkt und erfrischt, so daß er mit den trübseligen Stubenhockern inniges Mitleid hatte. Deshalb hielt er es für Pflicht, förmlich Propaganda für das Schlittschuhlaufen zu machen und trug sich während seines Aufenthalts in Dänemark mit dem Gedanken, unter dem Patronate Bernstorff's eine Akademie der Eisläufer errichten zu lassen. Außer Klopstock hatten Claudius, Gerstenberg, Schönborn und Sturz das höchste Interesse dafür. Nicht bloß Männer, sondern auch Frauen sollten sich diese, nach Klop-

stock's Meinung, gesundeste Leibesbewegung verschaffen. Er schreibt am 16. Nov. 1770 aus Hamburg an Gleim folgendes:

„Ich habe eine große, erhabene, wichtige, schwere Sache vor, ich will (doch will ich noch nichts davon gesagt haben, weil man mit solchen kühnen Projecten auch leicht scheitern kann) ich will unsre jüngsten und leichtesten Damen hier zu Schlittschuhläuferinnen machen!"

Könnte Klopstock aus dem Paradiese herniederblicken, so würde er die ihm gewiß sehr angenehme Bemerkung machen, wie in Berlin, Hamburg, und vielen andern deutschen Städten die Damen an hellen Wintertagen Schlittschuhlaufen. Wir müssen nun offen gestehen, daß, wenn die Damen in knappanliegendem Reitkleide auf schlanken Zeltern unsern ganzen Beifall haben, sie uns auf Schlittschuhen durchaus nicht an ihrem Platze erscheinen und sie uns hier als gegen die Gesetze ächter Weiblichkeit verstoßend vorkommen wollen.

Klopstock hielt sehr auf graziöses Schlittschuhlaufen, aber die Kleidung der Damen macht es ihnen schier unmöglich, mit Anmuth dieser körperlichen Uebung obzuliegen. Mit Claudius, der, wie ein Pfeil, auf dem Eise dahinschoß und der in den Bewegungen des Oberkörpers eckige und ungefällige Formen zeigte, war unser sonst so friedfertige Dichter stets im Streit. Gezwungene Stellungen und Künsteleien waren ihm übrigens auch zuwider.

Daß Klopstock das Schlittschuhlaufen in schwungvollen Oden feierte, ist bekannt. Wie kräftig sind nicht folgende Worte: „Wecket dich der silberne Reif des Decembers, o du Zärtling, nicht auf? Nicht die Gestirne des crystallnen Sees?"

Diese Oden, in denen Klopstock den Eislauf feiert, sind nicht bloß wegen ihrer kräftigen Gedanken und ihres glücklichen Rhythmus, sondern auch vorzüglich deshalb zum Nachlesen zu empfehlen,

weil sie am wenigsten eines Commentars bedürfen und bei einigem Nachdenken leicht verstanden werden.

Man hat Klopstock einen Apostel des Eislaufs genannt, und mit vollster Begründung. Ferner verglich man ihn dem Tialf, und auch dies nicht mit Unrecht. In den beiden Oden, in welchen Klopstock den Eislauf besang, behauptet ein Sachverständiger, habe er keinen Umstand der Winternatur, so klein er auch sei, von Grönland's Eisgebirgen bis zu den Alpen hin außer Acht gelassen.

Zu einem vollendeten Eislaufe gehörte nach Klopstock's Ansicht, daß man sich wechselsweise so tief bald rechts, bald links müsse niederbiegen können, daß man mitten im Schwunge einen Strohhalm fortzunehmen im Stande sei. Die Kosaken können bekanntlich im gestrecktesten Galopp eine Münze von dem Erdboden aufheben.

Durch Schlittschuhlaufen, meinte Klopstock, könnte man sich am Besten Lebensfrische und Lebenskraft bis in ein höheres Alter bewahren. An seinen Freund in Halberstadt schreibt er daher:

„Es ist doch ewig Schade, liebster Gleim! daß Sie, wenn Sie kränkeln, sich nicht durch Schlittschuhlaufen curiren können. Es ist diese eine von den besten Curen:

Recipe, den 4. März 1766.

Drei helle Stunden des Vormittags,
Zwei des Nachmittags;
Gute Gesellschaft!
Viel Frühstück.
Item ein wenig Nordwind zum Trunke bei der Arzenei.
Treib' Dieses acht Tage hinter einander! Probatum est! — “

Hätte Klopstock den jungen, schönen Goethe auf dem Eise gesehen, wie er so gewandt Schlittschuh lief, es würde ihm ein

sehr erfreulicher Anblick gewesen sein. Goethe hatte nämlich, bei einer großen Schlittenparthie in Frankfurt am Main, um der reizenden Maximiliane Brentano, der Mutter Bettina's, zu gefallen, den mit purpurrothem Sammet überzogenen Zobelpelz der „Frau Rath" um die Schulter genommen und bewegte sich in den anmuthigsten Kreisen und gewandtesten Schwingungen um die bezaubernde Frau. (Ein anderer Herr hatte leider vor Goethe sich das Glück zu verschaffen gewußt, sie im Schlitten schieben zu dürfen.) Das Auge der reizenden Maximiliane ruhte mit Wohlgefallen auf dem stattlichen Dichterjünglinge, dessen kräftige, herrliche Gestalt bei'm Eislaufe sich auf's Günstigste dem Blicke zeigte, und ihre Brust ward von wehmüthig-süßen Empfindungen bewegt. War doch Goethe ihre erste Liebe und hatte sie doch den Kaufmann Brentano, den nicht mehr jungen Wittwer und Vater von fünf Kindern, ganz gegen ihre Neigung heirathen müssen! Würde, wie gesagt, Klopstock Goethe mit solcher Gewandtheit haben Schlittschuhlaufen sehen, so hätte er ihm sein späteres allzu geniales Treiben mit dem jungen Herzoge von Sachsen-Weimar, das in den siebenziger Jahren des verflossenen Säculums einen allerdings oft zu überschäumenden Charakter trug, vielleicht verziehen und er hätte sich nicht zu jenem ernsten und abmahnenden Schreiben veranlaßt gesehen, das ihm eine ziemlich kühle und abweisende Antwort von Seiten des gemaßregelten Wolfgang, der Vorstellungen nicht liebte, zu Wege brachte.

Ebenso, wie Klopstock ein Freund des Reitens und des Schlittschuhlaufens war, liebte er auch das Ballspiel auf freiem Felde ungemein. In Dänemark wußte er viele vornehme Damen dafür zu gewinnen. Wenn er im Spiel mit dem Ball nach Jemanden zu werfen hatte, so traf er diesen meist so kräftig, daß rothe oder blaue Flecken an der Schulter nichts Seltenes waren.

Wie er vortrefflich ritt, graziös auf Schlittschuhen lief und

gewandt Ball spielte, so war er auch ein ausgezeichneter Schwimmer. Wie er demnach im Winter über die festgefrorene Fläche der Seen, „Flügel am Fuß“, dahinglitt, so tauchte er im Sommer gern seine Glieder in die kühle, erfrischende Fluth. Als er einst mit dem Grafen Friedrich von Stolberg im Eutiner See badete und ganz besonders gelungene Proben seiner Schwimmkunst ablegte, so rief ihm sein Freund zu: „Was würde Lavater nicht darum geben, Sie zu sehen! Er ließe Sie wahrlich so in Kupfer stechen.“

Mit einem Worte, Klopstock konnte über seinen Körper gebieten und seine Gliedmaßen waren zu den mannigfachsten Verrichtungen geschickt. Auch im Billard- und Schachspiel stand er nur Wenigen nach. Im Schach freilich verfuhr er nicht immer nach Philidors Grundsätzen. Er gestattete sich z. B. gleich im Anfang des Spiels den Königsbauer zwei Schritte und den Königinbauer einen Schritt, ja sogar den Pion des Thurms zu ziehen. War Klopstock gleich sonst wenig eitel, so zeigte er sich doch erfreut und stolz, wenn er im Schachspiele gewonnen hatte. Dieser brennende Ehrgeiz, im Schach zu gewinnen, pflegt übrigens allen Spielern dieses den Geist so sehr anstrengenden und strategische Studien erfordernden Spiels eigenthümlich zu sein. Als Klopstock einst zwei Partieen und darauf sein Gegner eine verloren hatte, so rief Letzterer verdrießlich aus: „Dumm gespielt! Was ich doch für Fehler gemacht habe!“ „Nun, so dumm eben nicht,“ antwortete Klopstock, „mir däucht, ich habe meinen Plan sehr ausgeführt.“ Er wollte viel lieber, daß der Andere gut, als schlecht, gespielt habe, damit die Ehre des Gewinnens für ihn desto größer sei.

Wie Klopstock ein ganzer Mann war, wie er alle Glieder seines Körpers zum schnellsten und gewandtesten Dienste bereit hatte, so verlangte er auch, daß eine tüchtige, kräftige Persön-

lichkeit über den Vorrath ihrer geistigen Eigenschaften leicht und glücklich müsse verfügen können. Er verdammte demnach das Zerstreutsein, an welchem Fehler so viele berühmte Leute litten und in dem besonders der große protestantische Kirchengeschichtschreiber Neander Unglaubliches leistete. Auch Klopstock war früher von Zerstreutsein nicht frei gewesen. So hatte er einstmals mit dem Schlafrock auf die Straße gehen wollen. Von dem ehrwürdigen Neander cursirten auf der Berliner Universität in Betreff seiner, durch Zerstreutsein hervorgebrachten Unschicklichkeiten ganz merkwürdige Geschichten. Doch durch eisernen Willen war Klopstock über diesen Fehler Herr geworden. Hahn, dessen Name im vorigen Jahrhundert nicht unrühmlich genannt ward, litt sehr an dem Fehler des Zerstreutseins. Als er einst in Hamburg zum Besuche war und mit Klopstock auf dem Jungfernstiege spazieren ging, gab er sich in Bezug auf Zerstreutsein sehr bedenkliche Blößen. Klopstock blieb plötzlich stehen, zeigte mit dem Stock auf die Erde und sprach sehr ernsthaft: „Sehen Sie, mein lieber Hahn, dies ist Land!" Hierauf wies er mit dem Stock auf das schöne Alsterbassin und fuhr fort: „Das ist Wasser! das sage ich, damit Ihnen nicht einmal einfalle, auf der Alster spazieren gehen zu wollen. Denn ich kenne wirklich jemanden, der bei der Trave in Lübeck einmal das Wasser mit grünen Seelinsen bedeckt sieht, darauf hat gehen wollen, und bis über'n Kopf hinein geplumpt ist, so daß er fast elendiglich ertrunken wäre."

Hahn, der dem Meister einen Tadel natürlich nicht übel nahm, fragte ganz bescheiden: „Kann man sich denn auch die Zerstreuung abgewöhnen?"

„Man kann alles!" antwortete Klopstock in sehr bestimmtem Tone.

Die schönste und würdigste Seite in Klopstock's Charakteristik ist und bleibt aber sein Patriotismus, seine Liebe zu Deutschland

trotz der damals so mitleids- und fragwürdigen Gestalt des heiligen römischen Reiches deutscher Nation. (Ist Deutschland's politische Gestalt nicht leider noch heutzutage frag- und mitleidswürdig?) Er idealisirte sein Vaterland, um stolz darauf sein zu können. Wie ein rother Faden durchzieht alle seine Werke dies Hochgefühl, ein Deutscher zu sein. Der sonst so sanfte und geduldige Mann wird ungestüm und zornig, wo er einen Deutschen sich nur im Geringsten gegen die Pflichten des Patriotismus vergehen sieht. Die Scholiasten verbannt er aus seiner Republik, weil sie, gleichgültig gegen das deutsche Verdienst, nur die Griechen und Römer preisen. Er verlangt, daß die Gelehrten ihre Werke deutsch abfassen sollen, weshalb er sich gegen Ernesti und andere Philologen wendet, die bei einer seltenen Gelehrsamkeit doch in Bezug auf Deutschheit und Patriotismus noch sehr ungelehrt waren. Mit welchem Schwunge, welcher Begeisterung besingt er nicht in seinen Oden die verschiedenen ruhmwürdigen Seiten des deutschen Charakters! Wie ist er nicht bemüht, in seiner Hermannsschlacht und seinen übrigen Bardieten die germanische Urkraft zur Zeit des Augustus vor das Auge zu führen und dadurch zur Nachahmung zu entflammen! Deutsche ehrbare Sitte soll im Hause walten; deutsche Kraft soll in wohlgeübten Jünglingen und gestählten Männern dem Auslande Achtung und Scheu einflößen; deutsche Stoffe sollen von Dichtern und Künstlern behandelt und nichts der Fremde entnommen werden. Seinem Freunde Ebert, der bekanntlich so viel Verdienstliches in Bezug auf Uebersetzungen aus dem Englischen leistete (Ebert's Uebersetzung von Young's Nachtgedanken erklärte man bei ihrem Erscheinen als unübertrefflich) seinem Freunde Ebert ruft er folgende Verse zu, die da bekunden, wie er keineswegs ungerecht gegen das Ausland ist, sondern sich nur erlaubt, vor allem gerecht gegen sein deutsches Vaterland zu sein: „Von Tibur bist du mir lieb, sehr lieb vom

Hämus, lieb von Britanniens stolzem Eiland; allein geliebter, wenn du voll Vaterlands aus unsern Hainen kömmst."

Daß sein Patriotismus in übergroßem Eifer auch zuweilen verkehrte Pfade einschlug, darf nicht befremden, noch viel weniger die Achtung und Bewunderung vor einem so herrlichen Charakter mindern. Das Verkehrte in seinen patriotischen Bestrebungen war z. B. die Abschaffung der antiken Mythologie und die Einführung der nordischen Götterlehre, von der die Wenigsten etwas verstanden und die noch für die Mehrzahl der Jetztzeit ein böhmisches Dorf ist. An Gleim schreibt er einmal: „Nur Eins dauert mich, daß mein lieber deutscher Gleim griechische Götter in seinen Gedichten hat." Uebrigens ist in Bezug auf Patriotismus das Zuviel weit eher zu ertragen, als das Zuwenig. Es hat demnach nichts Komisches, sondern etwas Rührendes für uns, wenn Klopstock in einer seiner Oden, wo er zuerst gedichtet hatte: „Kein Tropfen röthe den Strom," plötzlich folgende Aenderung trifft: „Kein Tropfen fall' auf den Strom!" weil, während des Schaffens, sich ihm der Gedanke aufdrängte, es wachse in Deutschland kein rother Wein. Daß er sich hierin irrte und wir sehr schönen rothen Rheinwein haben, mindert nicht den Werth seines glühenden Nationalgefühls. Bei seinem Stolze auf sein Vaterland erfreute es ihn natürlich außerordentlich, Deutsche bei andern Völkern wegen ihrer Verdienste besonders geehrt zu sehen. Wie Musik klang es in seinen Ohren, als er vernahm, daß Gluck's Iphigenie mit so glänzendem Erfolge in Paris aufgeführt und der italienische Rivale, Piccini, gänzlich aus dem Felde geschlagen sei. Wie froh machte es ihn, daß die in London gefeiertste Malerin, Angelika Kanfmann, eine Deutsche sei! Wie schlug sein Herz so hoch, daß Italien, das Geburtsland Raphael's und Michel Angelo's, mit Bewunderung zu den Meisterwerken Raphael Mengs', des deutschen Malers,

emporblickte! Bei Klopstock's hohen Begriffen von Manneswürde und seinem lebhaften Freiheitsgefühle liebte er in Mengs außer dem Künstler auch den Menschen und den selbstbewußten Deutschen. Mengs nämlich weigerte sich, als er den Papst malen sollte, sich einer, die angeborne Menschenwürde erniedrigenden Sitte zu fügen, die bis dahin das römische Ceremoniell unerbittlich aufrecht erhalten hatte. Alle Maler nämlich, die den Auftrag bekamen, den Papst zu malen, mußten während der ganzen Zeit ihres Porträtirens auf den Knieen liegen. Mengs wollte sich einem solchen, den Menschen herabwürdigenden, höfischen Brauche nicht fügen, und der sonst so starre Vatican wich dem berechtigten Selbstgefühle des genialen deutschen Künstlers.

In Kopenhagen verkehrte Klopstock vorzüglich deshalb sehr viel mit einem Herrn Tiedemann, dem Hofmeister der Kinder des holländischen Gesandten, weil dieser tüchtige Pädagog außerordentlich belesen war und ihm von sämmtlichen Erfindungen der Deutschen auf's Ausführlichste zu erzählen wußte. Klopstock drang in diesen Herrn Tiedemann, doch ein Buch über die Erfindungen der Deutschen schreiben zu wollen, weil dadurch die vielen Verdienste, die sie sich um die Cultur erworben hätten, würden bekannter werden.

Alles, was schon die alten Römer von den Deutschen gerühmt hatten, wußte Klopstock auswendig.

Nicht minder groß, wie seine Liebe zu Deutschland, war seine Begeisterung für Recht und Freiheit. Brutus, der mit seinem Leben für die Republik gegen die hereinbrechende Alleinherrschaft eintrat, hatte seine ganze Bewunderung. Auf ein Petschaft, mit dem er an besonders geliebte Personen siegelte, hatte er den Kopf des Brutus einprägen lassen. Alles dagegen, was nach Unterdrückung und Knechtung aussah, haßte er, wie die Sünde. Hermann, der Deutschland's Selbstständigkeit,

deutsche Sprache und deutsches Wesen, gegen die Latinisirung des Varus gerettet hatte, war sein Liebling. Deshalb wollte er Hermann gern zum Härzer machen, da er ja selbst aus der altdeutschen und romantischen Harzgegend stammte. Friedrich der Große dagegen, der sich gegen deutsche Literatur und Kunst so gleichgültig bewies und bei den Franzosen in die Schule ging, ließ ihn kalt und entflammte ihn zu keinem einzigen Gedichte.

Niemand hat den Fürsten so die unverblümte Wahrheit gesagt, wie Klopstock. Zum Glück, daß der König Friedrich V. von Dänemark, mit dem unser Dichter so viel verkehrte, eine Persönlichkeit war, welche die Wahrheit vertragen konnte. Als ihn einst der König ersuchte, doch etwas aus seinen Werken vortragen zu wollen, so wählte er gerade eine Stelle, in der er den Brutus besonders verherrlicht hatte. Als er sich ein andermal mit dem dänischen Könige über einen Herrscher jener Zeit unterhielt, der sein Volk tyrannisch regierte, so erging er sich über ihn in den stärksten und sicher nicht hofmännischen Ausdrücken. Da Klopstock sehr laut sprach und sich im Saale viele hochgestellte und vornehme Personen von absolutistischer Gesinnung befanden, so führte der liebenswürdige und aufgeklärte Monarch, der sich durch den über seinen königlichen Bruder ausgesprochenen Tadel gar nicht beleidigt fühlte, unsern Dichter in eine Fensternische und sagte zu ihm lächelnd: „Bst! daß uns diese nicht hören!“ Er wies bei diesen Worten mit leichtem Zurückwenden des Hauptes nach einer Ecke des Saales, wo viele goldbebordete Hofherren mit sehr erstaunten Mienen nach dem „Wühlhuber“, wie man mit einem jetzigen Kunstausdrucke sagen würde, hinüberblickten.

Klopstock's Grundsatz war, daß, wo ein Volk die entschiedene Absicht kundthue, sich republikanisch gestalten zu wollen, von den göttlichen Rechten der Fürsten keine Rede mehr sein

dürfe. Treu diesem Grundsatze, erklärte er sich in dem nordamerikanischen Freiheitskriege, gleich Kant, zu dem er sonst in mannigfachem Gegensatze stand, für die sogenannten Rebellen. Klopstock pflegte zur Zeit des nordamerikanischen Unabhängigkeitskampfes häufig den Ausspruch zu thun: „Caesar äußert irgendwo: Si justitia laedenda est, regnandi causa laedatur; ich aber sage: Si justitia laedenda est, libertatis causa laedatur.“ Klopstock hatte einen Stock, der auf einem Felde bei Boston gewachsen und auf dem der Kopf des wackeren Benjamin Franklin ausgeschnitten war. Wenn er nun während des nordamerikanischen Freiheitskampfes von Jemanden Besuch erhielt, der, gleich ihm, auf Seiten der sogenannten Rebellen stand, so holte er den Stock hervor und bot den Kopf des edlen Patrioten zum Kusse dar. Kam ein Englischgesinnter darüber zu, so eilte er schnell mit seinem Stocke weg, um den Kopf des wackern Republikaners nicht von profanen Blicken beschauen zu lassen.

Hätte Klopstock um die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts gelebt, so würde er, ganz wie Humboldt, Varnhagen, Arndt, Jahn und andere deutsche Männer, mit der wärmsten Gluth seines durch und durch patriotischen Herzens auf Seiten der nationalen und freisinnigen Partei gestanden haben.

Nichts konnte ihn mehr empören, als wenn ein Vornehmer sich kein Gewissen daraus machte, mit dem Leben der niedrig Geborenen umzugehen, als ob es nicht den geringsten Werth habe. Eine seiner häufiger erzählten Geschichten war die, wo ein General, der ein Regiment Grenadiere gegen eine, auf der Spitze eines Hügels errichtete Batterie im Sturmschritt heraufführte, sich gegen die Gebote der Humanität vergangen hatte. Die feindlichen Feuerschlünde rissen nämlich ganze Reihen nieder und die sonst so tapfern Grenadiere, den unvermeidlichen Tod vor Augen, stutzten und wollten nicht weiterstürmen. Der Ge-

neral, vor Zorn außer sich, sprengte vor die Fronte und rief ihnen zu: „Hunde, wollt Ihr denn ewig leben?" Wenn Klopstock bei dieser Stelle seiner Geschichte anlangte, so erröthete er im Namen der beleidigten Menschlichkeit, sein Auge blitzte und er sprach mit gehobener Stimme:

„Warum es denn auch nicht einem dieser Grenadiere einfiel, zu sagen: „Hund, willst denn Du ewig leben? . . . und . . ."

Ein Mensch, der so sehr, wie Klopstock, das Volk liebte, wußte natürlich auch mit den niedern Schichten auf das Höflichste und Leutseligste zu verkehren. Er brauchte hierin keine Kunst zu legen, sondern nur dem freundlichen Zuge seines Herzens zu folgen.

Als er einst von Hamburg nach Kopenhagen zurückkehrte, so hatte man ihm ganz köstliche Häringe als Wegekost mitgegeben. An einem besonders schönen Vormittage saß er mit andern Passagieren auf dem Verdeck, und da er Hunger verspürte, so ließ er sich die Häringe aus der Kajüte heraufholen, von denen er mehrere mit dem größten Appetit verspeiste. Ein unweit von ihm sitzender Handwerksbursche hatte schon lange mit verlangendem Auge nach diesen köstlichen Häringen hinübergeschielt. Endlich siegte das heftige Verlangen, auch einen zu kosten, über jedes weitere Bedenken. Der Handwerksbursche griff also nach einer Gabel, fuhr mit derselben auf Klopstock's Teller, spießte einen der schönsten Häringe auf die Zinken, und, indem er den Raub schnell zum Munde führte, sprach er mit höflicher Verneigung gegen den ziemlich verdutzt aussehenden Dichter: „Mit Erlaubniß, Patron!" Klopstock's Gesicht, wenn er bei dieser Stelle seiner Geschichte anlangte, war köstlich. Er gab sich die größte Mühe, ernsthaft zu bleiben, aber die zwingende Komik der Situation machte sich seine Lachmuskeln bald unterthan. In dem Kreise der Klopstock'schen Freunde ward dies „Mit Erlaubniß, Patron!" zu einer feststehenden Redensart.

Wir könnten noch viele liebenswürdige, freisinnige, hochherzige Züge aus Klopstock's Leben anführen; doch denken wir, daß die bis dahin gegebenen Einzelnheiten seinen Charakter klar genug hervortreten lassen. Gediegene Männlichkeit war, wie gesagt, ein Hauptzug in seinem Lebensbilde. Er schildert sich selbst am Besten in folgenden Worten: „Ich kenne ein Gemälde von Vernet, es ist ein Sturm, und ein Schiff auf der See voll Leute, die alle verzagen und den Muth sinken lassen. Ein einziger Mann ist d'rauf, ein Steuermann, der immer noch arbeitet, und lenkt, und einen gewissen Felsen zu erreichen sucht. Ich liebe den Steuermann!"

Bei den Worten: „Ich liebe den Steuermann," flammte Klopstock's Auge, seine Gestalt hob sich und der sonst unscheinbare Mann glich einem Helden.

Ueber Klopstock's herrlichen Charakter hat Meta gegen Richardson die wahrsten und schönsten Worten gesprochen. Ihr Urtheil dürfen wir, nachdem wir auf's Gewissenhafteste Klopstock's Natur ergründeten, unverclausulirt unterschreiben. Es lautet:

„Doch, obgleich ich meine Freunde herzlich liebe, und sie auch recht gut sind, so ist doch bei allen Vieles zu entschuldigen, außer allein bei dem einzigen Klopstock. Er ist gut, ganz gut, bis auf den Grund, in allen seinen Handlungen, in jeder Falte seines Herzens."

Ueber seine Christlichkeit ertheilt ihm Meta großes und ebenfalls wohlverdientes Lob. Sie sagt in einem Briefe an ihre Schwester Schmidt:

„Ja, Ihr wißt nicht, welch ein Christ er ist! Aber nicht nur in der Empfindung, sondern auch in der Ausübung. O, wie streng ist er gegen sich selbst, so wenig er es bei Andern ist."

Daß Klopstock von der Sentimentalität, die im achtzehnten Jahrhunderte einen so merkwürdigen Gegensatz zu dem Atheismus und der Frivolität bildet, die von Paris aus ihren Umzug

durch Europa hielten -- wie wir leider noch jetzt die meisten dortigen Maskeraden mit- oder nachmachen — daß Klopstock von der Sentimentalität des achtzehnten Jahrhunderts nicht frei war, haben die geehrten Leser wol schon aus mannigfachen Aeußerungen entnommen, die wir uns von ihm anzuführen gestatteten. Aber für einen Dichter ist das Ueberschwellen des Gefühls weit weniger bedenklich, als die Kälte des Marmors. Ueberdies haben wir gar keine Berechtigung, von der kalten Verstandeshöhe unserer speculirenden Gegenwart mit Geringschätzung in die romantischen Thäler einer sentimentalen Vergangenheit herabzublicken. Wir theilen ganz die Ansicht Varnhagen von Ense's, der die Zeit der Empfindsamkeit für eine nothwendige Epoche unserer Kulturgeschichte erklärte. Klopstock schildert sich nun selbst in einer Ode, die „der Adler oder die Verwandelung" betitelt ist und deren Erhaltung wir Cramer'n zu verdanken haben. In folgenden Versen giebt er ein Bild von seinem sehr warmen Gefühlsleben:

„Als ich unter den Menschen noch war, da war ich ein Jüngling,
Weiblich und zart von Gefühl.
Ganz zur Empfindung der Liebe geschaffen. So zärtlich und fühlend
War kein Sterblicher mehr."

Im weiteren Verlaufe der Ode klagt er über sein „zu fühlendes Herz."

Aber neben dieser Weichheit war er auch wieder ganz Kraft und Männlichkeit.

Selbstgefühl, das kräftig organisirten Persönlichkeiten fast nie fehlt, zeigte auch Klopstock, doch nur, wenn er herausgefordert ward. Einer seiner genaueren Bekannten, dem in seinen Schriften manches allzu dunkel vorkam, wagte folgende Bemerkung: „Man wird Ihre Sprache in Deutschland nicht verstehen." „Nun," antwortete Klopstock etwas kühl und vornehm, „so muß ich so viel hinein zu legen suchen, daß man meine Sprache lernt."

Vor allem zeigte sich sein Selbstgefühl, wenn er mit hoch- und höchstgeborenen Persönlichkeiten verkehrte. Goethe, der in Verlegenheit gerieth, als ihm der Besuch des Königs von Baiern angezeigt ward, und der, wie Arndt erzählt, einer Gruppe junger Offiziere gegenüber, mit denen er sich unterhielt, und die kein weiteres Verdienst hatten, als die Söhne vornehmer Aeltern zu sein, Goethe, der jungen Offizieren gegenüber die Miene eines Aufwartenden hatte, würde sich an der freien und ungezwungenen Weise, mit der Klopstock sich im Verkehr mit hohen Personen darzustellen wußte, ein Beispiel haben nehmen können. Die größere Sicherheit und Unbefangenheit Klopstock's im Verkehr mit fürstlichen und hochgeborenen Personen, die er entschieden vor Goethe voraus hatte, erklärt sich einfach aus seinem freisinnigen Charakter, aus seiner Gleichgültigkeit gegen Orden und Titel, aus seinem warmen Pulsschlage für Recht und Freiheit, aus seiner Ueberzeugung, daß auf die Republik, als die vollkommenste Staatsform, stets das Auge zu richten sei. Es war deshalb für Klopstock durchaus keine Glückseligkeit, mit Fürsten bekannt zu werden. In einer Hofgesellschaft zu Kopenhagen, die zu Ehren eines auswärtigen, zum Besuche anwesenden Fürsten veranstaltet war, wurde Klopstock von einem, auf ihn zutretenden, Kammerherrn gefragt:

„Soll ich Sie nicht dem Prinzen präsentiren?"

„Hat der Prinz mich zu sehen verlangt?"

„Er hat noch nicht davon gesprochen, aber . . ."

„O! denn bei Leibe nicht präsentiren!" sprach Klopstock und zog sich aus dem Saale zurück, in dem gerade der Fürst weilte.

Aber Klopstock's Ruhm hatte damals schon zu große Dimensionen erlangt, als daß nicht die Fürsten, wenn sich ihnen die günstige Gelegenheit dazu darbot, bemüht gewesen wären,

eine persönliche Bekanntschaft zu machen. Unser Dichter ward demnach im Laufe des Abends aufgefordert, sich dem fremden Fürsten vorstellen zu lassen, und er trat so ruhig und sicher vor den Purpurgeborenen, daß er der Majestät des von Apollo Bekränzten nicht das Geringste vergab.

Zeigte sich übrigens Klopstock stolz gegenüber den Hohen und Vornehmen, so war er ganz Demuth bei'm Aufblick zu Gott. Das Wort des Paulus: „Was giebt's, o, Mensch, daß du nicht empfangen hättest!" dieses Wort, das der Creatur ihre gänzliche Abhängigkeit vom Schöpfer in's Gedächtniß zurückruft, war das Alpha und Omega seines Denkens. Auf seine geistige Begabung war er nicht im Mindesten stolz, sondern dankte in tiefster Demuth seinem Schöpfer, daß er ihm vor vielen Tausenden seiner Mitbrüder das Vermögen geschenkt habe, den Empfindungen seines Innern in lieblichen oder erhabenen Bildern Körper zu geben und durch sie die Menschheit zu erquicken, zu begeistern, zu erheben.

Voll Demuth vor Gott, voll Selbstgefühl vor den Menschen: so war unser Klopstock.

Gleich Stein und Arndt, wird Klopstock's Name in der deutschen Geschichte immerdar mit goldenen Buchstaben verzeichnet stehen, da deutsche Gesinnung und deutsche Thatkraft in ihm zur glücklichsten Ausprägung gelangten.

Der letzte Abschied vor ewiger Trennung.

Obgleich Meta sich schon in bedeutend vorgerücktem Zustande der Schwangerschaft befand und Klopstock demnach, wenn er einzig seinem Willen hätte folgen dürfen, sich keine Minute von seiner heißgeliebten Gattin getrennt haben würde, so mußte er dennoch für einige Wochen von ihr scheiden, da ihn unabweisliche Pflichten nach Dänemark riefen. Das Klopstock'sche Ehepaar verweilte nämlich den Sommer und Herbst des Jahres 1758 in Hamburg und Meta wollte hier im Kreise der Ihrigen ihre Entbindung abwarten. Der Arzt, der Meta behandelte und den Klopstock über die wahrscheinliche Zeit der Entbindung befragt hatte, beruhigte den ängstlichen Gatten dahin, daß er jedenfalls zu diesem hochwichtigen Momente werde zurückgekehrt sein können. Klopstock war nämlich im Stande, ganz genau zu berechnen, wie lange ihn seine Pflichten in Dänemark zurückhalten würden. So mußten sich die so heißliebenden Eheleute denn noch einmal von einander trennen; doch war dies der letzte irdische Abschied, da noch in demselben Jahre Meta's schöne Seele in die schönere Heimath abberufen ward.

Klopstock und Meta hatten Beide bei'm Abschiede mit fast übermenschlicher Kraft jede heftigere Bewegung in sich niederzukämpfen gesucht. Beide dachten an ihr Kind, dem sie mit so

unendlicher Liebe entgegenbangten, und dem eine Gemüthsbewegung der Mutter schädlich sein konnte. Demnach hatten Klopstock und Meta bei'm Abschiede unter Thränen gelächelt.

Hatte Klopstock sonst, wenn er von seiner Gattin getrennt lebte, immer das Bild der Vielgeliebten vor Augen, so umschwebten ihn jetzt zwei theure Bilder: das seiner Meta und das des Kindes, das ihm geboren werden sollte.

Wie Klopstock stets an das Kind dachte, mit dem Meta ihn, wie er inbrünstiglich hoffte, beschenken sollte, so sprach er folgerichtig, da der Mund von dem überfließt, wessen das Herz voll ist, in den Briefen an seine von ihm getrennte Gattin viel von dem theuren Pfande ihrer Liebe, das sie unter dem Herzen trug. Aus Lübeck, bevor er nach Travemünde weiterfuhr, schrieb er an Meta folgende, auf diesen Punkt bezügliche Zeilen:

„Ich sehe Dich schon so süß mit Deinem Kleinen vor mir sitzen. Du sprichst mit ihm von mir. Und wenn die kurze Zeit meiner Abwesenheit vorüber sein wird, dann wird unser Gott, wie ich zu ihm hoffe, mir Mutter und Kind geben. Und dann werden wir ihm Beide danken, und einst unser Kind mit uns. Es ist Dieß ein sehr ernsthafter, schöner und freudiger Gedanke. Unser Gott wolle ihn nach seiner Gnade, mit der er bisher über uns gewaltet hat, hinausführen! — Ich will mir keine Zeugnisse mehr von Andern geben lassen und Dir schlechterdings trauen. Du schreibst mir also immer aufrichtig, wie Du Dich befindest, und wie Du meine Abwesenheit erträgst."

Da wegen ungünstigen Windes sich seine Einschiffung verzögerte, so schrieb er noch einmal aus Lübeck an Meta, und zwar wiederum vorzüglich darüber, was seine ganze Seele beschäftigte. Die innigen Zeilen des im Vorgefühle der Vaterfreuden schwelgenden Klopstock's lauten:

„Weißt Du, womit ich mir mein Hiersein unter Andern

erleichtere? Ich denke daran, daß wir, durch die Hülfe Gottes, künftiges Frühjahr mit unserem Kleinen hier sein werden. Das hat mir bei meinem gestrigen Spazierritte besonders die Trave, die ich oft sah, angenehm gemacht, denn ich denke, daß wir wegen des Kleinen lieber die Trave heraufsahren werden, wenn's auch langsam gehen sollte. Ach, meine Meta, wenn wir Dieß erleben, so wollen wir unserm Gott noch recht danken. Laß unsere Hoffnung schon mit Dank verbunden sein!"

Natürlich waren Meta's Gedanken auf das Kind, das sie zur Welt bringen sollte, mit noch größerer Innigkeit gerichtet, als die Klopstock's. Am 2. August 1758 schreibt sie an ihren, auf der Reise befindlichen, Gatten:

„Ich kann den Gedanken von Dir zwar nicht zerstreuen und Das will ich auch nicht; aber ich kann ihm doch eine solche Wendung geben, daß ich ruhig bleibe. Ach, unser Gott begleitet Dich, und gibt Dich den Armen Deiner Frau und dem Hüpfen Deines Ungeborenen wieder."

Mit welcher Kraft Meta gegen den Schmerz ankämpfte, den ihr die Trennung von ihrem Manne verursachte, geht aus einem Zeugnisse hervor, das Elisabeth Schmidt, die uns wohlbekannte Schwester unserer Heldin, ausstellte, und durch das sie offenbar ihren Schwager über die Gesundheit seiner Frau zu beruhigen suchte. Dies Certificat lautet:

„Ich bezeuge hiermit auf meine Ehre, daß Meta Klopstock sich so gut aufführt, daß ich alle Augenblicke darüber erstaune. Nein, ich würde nicht ruhig sein, gewiß nicht und wenn ich's auch tausend Mal meinem Mann zugesagt hätte. Halb ärgre ich mich, daß sie so ist. Nein, diese Liebe zum Manne ist zu stark: aus Liebe zu ihm sogar ruhig zu sein.

Elisabeth Schmidt."

Den siebenten August, den Sterbetag ihres Vaters, ver-

brachte Meta in sehr ernsten Gedanken. Allein über der wehmüthigen Erinnerung an den Dahingeschiedenen vergißt sie ihren Klopstock doch keinen Augenblick. Gleich am Morgen, als sie aufstand, sah sie aus dem Fenster, um zu erspähen, ob ihr Gatte guten Wind zu seiner Seefahrt haben werde. Am Morgen war Westwind, der aber später in Ostwind umschlug.

Fast an jedem Tage während ihres letzten Getrenntseins schrieb sie ihrem Gatten, bald kürzer, bald länger, aber immer voll unendlicher Zärtlichkeit. Am zehnten August schließt sie ihren Brief:

„Wie schmachte ich nach Dir! Ich habe Dich unaussprechlich zärtlich lieb. Es ist schwer, schwer, ohne Dich zu leben, wenn man mit Dir gelebt hat."

Ebenso fleißig und zärtlich, wie Meta an Klopstock schrieb, schrieb auch der heißliebende Mann an sein theures Eheweib und dachte stündlich an sie. Aber jetzt konnte er seine Meta sich nur im Zusammenhange mit dem Kinde denken, das sie als theures Pfand in ihrem Schooße barg. Kaum war er in Bernstorff angelangt, so richtete er folgende Zeilen an sie:

„Wie zärtlich ich Dich und Dein Kind küsse! Ich weiß nicht, ich habe seit meiner Abreise eine ganz besondere feste Hoffnung, daß Dir unser Gott ein gutes Wochenbett geben wird."

Daß Meta in ihrem Briefe an Richardson die vollste Wahrheit gesagt hatte, als sie erwähnte, wie sie, obgleich schon seit vier Jahren verheirathet, ihren Klopstock doch noch so liebe, als ob er ihr Bräutigam wäre, beweis't die unbeschreibliche Freude, die sie empfand, als sie durch einige Zeilen ihres Mannes vergewissert ward, daß er glücklich in Dänemark an's Land gestiegen sei. Gerade, als sie mit ihren Verwandten bei Tische saß, ward ihr der Brief ihres Mannes eingehändigt. Sie konnte nicht mehr essen, sondern mußte sogleich aufstehen und war wie außer

sich vor Wonne und Seligkeit. Thränen stürzten aus ihren Augen, und damit ihre Verwandten ihr diese große Erregung nicht zum Vorwurf machen möchten, eilte sie auf ihre stille Kammer, wo sie auf die Kniee sank und Gott unter heißen Thränen dafür dankte, daß er ihren Klopstock so gnädig behütet habe.

„Er versteht ja unsre Thränen so sehr!“ ruft sie aus.

Natürlich war das Hauptthema der beiderseitigen Briefe unsers herrlichen Ehepaars das zu erwartende Kind, dem sie mit religiöser Zärtlichkeit entgegenharrten. Klopstock schreibt hierüber:

„Du kleine Mutter, daß Dein Kind, mit dem Gott sein wolle! Dir nun schon mehr Schmerzen macht, darüber freust Du Dich gewiß mehr, als Du Schmerzen empfindest?“

Meta antwortet auf diese Anfrage:

„Du hast recht, daß ich mich mehr über die Ursache der Schmerzen freue, als die Schmerzen fühle. Sie haben noch nie eine andere Wirkung gehabt. Ich denke, es soll mit den ernsthaften Schmerzen auch so gehen.“

Auf's Neue gedenkt Klopstock des vorgerückten Zustandes von Meta's Schwangerschaft in folgenden Zeilen:

„Du liebe Meta! Du kannst kaum mehr gehn? Ich kann Dir nicht beschreiben, wie mich das rührt. Nun, unser Gott wird mit Dir sein! Er wird vornämlich dann mit uns sein, wenn Du mich noch viel mehr rühren wirst. Ich drücke Dich auf's Innigste an mein Herz.“

Zu unserer Freude ersehen wir aus einem Briefe Meta's vom ersten September, daß sie sich verhältnißmäßig sehr wohl befindet. Obgleich sie überaus große Sehnsucht nach Klopstock hat, so bittet sie ihn doch dringend, sich nicht eher auf die Reise zu begeben, als bis der Mondschein die nächtige Fahrt auf dem Meere aufhelle und weniger gefährlich mache.

Natürlich verging keine Stunde des Tages, wo Klopstock

sich nicht mit dem Gedanken beschäftigte, ob Meta's Entbindung ohne Gefahr vorübergehen werde. Er schreibt hierüber an Meta und meint ganz richtig, daß es gut sei, wenn sie sich häufig diesen gefährlichen Zeitpunkt vergegenwärtige, um sich für den Kampf und das Leiden stark zu machen. Seine Aeußerungen sind diese:

„Meine Zuversicht, daß unser Gott Dich mir lassen wird, dauert noch immer; ob ich gleich damit nicht sagen will, daß sich nicht zuweilen ein Wölkchen darüber ziehe. Es gibt leichtere und schwerere Stunden der Prüfung. Die jetzigen sind die schwereren. Laß uns wachsam sein, meine liebe Meta, daß wir uns völlig unserm Gott überlassen. Dieser ernsthafte Gedanke beschäftigt mich oft. Was meinst Du, wenn wir uns darüber schrieben, um uns stark zu machen? — Ach, wie mein Herz an Deinem Herzen hängt!“

Die Antwort seiner Frau bewies unserm Klopstock, wie sie sich der Gefahr, der sie entgegenging, vollkommen bewußt war, und wie sie, wohin sich auch die Weisheit des Schöpfers entscheiden werde, den Beschluß ihres himmlischen Vaters mit Demuth hinzunehmen bereit sei.

Ganz wie der König Friedrich Wilhelm III. und seine herrliche Gemahlin Luise, die ebenfalls ein so schönes Bild der glücklichsten und einer wahrhaft christlichen Ehe darstellten, ganz wie das edle preußische Königspaar, wurden auch Klopstock und Meta bei ihrer letzten irdischen Trennung noch durch gegenseitige Unruhe über ihr körperliches Wohlbefinden heimgesucht. Bekanntlich war, als die Königin Luise auf dem Schmerzenslager zu Hohen-Zieritz lag, auch der König in Charlottenburg erkrankt, und die zärtliche Gattin klagte inmitten ihrer eigenen körperlichen Leiden, die sie ganz vergaß, nur darüber, daß sie ihren vielgeliebten Eheherrn in seiner Krankheit nicht pflegen könne. So

auch ward Meta auf's Ernstlichste beunruhigt, als sie vernahm, daß Klopstock sich mit einer nicht unbedenklichen Halsentzündung zu plagen habe.

So sehr Klopstock, wie wir aus seinem Gespräche mit Hahn entnahmen, das Zerstreutsein tadelte und behauptete, daß man sich diesen Fehler sehr gut abgewöhnen könne, so verfiel er bei seinem letzten Getrenntsein von Meta doch auch in diese von ihm so gerügte geistige Unart. (Wir bemerken übrigens, daß die große Sorge um die bevorstehende Entbindung Meta's ein Zerstreutsein schon entschuldigte.) Er hatte nämlich an Basedow nach Soroe geschrieben und sehr über seinen bösen Hals geklagt. Zu gleicher Zeit lag ein Brief an Meta fertig auf seinem Schreibtische. Nun couvertirte er beide Briefe schnell, damit sie sich noch von der Post angenommen werden möchten, wo er sie selbst abgeben wollte. In der großen Eile machte er sich einer Verwechselung schuldig. So bekam Meta den Brief, worin er sich gegen Basedow weitläuftig über seinen bösen Hals ausließ. Hierdurch erfuhr sie, wie es viel schlimmer mit Klopstock's Uebel stehe, als er ihr mitzutheilen für gut befunden hatte. Doch eine Tröstung für diese große Beunruhigung wider Willen erhielt sie durch Das, was Klopstock an Basedow über sie geschrieben hatte. Seine unendliche Liebe zu ihr war hier so warm, so beredt ausgedrückt, daß sie diese Stelle wol hundertmal an ihre Lippen führte. Denn war sie gleich von Klopstock's Liebe so sicher, wie von ihrem Dasein, überzeugt, so beseligte es sie doch jedesmal, für diese wonnige Gewißheit neue, wenngleich überflüssige, Proben zu empfangen. Ihr Brief an ihren Gatten, worin sie ihm von dieser Verwechselung berichtet, giebt Zeugniß von ihrer großen Sorge um seinen Gesundheitszustand, aber auch von der unbeschreiblichen Freude, die sie bei dem Gedanken des baldigen Wiedersehens empfindet. Sie schreibt:

„Wie lieb ich Dich habe! Ja, Das läßt sich nicht sagen! Und wie mir sein wird, wenn ich Dich wiedersehe, davon habe ich keine Vorstellung. Mir schwindelt, wenn ich daran gedenke; so wie wenn ich die erste Stimme meines Kindes hören werde. Gestern fuhr ich vier Stunden spazieren. Welchen Weg? Ja, ich konnte keinen andern Weg fahren, als den Weg nach Lübeck, ob ich gleich wohl wußte, daß Du gestern noch nicht kommen würdest. Es war mir nicht möglich, einen andern zu fahren. Gute Nacht bis Morgen! Ach, laß Deinen morgenden Brief mir sagen, daß Du abgehst, daß Du abgegangen bist, daß Du kommst, daß Du kommst! daß ich diesen Brief umsonst schreibe und Dich bald in meine Arme schließe! Ach, Du Einziger! komm! komm! komm!"

Klopstock's Liebe, obgleich wol ebenso groß, wie die seiner Gattin zu ihm, ist doch ruhiger, gehaltener, indeß nicht minder wahr, nicht minder warm, nicht minder hingebend. Wir sehen seinen Gemüthszustand aus folgenden Zeilen:

„Meine ganze Seele verlangt darnach, Dich wieder zu sehen, aber ich mag nicht Viel davon schreiben. Es bewegt mich zu sehr. Und ich will diese Bewegung gern zurückhalten, weil ich gern mit Ruhe und Unterwerfung diesen Tag der Freude erwarten will. Thue Du das auch, meine beste Meta! — Meine Hoffnung, daß unser Gott Dich mir lassen wird, war gestern lebhaft. Sie wurde es besonders durch die Beschreibung Deines Wohlbefindens. Aber ich darf mir diesen Gedanken kaum recht denken. Er rührt mich zu stark! — Unser Gott wird es Alles nach seiner Weisheit und Liebe machen! O, welch eine wahre, nicht unruhige Glückseligkeit liegt in diesem Gedanken, wenn man sich ihm recht überläßt!"

Am Schlusse seines Briefes spricht sich Klopstock in Bezug

auf die bevorstehende Entbindung seiner Meta wiederum sehr hoffnungsvoll aus. Er schreibt:

„Wir haben so viel Ursache zu hoffen, daß Dich Gott mit einem gesunden Kinde segnen und mich mit Dir und dem Kinde segnen wird!"

Meta's unendliche Sehnsucht nach Klopstock, die durch seine bald darauf erfolgende Ankunft glücklicher Weise befriedigt ward, geht aus folgenden kurzen, aber sehr beredten, Zeilen hervor:

„Ach, wenn Du denn ankommst! — Nein, ich kann, ich darf mir Das nicht vorstellen, Dich wirklich wieder in diesen Armen haben! Dich küssen! Dich sehen! Es kommt mir jetzt vor, als wenn das Sehen das Süßeste ist."

Aus Lübeck bekommt Meta den 26. September einen kurzen Brief, daß Klopstock sie bald in seine Arme schließen werde. Denselben Tag hatte sie an Klopstock geschrieben, damit ihn bei seiner Landung, die sie ungefähr berechnen konnte, einige Zeilen von ihr zärtlich bewillkommnen möchten. Dies ist der letzte Brief, den sie an Klopstock schrieb, und wir lassen ihn deshalb ganz hier folgen. Er lautet:

„Ich muß meinen Einfall ausführen und Dir nach Lübeck schreiben. Denn nach Kopenhagen nun nicht mehr, nun nicht mehr! — unser Gott wird mit Dir sein. Ich habe eben mit meiner vollen Zuversicht für Dich gebetet. — Eben kriegte ich Deinen Brief, wie ich anfing, recht traurig zu werden. Ich habe nicht Zeit, Dir viel zu schreiben. Ich würde Dir jetzt alle Tage nach Wandsbeck entgegen fahren, wenn ich nicht seit einiger Zeit einen Fluß auf den Augen und den Schnupfen hätte. Dieß wird meinen Anblick nicht so heiter machen, als wenn Du vorige Woche gekommen wärst. Sonst befinde ich mich ganz vortrefflich."

Indem wir uns noch einmal die unbeschreibliche Zärtlichkeit vergegenwärtigen, die in dieser selten glücklichen Ehe ununterbrochen herrschte, erfüllt doppelte Wehmuth unser Herz, wenn wir den trüben Augenblick immer näher und näher kommen sehen, wo dies schöne Band zerrissen und Klopstock seiner Meta beraubt sein wird.

Wahrlich, er wäre seinem Schmerze erlegen, hätte ihn nicht der Gedanke an das Wiedersehen in einem besseren Jenseits aufgerichtet.

Ein Klopstock konnte weinen und bangen, aber niemals verzweifeln oder irre werden an der Güte seines Gottes, der für die vergänglichen Schmerzen des Diesseits in der ununterbrochenen Seligkeit des Jenseits den Frommen so reichen Lohn gewährt.

Folgende schöne, aus gläubigstem Herzen gedichtete Verse des Messiassängers scheinen mir am geeignetsten zu sein, um uns zu dem schweren Augenblicke vorzubereiten, wo wir mit Klopstock an dem Schmerzenslager seiner Gattin beten und weinen werden, aber leider nicht helfen können. Diese Verse, die uns aufrichten sollen, lauten:

„Nah' ist meines Helfers Rechte;
Sieht sie gleich mein Auge nicht!
Weiter hin im Thal der Nächte
Ist mein Retter und sein Licht!
Ja, dort wird mir Gott begegnen!
Dort wird mich sein Antlitz segnen!
Jetzt, jetzt ist die Prüfungszeit!
Jetzt sei, Seele, stark im Streit!"

Der Tod der Gerechten.

Wenn Klopstock, sowie sämmtliche Verwandte und Freunde seiner Frau, dem Novembermonate, weil in ihm Meta's Entbindung bevorstand, in großer Beängstigung entgegensahen, so hatten sie hierzu die begründetste Veranlassung. Ist überhaupt die Entbindung in dem Leben jeder Frau ein sehr bedenklicher Moment, so mußte man bei Meta sich zwiefach ängstigen, da drei frühere Entbindungen einen unglücklichen Verlauf genommen hatten. Damit sie nicht auf's Neue in ihren Hoffnungen getäuscht werden möge, war sie, wie wir wol schon früher erwähnten, in Hamburg geblieben, um geschickte, mit ihrem Zustande vertraute Aerzte in ihrer Nähe zu haben. Alles, was geschehen konnte, um eine glückliche Entbindung herbeizuführen, war auf's Unermüdlichste in's Werk gesetzt worden. Vor Allem war man bedacht, Meta in stets heiterer Stimmung zu erhalten. Da nun aber Sonnenschein oder Regen an ihrem geistigen Horizonte heraufzogen, jenachdem Klopstock in ihrer Nähe oder entfernt von ihr weilte, so hatte sich der heißliebende und sehr besorgte Ehegatte seit seiner Rückkehr von Dänemark auch keinen Tag von ihr getrennt, sondern umgab und unterhielt sie zu jeder Minute. Sie war deshalb heiter und glücklich. Ihre Verwandten und Freunde thaten alles, um sie in dieser still-heiteren Stimmung

zu erhalten, womöglich dieselbe zur Fröhlichkeit zu steigern. Meta ihrerseits ließ nichts außer Acht, was von ihrem Zustande geboten war. Sie hütete sich vor jedem Aerger, machte sich viele Bewegung und fuhr häufig spazieren. Demnach hoffte Jeder, daß der Act der Entbindung diesmal den gewünschten Verlauf haben werde.

Nachdem Meta schon am Donnerstag, den 23. November, falsche Wehen gehabt hatte, stellten sich am Montag Nachmittag die rechten Wehen ein. Es begannen jetzt, wie Henriette Paalzow in einem Briefe an die Gräfin von Ahlefeldt so schön sagt, jene „heiligen Schmerzen, die jede Frau mit eben so viel Hoffnung als Furcht erwartet.“ Da Anfangs sich Alles ganz gut und regelmäßig anließ, so hoffte man auf einen glücklichen und normalen Verlauf. Indeß der Abend und die Nacht vom Montag auf den Dienstag verflossen, ohne daß die Entbindung vor sich gegangen wäre. Man schickte deshalb gegen drei Uhr in der Frühe zum Arzte. Als dieser erschien, erklärte er, daß nach Umständen alles gut wäre, und da die Wehmutter vorher schon dasselbe gesagt hatte, so steigerte sich wieder die Hoffnung auf einen glücklichen Ausgang, die bei der Umgebung, mit Ausnahme von Klopstock, schon äußerst gesunken war. Auch Meta, die übrigens von einer bewundrungswürdigen Standhaftigkeit, vom Anbeginn bis zum Schlusse der Katastrophe, sich zeigte und deren Seelengröße mit zunehmender Gefahr in immer herrlicherem Glanze hervortrat, auch Meta fühlte sich durch die Aussage des Arztes besonders gestärkt und gekräftigt. Leider aber wurden bald nach seinem Fortgange die Wehen immer schwächer und schwächer, während sie doch stärker werden mußten, wenn die Entbindung auf naturgemäße Weise verlaufen sollte. In der Angst ihres Herzens schickte Meta's Umgebung wieder zum Arzte. Als dieser auf's Neue erschien, fand er Meta schon sehr kraftlos

und erkannte, daß sie mit Instrumenten entbunden werden müsse. Er selbst, da er keine leichte Hand hatte, wollte sich der Operation nicht unterziehen, sondern rieth, einen geschickten Accoucheur, der sich damals in Hamburg eines großen Rufs erfreute, holen zu lassen. Derselbe kam nach ungefähr einer halben Stunde, versuchte die Entbindung mit Instrumenten, doch es glückte nicht. Er zog sich zurück, mit der Erklärung, daß menschliche Kunst hier weiter nichts vermöge. Meta litt jetzt namenlos, unbeschreiblich, aber ihre christliche Ergebung ließ sie inmitten der schrecklichsten Qualen kein Wort der Verzweiflung ausstoßen. Klopstock, der häufig hinausgehen mußte, um in seinem Zimmer zu beten und Gott um Kraft für Meta und sich anzuflehen, sprach, wenn er an ihr Schmerzenslager trat, nicht von der Hoffnung, daß sie noch eine glückliche Entbindung haben werde, sondern von der Pflicht des Christen, sich demüthig jeder Schickung des Allweisen und Allbarmherzigen zu unterwerfen. Es bedurfte dieser Ermahnung eigentlich nicht, da Meta mit übermenschlicher Kraft die schrecklichsten Qualen erduldete. Klopstock sagte zu ihr, daß ohne den Willen ihres himmlichen Vaters kein Haar von ihrem Haupte fallen könnte. Dann sprach er ihr die Strophe eines geistlichen Liedes vor, das er vor Kurzem vollendet hatte. Er war aber so bewegt, daß er bei jedem einzelnen Verse einhalten mußte. Diese Strophe, die Klopstock mit fast gebrochener Stimme sprach und auf die Meta trotz ihrer fürchterlichen Pein mit großer Aufmerksamkeit und freudiger Andacht horchte, ist dieselbe, durch die wir am Schlusse des vorigen Kapitels Seelenstärke zu gewinnen suchten, um dem schmerzlichen Schauspiele, bei dem wir jetzt zugegen sein müssen, nicht zu unterliegen, sondern, beglückt durch die Standhaftigkeit, die wahrhaftes Christenthum verleiht, religiös befestigt und sittlich gehoben, daraus hervorzugehen.

Als Klopstock die freudige Zuversicht in Meta's Auge be-

merkte, obschon über ihre Wangen bereits die fahlen Streifen des Todes glitten, neigte er sich über sie, küßte ihre kalte Stirn und sprach, wie sehr er durch die Gnade einer solchen außerordentlichen Standhaftigkeit, die ihr widerführe, gestärkt werde. Es ist dies ein neuer und wahrlich ein sehr sprechender Zug von der tiefen Religiosität, von der ächten Christlichkeit, die des Klopstock'schen Ehepaares schönster Schmuck war. Ein anderer, mehr weltlich gesinnter Mann, der seine Frau solche unendliche Qualen mit so bewundrungswürdiger Standhaftigkeit hätte ertragen sehen, würde ausgerufen haben: „Meta, Du bist eine Heldin! Die Märtyrerinnen sind klein neben Dir." Klopstock sah in ihrer Standhaftigkeit ein Geschenk, eine Gnade von Oben, und Meta nickte ihm, lächelnd in namenloser Pein, freundlich zu, da er die Kraft ihrer Seele auf die rechte Quelle zurückführte. Also Klopstock, während er das Theuerste, was er auf Erden besaß, zu verlieren die schmerzlichste Aussicht hatte, und Meta, während sie unsägliche Qualen erduldete, neigten sich in Demuth und Dankbarkeit vor dem Throne eines allgerechten und allbarmherzigen Gottes und erkannten in dem Leide, das er ihnen nicht ersparen konnte, noch seine alliebende Vaterhuld. Als Klopstock nach längerer Entfernung, während er in inbrünstigstem Gebete seine Seele vor Gott ausgeschüttet hatte, wieder in's Zimmer trat, war Meta unterdeß aus dem Bette gebracht und auf einen Stuhl gesetzt worden. Sie litt gerade in diesem Augenblicke unendlich und die furchtbaren Schmerzen prägten sich deutlich auf ihrem Antlitze aus, das schon einer Todten ähnlich war. Ihre treuen blauen Augen leuchteten mit himmlischem Glanze dem eintretenden Gatten entgegen. Klopstock war von diesem Anblicke so bewegt, daß er kaum sprechen konnte. Er trat nahe an sie heran und flüsterte mit überströmenden Augen: „Der Allerbarmherzigste ist mit Dir!"

Die Weihe, mit der Klopstock diese Worte sprach, sowie der tiefe Schmerz in den Mienen der sie umgebenden Personen, steigerte Meta's Vermuthung zur Gewißheit, daß sie sterben müsse. Allein ihre Festigkeit verließ sie darum keinen Augenblick. Klopstock konnte den fortwährenden Anblick ihres Leidens nicht aushalten. Er ging von Zeit zu Zeit in sein Zimmer, sank auf die Kniee und betete unter Thränen zu seinem Vater über den Wolken, auf den er so fest vertraute. Wenn Klopstock dann, gestärkt durch das Gebet, wieder in's Zimmer trat und in Meta's Auge das freudigste Gottvertrauen schimmern sah, während ihr armer Leib in Todesschmerzen zusammenzuckte, da überkam es ihn, dem Schöpfer zu danken für seine so sichtbare Hülfe inmitten so großen Herzeleides und zu der Schwerleidenden nahe hintretend, sprach er, wie sichtbar die Gnade des himmlischen Vaters mit ihr wäre.

Unterdeß brach der Abend herein und Meta's Zustand ward mit jeder Secunde beunruhigender. Der Arzt, der fast rathlos war, meinte, daß ein Aderlaß ihr Erleichterung verschaffen werde und man traf deshalb die dazu nöthigen Vorbereitungen. Vor-Allem mußte man Licht hereinholen, da es im Zimmer bereits ganz dunkel war. Klopstock konnte, da das Licht dicht neben das Bett Meta's gestellt ward, jetzt zum ersten Male nach mehreren Stunden ganz deutlich die Mienen seiner so unendlich leidenden Gattin sehen. Die fahle Farbe des Todes war auf ihrem Antlitze, und ein Jeder fühlte, daß Meta nur noch auf kurze Zeit dem Diesseits angehöre.

Der Arzt ließ ihr jetzt zur Ader, wodurch Meta sich für einige Augenblicke erleichtert fühlte. Bald aber ward ihr Zustand wieder schlimmer und die so sehr gewünschten Wehen stellten sich nicht ein. Demnach blieb nichts übrig, als zu einer künstlichen Entbindung zu schreiten. Wir wissen bereits, wie der herbeige-

rufene Accoucheur eine künstliche Entbindung als erfolglos abgelehnt hatte, aber der Hausarzt, der treue Freund der Moller'schen Familie, wollte bei höchster Gefahr dieselbe jetzt versuchen. Klopstock ward von dem Arzte bei Seite genommen, der ihm erklärte, daß eine Operation unerläßlich sei, daß er aber keineswegs einen glücklichen Erfolg versprechen könne. Möglicherweise werde Meta während der Operation sterben, da ihre Schwäche das Schlimmste befürchten lasse. Nichtsdestoweniger glaube er die künstliche Entbindung verantworten zu können, da ohne sie Meta's Tod gewiß sei, während in ihr doch die Möglichkeit einer Rettung dargeboten werde. Klopstock erklärte, seine Gattin auf die Operation vorbereiten zu wollen, fühlte aber, daß ihm die Kraft fehle, während des entscheidungsvollen Moments im Zimmer zu bleiben. Blaß wie der Tod, aber in gefaßter Haltung, näherte sich Klopstock dem Kopfende von Meta's Schmerzenslager. Mit ihrem treuen blauen Auge sah sie ihn, als er sich über sie beugte, voll unendlicher Zärtlichkeit an. Leise, aber mit fester Stimme, sprach er zu ihr:

„Ich halte Dir mein gegebenes Versprechen, meine Meta, und sage Dir, daß Dein Leben, wegen Deiner großen Schwäche, in Gefahr ist."

„Kann ich in der Operation sterben?" fragte sie ruhig, als ob es sich um eine Dritte handele.

„Du kannst in der Operation sterben; aber ich fürchte Deine Schwäche noch vielmehr, an der Du hernach sterben kannst."

Und nun sprach Klopstock mit unendlicher Innigkeit und tiefergreifend, wie Gott mit seiner Hülfe stets uns nahe sei, wenn Noth und Gefahr uns umdrängten, wie er Denjenigen, die er am Würdigsten befunden, gerade die schwersten Prüfungen auferlege, da schwache und leichtsinnige Gemüther, die, wie das Rohr bei'm Sturme, zusammenknickten, die Probe nicht bestehen

würden. Er neigte sich wie segnend auf seine todesblasse Gattin, indem er über ihr den Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes nannte. Der Arzt machte jetzt ein Zeichen, daß Klopstock weggehen möge, indem keine Zeit zu verlieren sei. Dieser, in Bewußtsein, daß ihm die Kraft fehle, der Operation beizuwohnen, schickte sich an, Abschied von Meta zu nehmen. Ihre eiskalte Stirne küssend, sprach er:

„Ich fürchte nicht, daß Du in der Operation stirbst; aber es kann geschehen. Nun, der Wille Desjenigen, der Dir unaussprechlich hilft, geschehe! Ja, wie Er will! wie Er will!"

„Er mache, wie Er es will!" anwortete Meta, „und Er wird es gut machen!"

Diese letzten Worte sprach sie mit einem besonders starken Tone der Freude und Zuversicht.

Indem Klopstock schon vom Bette zurückgetreten war und den Fuß bereits zum Weggehen aus dem Zimmer angesetzt hatte, kehrte er noch einmal an Meta's Schmerzenslager zurück und sprach:

„Du hast wie ein Engel ausgehalten! Gott ist mit Dir gewesen! Gott wird mit Dir sein! Der Allerbarmherzigste ist mit Dir gewesen! Sein großer Name sei gepriesen! Er wird Dir helfen. Wenn ich das Unglück hätte, kein Christ zu sein, so würde ich es jetzt werden!"

Ueber Klopstock's Mienen war während dieses Zwiegesprächs hohe Freudigkeit ausgegossen. Meta's seelenvolle Züge schimmerten schon in dem Glanze der Verklärung.

Elisabeth Schmidt, die treue Schwester, blickte mit Thränen der Rührung auf dies seltene Ehepaar, das inmitten des höchsten Erdenschmerzes nicht klagte und jammerte, sondern Gottes Vatergüte pries und Standhaftigkeit im Leiden nicht als eigenes Verdienst ansah, sondern als ein Geschenk vom Allerhöchsten.

Noch einmal wandte Klopstock das Antlitz seiner Meta zu und sprach:

„Sei mein Schutzengel, wenn es unser Gott zuläßt!“

„Du bist der meinige gewesen,“ antwortete sie mit einem Blicke dankbarster Zärtlichkeit.

Unter diesem Sonnenblicke aus dem schon verklärten Antlitze seiner über Alles geliebten Meta fühlte Klopstock seine Kraft schmelzen; er stürzte aus dem Zimmer und sank, in seiner Stube angelangt, auf die Kniee, heiß und inbrünstig zu seinem himmlischen Vater betend. Mit übermenschlicher Kraft betete er nicht für einen glücklichen Ausgang der Operation, sondern um völlige Unterwerfung in den Willen Gottes, was auch seine Weisheit beschließen möge.

Als Klopstock hinausgeeilt war, trat Elisabeth Schmidt, die treue Schwester, an Meta's Lager und sagte:

„Ich will unter der Operation bei Dir bleiben.“

„Gott segne Dich dafür, meine Schmidt,“ antwortete Meta und sah sie mit dem ruhigen, heitern Lächeln eines Engels an.

Obgleich ihr eine so schmerzhafte Operation unmittelbar bevorstand, so zagte und bangte sie doch nicht. Der Schild felsenfesten Vertrauens deckte sie gegen Alles.

Es waren überhaupt starke, tapfere Charaktere, diese Geschwister Moller. Elisabeth Schmidt, die jetzt mit so umsichtiger Sorge und so reichem Troste an Meta's Krankenlager stand, hatte vor acht Tagen ihr jüngstes Mädchen verloren, ihr Mutterherz demnach eine Wunde empfangen, die niemals ganz geheilt wird und die zur Stunde noch heftig blutete und schmerzte.

Während der Arzt die letzten Vorbereitungen zur Operation traf, fragte Meta ihre Schwester:

„Sollte wohl mein Tod so nahe sein?“

„Ich kann Das nicht bestimmen", anwortete Elisabeth Schmidt ausweichend, denn sie hatte keine Hoffnung mehr.

„Ja, mein Mann hat mir Alles gesagt, was geschehen kann; ich weiß Alles."

„Nun," entgegnete die Schwester, „Du bis auf Alles gefaßt, Du stirbst ruhig und selig."

Bei Meta's unerschütterlichem Gottvertrauen hielt Elisabeth es nunmehr für unrecht, die Gefahr noch weiter bemänteln zu wollen.

„Ach, Gott muß mir viel vergeben", antwortete Meta, die Hände faltend, „doch ich denke an meinen Erlöser, an den ich glaube."

Die jetzt beginnende Operation hatte nicht den gewünschten Erfolg. Uebrigens darf man dem Arzte keinen Mangel an Geschicklichkeit vorwerfen, da sich bei späterer Leichenöffnung herausstellte, daß Meta's Körper so gebaut war, daß sie niemals hätte ein Kind gebären können. Freilich sind die Aerzte, wenn sie mit ihrer Kunst scheiterten, um Ausreden nie verlegen.

Wenn nun die Operation also leider unglücklich ablief, so hatte Meta — und dies gereicht zum großen Troste — während sie dieselbe bestand, nicht viel zu leiden. Zu ihrer Schwester Elisabeth, die mit tröstendem Worte an dem Kopfende ihres Lagers stand, sprach sie:

„Ich fühle nicht viel, Schmidt, ganz wenig fühle ich."

Freilich mochte Meta, die, obgleich schon von den Fittigen des Todesengels umrauscht, dennoch den liebenden, sorgenden Blick für ihre Umgebung nicht verloren hatte, in dem leichenblassen Antlitze der Schwester die namenlose Angst gemerkt haben, in der ihr treues Herz schwebte, und noch am Rande des Grabes ihr eigenes Wehe gegen fremdes zurücksetzend, sprach sie die obengeführten, aufrichtenden Worte.

Die Schwester antwortete in tiefer Bewegung:

„O, das ist gut, Gott wird Dir bald helfen!“

„Ja, im Himmel!“ antwortete Meta sehr sanft und ergeben, aber mit schon verlöschender Stimme.

Kurz darauf schienen sich wieder stärkere Schmerzen einzustellen. Meta stöhnte und wimmerte auf's Neue; doch währte dies nicht lange. Ihr Antlitz ward plötzlich ganz ruhig; sie legte das Haupt in das Kissen zurück und sprach: „Es ist vorbei!“

Bei diesen Worten sank die treue Elisabeth auf die Kniee und betete laut und inbrünstig, Gott wolle die Seele dieser Dulderin gnädig in seinen Schooß aufnehmen.

Unter den frommen Gebeten der treuen Schwester verließ Meta's unsterblicher Geist die irdische Hülle.

Ihre letzten Augenblicke waren sanft, still und ruhig.

Der himmlische Frieden war der Märtyrerin nach so unsäglicher Körperqual wol zu gönnen. In den fünf letzten Nächten, wo sie, fast ununterbrochen, namenlos leiden mußte, hatte sie nicht zwei Stunden Schlaf gehabt. Die Nacht vom Sonnabend auf den Sonntag hatte Klopstock ganz allein bei ihr zugebracht; von da an war die treue Schwester stets an ihrer Seite gewesen.

Bei ihrer Leichenöffnung stellte es sich heraus, daß das Kind, das sie nicht zur Welt bringen konnte, ein Sohn war. Wie unbeschreiblich hatte sie sich nach diesem Kinde gesehnt, mit welchem Entzücken sich den Augenblick ausgemalt, wo sie Klopstock seinen Erstgeborenen entgegenstrecken werde! Der Himmel hatte es anders beschlossen. Als sie in der Nacht vor ihrem Tode während einiger Stunden, wo sie ganz besonders viel leiden mußte, den Arzt zur treuen Elisabeth, die eine Stärkung bereitete, sagen hörte: „Nun wird Ihre Frau Schwester wol keine Kinder mehr verlangen,“ so sprach sie, das Haupt unter großer An-

strengung ihm zuwendend, mit einer Lebhaftigkeit, die für ihren schwachen Zustand fast unbegreiflich war:

„O nein, ich will dem Allem ungeachtet doch gern noch mehr Kinder haben.“

Wem fielen hier nicht die schönen Verse Chamisso's ein:

„Gern litt ich und werde, Du süßes Licht,
Viel' Schmerzen um Dich noch erleben,
Denn lebt von Schmerzen die Liebe nicht,
Und nicht von Liebe das Leben?“

Während Meta sanft und friedlich aus dem Diesseits schied, lag Klopstock in seinem Zimmer auf den Knieen und bat Gott in inbrünstigem Flehen um Ergebung in seinen heiligen Willen. Und die Erhörung seines Flehens ward ihm nicht versagt. Denn das erste Gebet, als Meta in Lichtgestalt vor dem Throne des himmlischen Vaters kniete, war: dem zurückgebliebenen Gatten Balsam auf die blutende Wunde seines Herzens träufeln zu wollen.

Die Trauer um die Dahingeschiedene.

Klopstock ertrug den unersetzlichen Verlust, der ihn betroffen hatte, mit jener Fassung und Ergebung, die einzig ein inniger christlicher Glaube zu spenden vermag. Wohl höhlte der Gram seine Wange aus, wohl thränte sein Auge am Abend wie am Morgen, wohl schien ihm über die ganze Erde ein Trauerflor gebreitet; aber sein Herz bäumte sich nicht unwillig auf, seine Hand ballte sich nicht in frevelhaftem Zorne, sondern über seine Lippen kamen nur fromme Gebete. Wieder und immer wieder betete er um Ergebung in den Willen des Allweisen, zuweilen allerdings, wenn der Gedanke an die langen Jahre einsamen Erdenwallens allzu niederbeugend war, um baldige Vereinigung mit der Voraufgegangenen. Im Allgemeinen aber konnte Klopstock als ein Muster christlicher Ergebung der gesammten Christenheit zur Nachahmung dienen. Ganz Hamburg beklagte mit Klopstock den Verlust der vortrefflichen Meta, und aus der Nähe und Ferne langten Briefe an, die von dem schmerzlichen Eindrucke Kunde gaben, den überall der Tod dieser herrlichen Frau hervorgebracht hatte. Klopstock's Mutter sprach in ihrem Trostschreiben die Besorgniß aus, daß ihr Sohn sich seinem Schmerze allzu sehr hingeben und seine Gesundheit dadurch leiden möge. Sie bat deshalb, daß er zu ihr kommen und Trost an ihrer

treuen Brust suchen wolle. Elisabeth Schmidt, die, wie sie an Meta's Schmerzenslager mit nie ermattender Sorge gestanden hatte, so jetzt ihrem Schwager die mildeste und zärtlichste Trösterin war, übernahm es, Klopstock's Mutter zu beruhigen. Aus ihrem Schreiben ersehen wir, mit welcher bewundrungswürdigen Seelenstärke Klopstock den schmerzlichsten Verlust trug, von dem er je betroffen worden. Ueber seine Fassung und Ergebung kommt in dem Briefe der Elisabeth Schmidt folgende Stelle vor:

„Ich wünschte, daß Sie Ihren lieben Sohn selbst sehen könnten. Welch ein Wunder beweist Gott an ihm! Er dient uns Allen zum Beispiele, wie kräftig Gott den Seinen auch in den schwersten Umständen beistehet."

Wir erfahren aus diesem Briefe noch eine rührende Aeußerung der verklärten Meta. In der vorletzten Nacht war Elisabeth Schmidt während mehrerer Stunden allein bei ihrer Schwester. Die Ahnung ihres nahen Todes kam schon in dieser Nacht häufig über die schwerleidende Meta. Unter vielem Schönen und Erhabenen, das sie sprach und das von ihrem Vorbereitetsein auf ihr baldiges Scheiden Kunde gab, that sie auch diese Aeußerung: „Ach, Schmidt, wie würde es mir jetzt gehen, wenn ich nicht schon die ganzen neun Monate dazu gebraucht hätte, mich zum Tode zu bereiten. Jetzt lassen meine Schmerzen nicht zu, daß ich so anhaltend beten, so beständig an Gott denken kann, wie ich es sonst gewohnt bin zu thun, und wie ich es jetzt eben am liebsten zu thun wünsche."

Natürlich erhielt Klopstock von seinen sämmtlichen Freunden die innigsten Versicherungen, wie sehr sie seinen Verlust mitbetrauerten. Cramer, der Meta's hohen Werth durch häufigen Verkehr mit ihr hatte würdigen lernen, fürchtete bei der Kunde von ihrem Tode sehr, daß Klopstock seinem Schmerze erliegen werde. Bevor er deshalb seinem Freunde sein Beileid ausdrückte,

hatte er sich bei Bekannten in Hamburg nach Klopstock's Gemüthszustande erkundigt. Zu seiner großen Beruhigung vernahm er, daß sein Freund sich in dieser schweren Prüfung ganz so zeigte, wie es einem Christen und vor allem dem Sänger der Messiade geziemte. Welchen Werth Cramer auf dieses christliche Gefaßtsein legte, ersehen wir aus folgender Stelle seines Briefes:

„Unterdeß freuen wir uns bei allem dem wehmüthigen Antheile, den wir an Ihrem Verluste nehmen, oder sollen wir es nicht lieber einen Gewinn nennen? über die so christliche und Ihnen so anständige Gemüthsfassung. So ist unser Gott, der Aberbarmherzigste, auch unter den schmerzlichsten Prüfungen bei uns! Er sei ferner mit Ihnen, und wir wünschen von Herzen, daß er Sie immer mehr stärken und aufrichten möge."

Auch von Giseke langte ein Beileidsschreiben an, das von der tiefen Betrübniß Zeugniß ablegte, in die er und seine Frau durch Meta's Tod versetzt worden. Er ersuchte Elisabeth Schmidt, Klopstock zu bewegen, daß er so bald wie möglich nach Quedlinburg zu seiner Mutter reise. Einmal werde seine Anwesenheit der alten Frau, die auf's Aeußerste für ihren Sohn besorgt sei, zum Troste gereichen, und dann scheine er ihm auch gut für Klopstock, wenn er für eine Zeitlang von der Stadt entfernt bleibe, wo er täglich an den gehabten unersetzlichen Verlust erinnert werde.

„Dann wollen wir mit ihm weinen", schreibt Giseke, „und er soll, wenn er kann, mir seinen Abschied von seiner Geliebten erzählen. Gott prüft ihn durch harte Leiden. Aber er wird ihn treu erfinden".

Die Briefe, die Giseke an Klopstock in Bezug auf Meta's Tod richtete, waren überaus innig und theilnehmend. Sie thaten dem kranken Herzen unsers Dichters ungemein wohl. Klopstock schrieb deshalb an seinen Freund:

„Ihre Briefe, mein Giseke, haben eine besondere Wirkung des Trostes auf mich. Es ist was Erfrischendes darin. Sie müssen mir oft schreiben.“

Aus einem sehr innigen und ausführlichen Briefe, den Funk*) bei Gelegenheit von Meta's Tode an den so schwer getroffenen Gatten schrieb, ersehen wir, wie Klopstock in den ersten Wochen nach dem gehabten tiefschmerzlichen Verluste fast gar keinen Schlaf hatte. Klopstock pflegte deshalb häufig gar nicht zu Bett zu gehen, weil er annahm, daß er sich nur nutzlos umherwälze und der Schlaf doch nicht kommen werde. Funk schreibt nun:

„Ich preise Gott mit Ihnen, liebster Freund, für die Ruhe, mit der er Ihre Seele begnadigt! Aber doch werde ich Ihretwegen nicht ganz ohne Sorgen sein, bis ich versichert bin, daß sich Ihr Körper der Erquickung des Schlafs wieder überläßt, die er jetzt verschmäht.“ Funk spricht dann sehr schöne und tiefe Gedanken über die Absichten aus, die Gott bei dieser großen Prüfung gehabt haben könne. Er hatte nämlich durch Cramer erfahren, daß Klopstock an diesen eine hierauf bezügliche Anfrage gestellt. Funk's Gedanken über Gottes Absichten bei Meta's Tode sind nun diese:

„Sie war reif zu ihrer Geburt in's Leben der Engel. Schon längst suchte sie ihre ganze Glückseligkeit in Liebe und Erkenntniß, den einzigen Quellen, woraus Engel ihre Wonne schöpfen. Die Gnade ihres himmlichen Vaters, der sie so bald der Unsterblichkeit würdig achtete, ohne sie erst durch vieler Jahre Leiden zu prüfen, ist sichtbar groß gegen sie gewesen. Ohne Zweifel sah er, daß sie ein folgsames, gehorsames Kind wäre; ein Kind,

*) Funk war bekanntlich auch ein Schöngeist, wennngleich gerade nicht ersten Ranges. Er betheiligte sich an dem von Cramer herausgegebenen Blatte: „Der nordische Aufseher“ und übersetzte mit großer Gewandtheit ästhetische Abhandlungen aus dem Französischen.

das sich durch lauter Güte und Liebe von ihm leiten ließ. Denn wie glücklich war sie nicht in den letzten Jahren ihres Lebens, und fast bis an die Stunde ihrer Verklärung! Ihr einziger, bester, liebster Freund, ihr Schutzengel auf der Erde, wie ihn ihr von der zärtlichsten Liebe gegen ihn überfließendes Herz noch in ihrem letzten Augenblicke nannte, war ihr Alles, was sie hier wünschte. Er empfand es und machte sie glücklich. Und ihr Andenken wird seine größte irdische Glückseligkeit sein, so lange er noch hinter ihr zurück bleibt. Mitten unter diesen heitern Tagen ging sie in die unendlich größere Herrlichkeit ihres Vaters und ihres Erlösers ein, und ihr Abschied wird von vielen Edlen beweint, die sie liebten und sich jetzt mit der Hoffnung aufrichten, sie einst wieder zu sehen. Nur in den Stunden ihrer Auflösung fühlte sie das Loos der Sterblichkeit, aber (der Gott der Barmherzigkeit sei dafür gelobt!) nicht länger, als die Sonne ihren täglichen Lauf wenige Male vollendet. — Und diese kurzen Leiden, in welchen sie durch ihre standhafte Geduld die letzte Probe ihres Gehorsams gegen ihren himmlischen Vater so willig und so erhaben ablegte, werden ihren Eintritt in das Land der Wonne nur um so viel entzückender gemacht haben.

Nach den letzten Augenblicken
Des Todesschlummers folgt Entzücken,
Folgt Wonne der Unsterblichkeit."

So wird die kurze Entfernung von ihrem Freunde seine Wiedervereinigung mit ihr nur um so viel süßer machen. — Es leidet zwar der Ueberlebende, aber belohnt ihn nicht dafür der tröstende Gedanke, daß er gewissermaßen an ihrer Statt leidet? Würde sie die Kräfte gehabt haben, es zu überstehen, wenn das Loos ihres hinterlassenen Freundes das ihre gewesen wäre? Und unter dem Schlage eines solchen Schicksals niederzusinken,

wäre an ihr, welche alle Vollkommenheiten eines weiblichen Herzens besaß, Tugend gewesen. Er aber ist ein Mann."

Funk spricht in seinem ganzen Briefe, wie es durch die ernste Veranlassung, die ihm die Feder in die Hand gegeben hatte, leicht erklärt wird, über das Fortleben und Wiederfinden der Seelen, die sich hienieden so sehr geliebt haben, in einem Jenseits, wo es keinen Schmerz giebt und keine Trennung. Er meint, daß, wenn im Jenseits allerdings noch ein gewisser Unterschied zwischen den Seelen beider Geschlechter stattfinde, ihre Verbindung doch von einer weit näheren und vollkommmneren Art sein werde, wie auf Erden. Beide hier völlig von einander getrennte Wesen würden dort ein vollkommenes Ganze ausmachen. Gewiß ist auch Funk's Gedanke ein richtiger, daß durch Meta's Tod in Klopstock so erhabene und andächtige Ideen hervorgerufen seien, wie er sie trotz seiner schon früher so großen Religiosität bisher nicht gehabt, und daß für die Vollendung seiner Messiade die an dem Sterbebette seiner engelgleichen Gattin bestandene Prüfung und Läuterung von größter und wohlthätigster Einwirkung sein werde. Auch in Bezug auf praktisches Christenthum werde Meta's frühzeitiger Tod sowohl für Klopstock, wie alle Diejenigen, die seine Gattin gekannt und geliebt hätten, die segenbringensten Folgen haben.

„Der Gedanke des Todes", so lautet Funk's Ansicht, „wie man ihn bei einer solchen Veranlassung denkt, ist erstaunend fruchtbar. Die Besten haben ihre saumseligen Stunden, und doch steht der Lauf der Zeiten nicht stille. Dieses Leben, die Zeit der Aussaat, die mit dem Augenblicke des Todes zu Ende geht, wird uns durch solche Erweckungen weit wichtiger, man fühlt weit kräftiger die Ermahnung: Lasset uns Gutes thun und nicht müde werden! Denn zu seiner Zeit werden

wir auch ernten ohne Aufhören. Das Leben scheint uns kürzer und der Tod näher, mit einem Worte, alle nützliche Erkenntniß, welche oft nur Theorie in uns ist, wird zu der Zeit Praxis. Sie, liebster Freund, haben das Verdienst, daß alle solche Absichten, wenn ich so reden darf, gewissermaßen auf ihre Unkosten erfüllt worden sind. Ich nenne es ein Verdienst, denn ich weiß, daß Sie auch die herrlichsten Früchte davon haben werden. Ich wiederhole es noch einmal, daß ich nicht wage, die Hauptabsichten, welche eigenthümlich und einzig allein auf Sie abzielen, zu berühren. Denn das können Sie selbst am Besten denken, fühlen und sagen. Und doch werden Sie hier auch nur ein kleines Wort davon vernehmen. Erst dort wird Ihnen das volle Licht entgegenstrahlen. Ich weiß, daß Sie indessen die Fügungen Gottes anbeten.

Du wirst Ihm danken mit deinem Liede.

Lassen Sie mich einer Einzigen erwähnen, welche viel Süßigkeit für mich hat. Wird Ihnen nicht Ihr Tod einst leichter werden? Was ist noch auf der Erde, das Ihr Herz so sehr besitzt?"

Auch die Gräfin Bernstorff verfehlte nicht, an Klopstock tiefgefühlte, aus edlem Frauenherzen kommende Trostworte zu richten. Sie schreibt unter Anderem:

„Anfangs hielt ich Sie für den Unglücklichsten unter den Menschen. Ich machte mir traurige und schwarze Vorstellungen von Ihrer Situation. Allein, nachdem ich Ihre Briefe gesehn habe, habe ich eingesehen, daß man durch die Religion das fürchterlichste Schicksal, ohne darunter zu erliegen, ertragen könne. Aber vielleicht sind nur Wenige, denen eine solche Glückseligkeit aufbehalten ist."

Das Lob, welches die Gräfin Bernstorff unserm Dichter in Bezug auf sein Gottvertrauen spendet, womit er die über ihn verhängte Schickung ertrage, war ein wohlverdientes. Klopstock

hatte sich trotz seiner unbeschreiblichen Betrübniß doch keinen Augenblick an Gottes Vatergüte versündigt. Den Tag nach Meta's Tode war er auf die Bitten sämmtlicher Verwandten seiner Frau aus dem Sterbehause gezogen und hatte in der Wohnung eines Freundes vorläufig Quartier genommen. Seinen todten Sohn hatte er gesehen, aber nicht Meta, da er sich immer das letzte himmlische Lächeln wollte vergegenwärtigen können, mit dem sie ihm Lebewohl gesagt.

Auch von Basedow, aus Soroe langte ein inniges Trostschreiben an, in dem wir weit mehr Christlichkeit und Innerlichkeit finden, als wir bei dieser unstäten, stets auf äußere Experimente, nicht auf psychische Versenkung bedachten Persönlichkeit anzutreffen vermutheten. Basedow schreibt nun:

„Ich würde Ihre Gemüthsverfassung noch mehr bewundern, wenn ich die Kraft der Religion weniger kennte. Dem sei Dank, der Leben und unsterbliches Wesen an's Licht gebracht hat, daß wir nicht wie die Heiden trauern dürfen. Es wird Ihnen jetzt sehr lieb sein, daß die Religion der hauptsächlichste Gegenstand Ihres Fleißes gewesen ist. Denn dadurch ist sie in Ihrem Herzen so lebendig und thätig geworden, als sie ohne diesen Umstand in vielen redlichen Christen nicht sein kann."

Giseke genügte natürlich der früher erwähnten Aufforderung Klopstock's, häufig Briefe an ihn zu richten. Wie sehr seine Trostbriefe, die dem schmerzbewegten Gemüthe unsers Dichters so wohlgethan hatten, seinem tiefsten Herzen entflossen waren, entnehmen wir folgender Stelle eines vom 28. Januar 1759 datirten Briefes:

„Ich sehe, daß Gott auch die Seinen durch Alles zu trösten weiß, und muß es Dem zuschreiben, wenn meine Briefe Ihnen einige Erquickung gegeben haben. Ich weiß nicht, was ich Ihnen geschrieben habe."

Der treue Freund erwähnt dann, wie sehr ihm der Gedanke wohlthue, Klopstock im Frühling umarmen zu können, da dieser ja fest versprochen habe, jedenfalls nicht später nach Quedlinburg kommen zu wollen.

Auch die Gräfin Bernstorff, die seit Meta's Tode häufig an den schwergetroffenen Gatten schrieb, ist mit Klopstock's Frühlingsreise nach Quedlinburg ganz einverstanden, weil sie Aufrichtung und Erfrischung seines Gemüths von dieser Ortsveränderung erwartet. Der einzige Umstand — schreibt sie — weshalb sie seine Entfernung von Hamburg nicht gerne sehe, sei der, daß sie seine Briefe dann so viel später erhalten werde. Wie sehr beweis't diese Bemerkung die Innigkeit ihrer Freundschaft zu Klopstock!

Auch Young richtet aus Wellwyn ein Trostschreiben an den ihm geistesverwandten deutschen Dichter. Young äußert, wie er ganz besonders geeignet sei, Klopstock's ganzen Verlust zu begreifen und mit ihm zu trauern, weil es nicht lange her sei, daß ihn eben das Unglück getroffen habe. „Ich sage, nicht lange her", fährt er wörtlich fort, „obgleich viele Jahre seitdem vergangen sind. Aber die Wunde war so tief, daß sie mir noch jetzt neu zu sein scheint. Sie blutet oft, als wenn ich sie erst gestern empfangen hätte. Gott, der Allmächtige, stärke Sie nach seiner großen Barmherzigkeit mit vielem, vielem andern Segen."

Wie sehr Klopstock jedes Verdienst zurückwies, das ihm so Viele aus der Fassung und Ergebung machen wollten, womit er Meta's Tod ertrug, geht aus einem Briefe der Gräfin Bernstorff an unsern Dichter hervor, der als Antwort auf seine Bemerkung erfolgte, daß er in der Kraft, in der Demuth und der Geduld, mit der er den ungeheuren Verlust auf sich genommen, nur die Gnade des Allerhöchsten zu verehren habe. Die Gräfin schreibt:

„Den Vorwurf, den Sie mir machen, daß ich es Ihnen als

ein Verdienst anrechnete, jene Gnade erhalten zu haben, ist Ihres Charakters würdig. Ich habe niemals sagen wollen, ich habe es auch nicht einmal gedacht, daß Sie sich ein Verdienst daraus machten; ich müßte Sie nicht kennen, wenn ich so hätte von Ihnen denken wollen. Aber Sie erlauben mir gleichwohl, eine bessre Meinung von Ihnen zu haben, als Sie von sich selbst haben. Ich darf Ihnen also ein Verdienst aus einer Sache machen, von der ich sehr wohl begreife, daß Sie sich selbst keins daraus machen."

So gelangten von allen Seiten und von den edelsten Gemüthern an Klopstock tiefempfundene Beileidsschreiben. Denn nicht bloß in dem engeren Kreise seiner Freunde und Verwandten, nicht bloß in der Welt- und Handelsstadt Hamburg, die Meta zu ihren anmuthigsten und tugendreichsten Töchtern gezählt hatte, nein, im ganzen großen deutschen Vaterlande und weit außerhalb der germanischen Grenzen nahm man den innigsten Antheil an dem unersetzlichen Verluste, von dem der verehrte Sänger des Messias betroffen worden. Doch man sagte sich zur Beruhigung, daß, wenn von dem Kreuze Christi für alle Mühseligen und Beladenen so reicher Trost herabfließe, auf Klopstock's Herzenswunde der süßeste Balsam herniederträufeln werde, da Niemand so häufig und mit solcher Inbrunst, wie er, zum Heiland emporgeblickt und aus seinem Himmelsauge Kraft und unerschütterlichen Glauben gesogen habe.

Die Trauer um Meta Klopstock war demnach eine allgemeine und noch heutzutage pilgert jeder Fremde, der nach Hamburg kommt und dessen Sinn nicht ganz dem Höheren und Edleren abgestorben ist, nach dem Friedhofe zu Ottensen, wo die frömmste und reinste deutsche Frau an der Seite des gefeierten Dichters ruht, der die zweite große Literaturperiode unsers Volkes eröffnete.

Die Gruft zu Ottensen.

Ein Jeder, der von der Anhöhe in Rainville's Garten die schönen Elbufer überblickt und sich darüber gefreut hat, wie das deutsche Vaterland so reich ist an großartigen oder lieblichen Landschaftsbildern, möge in dieser gehobenen Stimmung seine Schritte ein wenig rückwärts wenden und dem nahegelegenen Friedhofe zu Ottensen einen Besuch abstatten. Ruht doch dort, unfern der Kirche, der Sänger der Messiade und Meta, die fromme, die kluge, die bescheidene deutsche Hausfrau. Jetzt schlummern die beiden Ehegatten friedlich neben eineinder, nachdem Meta fünf und vierzig Jahre, ihren Sohn im Arm, der Vereinigung mit dem ebenso verehrten, wie geliebten Klopstock entgegengeharrt hatte. Das schöne weiße Marmormonument, das die Dichtergruft schmückt, zieht sogleich die Blicke der den Friedhof Besuchenden auf sich.

Meta's Schwestern pflanzten, auf den Wunsch Klopstock's, zwei Bäume am Kopfende der Gruft, und die liebste Freundin der Verstorbenen erbot sich, von dem ersten Wehen milder Frühlingswinde an, Blumen auf dem Grabhügel zu unterhalten. Man erblickt auf dem, in die Höhe gerichteten, Grabstein zwei über einander liegende Weizengarben. Unter diesen steht:

„Saat von Gott gesät,
dem Tage der Garben zu reifen!"

In der Mitte des Grabsteins lies't man:

„Margarethe Klopstock
erwartet da, wo der Tod nicht ist,
ihren Freund, ihren Geliebten, ihren Mann,
den sie so sehr liebt!
und von dem sie so sehr geliebt wird!

Aber hier aus diesem Grabe
wollen wir miteinander auferstehn,
du, mein Klopstock, und ich,
und unser Sohn,
den ich dir nicht gebären konnte."

Es ist von tiefer Bedeutung, daß unser deutschester Dichter auf holsteinischem Grunde und Boden bestattet liegt. Möge das deutsche Volk hierin eine stete Mahnung erblicken, daß es dem Dichter, dessen Herz so feurig für die Größe und den Ruhm seiner Nation schlug, eine rein-deutsche Grabstätte bereite! Nicht vom Danebrog, sondern vom deutschen Reichsadler muß Klopstock's Gruft beschattet werden!

Wie einst die Lützow'schen Jäger nicht duldeten, daß Friedrich Friesen, ihr tapferer Genosse, der, wie Jahn ihn beschreibt, „an Leib und Seele ohne Fehl, voll Unschuld und Weisheit, beredt wie ein Seher, eine Siegfriedsgestalt von großen Gaben und Gnaden" war, den Arndt in einem seiner Gedichte einen „lichten Schönheitsstrahl" nennt — wie einst die Lützow'schen Jäger ihren Kameraden, der Allen der Theuerste war, nicht im Ardennenwalde, wo er von bewaffneten Bauern gemeuchelt worden, eingescharrt liegen ließen, sondern wie sein Freund, August von Vietinghaff, als Vertreter der Gesammtheit, seine Ueberreste sammelte und sie der von Friesen so geliebten deutschen Erde übergab: so auch möge ganz Deutschland geloben, daß die

Gebeine seines frömmsten und deutschesten Dichters ruhig und sanft schlummern sollen in rein vaterländischem Boden, umgeben von glücklichen, freien nordalbingischen Brüdern, die an der Eider ebenso und vielleicht noch treuer deutsche Sitte und deutsches Recht wahren, als die Anwohner des Rheins und der Mosel, gegenüber dem verlockenden Franzmann.

Stolz und beglückt wird dann jeder deutsche Jüngling und jeder deutsche Mann nach der Gruft zu Ottensen hinwallfahrten, um einen Eichenkranz niederzulegen für Klopstock, den deutschen Dichter, um mit Veilchen, Lilien und Myrthen die Stätte zu bestreuen, wo Meta schlummert, die bescheidene, liebliche, jungfräuliche Gattin, das Muster einer Tochter, Ehefrau und Christin.

Ein Gebet und ein Gelübde an diesem edlen Grabhügel!







